rororo

DIE BÜCHER VOM HEILIGEN GRAL

BERNARD CORNWELL



Historischer Roman

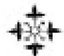
Der Bogenschütze

Bernard Cornwell

Die Bücher vom Heiligen Gral

DER BOGENSCHÜTZE

Historischer Roman



Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Bücher vom Heiligen Gral

Der Bogenschütze

Historischer Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann



Impressum

Die Originalausgaben erschienen 2001 unter dem Titel
«Harlequin»
bei HarperCollins, London, und unter dem Titel
«The Archer's Tale»
bei HarperCollins, New York.
Rowohlt Digitalbuch, veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, März 2012

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
(Foto: thinkstockphotos.de; Angelo Hornak/Corbis; Photo Scala, Florence)

ISBN Buchausgabe 978-3-499-25833-6 (2. Auflage 2012)
ISBN Digitalbuch 978-3-644-45911-3
www.rowohlt-digitalbuch.de
ISBN 978-3-644-45911-3

Das Buch

«Das ist spektakulär und verdammt gut: Krieg und Folter, Liebe, Lust und Verlust.» (The Times)

Am Ostermorgen 1342 wird ein englisches Küstendorf von vier französischen Schiffen überfallen, angeführt von einem geheimnisvollen schwarzen Ritter, der sich «Harlekin» nennt. Schnell brennt der ganze Ort, und aus der Kirche wird ein Schatz gestohlen: eine alte Lanze, sie soll Sankt Georg gehört haben, dem Schutzheiligen der englischen Könige. Als einer der wenigen überlebt der Sohn des Pfarrers, der ihm im Sterben verrät: Der Mann in Schwarz ist ein Verwandter. Thomas schwört, den Frevel zu rächen. Doch er ahnt nicht, wie sehr sein Schicksal mit dem des Harlekins verbunden ist und wie gefährlich seine Reise wird. Denn der Feind scheint die mächtigste Waffe des Christentums zu besitzen: den Heiligen Gral.

Der Auftakt einer großen Mittelalter-Trilogie vom Meister des historischen Romans.

«Das Buch ist randvoll mit tollen Figuren und aufregenden Szenen und bestätigt ein weiteres Mal Cornwells Ruf als Meister des historischen Romans.» (Daily Mail)

Der Autor

Bernard Cornwell, geboren 1944, machte nach dem Studium Karriere bei der BBC, doch nach Übersiedlung in die USA entschloss er sich, einem langgehegten Wunsch nachzugehen, dem Schreiben. Im englischen Sprachraum gilt er als unangefochtener König des historischen Abenteuerromans. Seine Werke wurden in über 20 Sprachen übersetzt – Gesamtauflage: mehr als 20 Millionen. Zuletzt erschien bei Wunderlich der Roman «Das Fort». Als Rowohlt Taschenbuch sind folgende Bücher des Autors lieferbar:

Die Uhtred-Serie

- Band 1: Das letzte Königreich
- Band 2: Der weiße Reiter
- Band 3: Die Herren des Nordens
- Band 4: Schwertgesang
- Band 5: Das brennende Land

Die Artus-Chroniken

- Band 1: Der Winterkönig

- Band 2: Der Schattenfürst
- Band 3: Arthurs letzter Schwur

Sowie

- Das Zeichen des Sieges
- Stonehenge

Gemeinsam mit seiner Frau Judy hat Bernard Cornwell unter dem Pseudonym «Susannah Kells» zwei weitere historische Romane verfasst:

- Das Hexen-Amulett
- Die dunklen Engel

Der Bogenschütze ist für Richard und Julie Rutherford-Moore

«… viele tödliche Schlachten wurden geschlagen, Menschen wurden niedergemetzelt, Kirchen ausgeraubt, Seelen zerstört, junge Frauen und Mädchen entjungfert, wohlanständige Ehefrauen und Witwen entehrt; Städte, Adelssitze und Häuser wurden niedergebrannt, und auf den Straßen drohten Raub, Grausamkeiten und Hinterhalte. Angesichts dieser Taten ist die Gerechtigkeit gescheitert. Der christliche Glaube ist verdorrt, der Handel versiegt, und so viel anderes Übel ist aus diesen Kriegen erstanden, dass es weder in Worte gefasst noch aufgezählt noch niedergeschrieben werden kann.»

Johann der Gute, König von Frankreich, 1360

Prolog

Der Schatz von Hookton wurde am Ostermorgen des Jahres 1342 gestohlen.

Es war ein Heiligtum, eine Reliquie, die an den Dachbalken der Kirche hing, und es war höchst ungewöhnlich, dass ein so kostbares Objekt in einem so unbedeutenden Dorf aufbewahrt wurde. Manche Leute sagten, es habe dort nichts zu suchen, es gehöre in einen Schrein in einer Kathedrale oder einer großen Abtei, während andere, viele andere, meinten, es sei gar nicht echt. Nur Dummköpfe leugneten, dass Reliquien gefälscht wurden. Glattzüngige Männer zogen über Englands Nebenstraßen und verkauften ausgebleichte Knochen, die angeblich von den Fingern oder Zehen oder Rippen irgendwelcher Heiliger stammten, und manchmal stammten die Knochen sogar von Menschen, meistens jedoch von Schweinen, aber dennoch kaufte das Volk sie und betete zu ihnen. «Sollen die Leute doch zum heiligen Guinefort beten», sagte Vater Ralph mit spöttischem Lachen. «Sie beten zu Schinkenknochen, zu Schinkenknochen! Zum heiligen Schwein!»

Vater Ralph war derjenige, der den Schatz nach Hookton gebracht hatte, und er wollte nichts davon wissen, ihn in eine Kathedrale oder Abtei bringen zu lassen. Daher hing er nun seit acht Jahren in der kleinen Kirche und sammelte Staub und Spinnweben, die silbern glitzerten, wenn die Sonne durch das hohe Fenster des Westturms fiel. Spatzen hockten auf dem Schatz, und an manchen Morgen hingen

Fledermäuse von seinem Schaft. Er wurde selten gereinigt und so gut wie nie heruntergeholt. Nur manchmal befahl Vater Ralph, eine Leiter zu holen und den Schatz von den Ketten zu lösen, an denen er hing, und dann betete er bei ihm und strich mit der Hand darüber. Er prahlte nie damit. Andere Kirchen oder Klöster hätten eine solche Kostbarkeit dazu genutzt, Pilger anzulocken, doch Vater Ralph wimmelte Besucher ab. «Das ist bloß Tand», sagte er, wenn ein Fremder ihn auf die Reliquie ansprach. «Vollkommen wertlos.» Wenn die Besucher nicht lockerließen, wurde er wütend. «Es ist Tand, wertloser Tand!» Vater Ralph war schon einschüchternd genug, wenn er nicht wütend war, aber wenn sein Gemüt sich erhitzte, wurde er zu einem wilden Dämon, und sein lodernder Zorn beschützte den Schatz, obgleich Vater Ralph der Ansicht war, sein bester Schutz sei Unwissenheit, denn wenn die Menschen nichts über ihn wussten, würde Gott ihn bewachen. Und das tat Er auch eine Zeitlang.

Hooktons Abgelegenheit trug viel zu diesem Schutz bei. Das winzige Dorf lag an Englands Südküste, wo die Lipp, ein kleiner Fluss, über einen Kiesstrand ins Meer floss. Ein halbes Dutzend Fischerboote liefen von dort aus, des Nachts geschützt vom «Hook», einer Felszunge, die sich um den letzten Abschnitt der Lipp schlang. Allerdings war das Meer bei dem berühmten Sturm von 1322 über den Hook hinweggepeitscht und hatte alle Boote auf dem oberen Strandabschnitt zertrümmert. Das Dorf hatte sich von diesem Schicksalsschlag nie so recht erholt. Vor dem Sturm waren neunzehn Boote vom Hook ausgelaufen, doch nun,

zwanzig Jahre später, zogen nur noch sechs kleine Kähne über die Wellen jenseits der gefährlichen Sandbank der Lipp. Die übrigen Dorfbewohner arbeiteten in den Salzpfannen oder hüteten Schafe und Rinder auf den Hügeln hinter der Ansammlung von strohgedeckten Hütten, die sich um die kleine Kirche drängten. Das war Hookton: ein Ort mit Booten, Fisch, Salz und Vieh, dahinter grüne Hügel, in seiner Mitte Ahnungslosigkeit und davor das weite Meer.

Wie jeder andere Ort der Christenheit hielt auch Hookton vor dem Osterfest eine Nachtwache ab, und in jenem Jahr 1342 wurde diese feierliche Pflicht von fünf Männern absolviert, die zusahen, wie Vater Ralph die Ostersakramente weihte und das Brot und den Wein dann auf den weiß geschmückten Altar legte. Die Oblaten lagen in einer schlichten Tonschale, bedeckt mit einem weißen Leintuch, während der Wein sich in einem silbernen Becher befand, der Vater Ralph gehörte. Dieser Becher war Teil seines Geheimnisses. Vater Ralph war sehr groß, fromm und viel zu gelehrt, um ein einfacher Dorfpfarrer zu sein. Es ging das Gerücht, er hätte Bischof werden können, aber der Teufel habe ihn mit bösen Träumen heimgesucht, und die Leute wussten, dass man ihn, bevor er nach Hookton gekommen war, in der Zelle eines Mönchsklosters eingesperrt hatte, weil er von Dämonen besessen war. Im Jahr 1334 hatten die Dämonen ihn verlassen, und er wurde nach Hookton geschickt, wo er die Dorfleute damit erschreckte, dass er den Möwen predigte oder am Strand auf und ab ging, seine Sünden beweinte und sich die Brust

mit scharfkantigen Steinen einritzte. Er heulte wie ein Hund, wenn die Schlechtigkeit zu schwer auf seinem Gewissen lastete, aber er fand in dem abgelegenen Dorf auch eine Art Frieden. Er baute sich ein großes Holzhaus, in das er mit seiner Haushälterin einzog, und er freundete sich mit Sir Giles Marriott an, der der Lord von Hookton war und in einem Herrenhaus drei Meilen nördlich des Dorfes wohnte.

Sir Giles war natürlich ein Edelmann, und das war Vater Ralph anscheinend auch, trotz seiner wilden Mähne und der wütenden Stimme. Er sammelte Bücher, und die waren neben dem Schatz, den er in die Kirche gebracht hatte, das größte Wunder von Hookton. Manchmal, wenn er seine Tür offen ließ, kamen die Leute und starrten neugierig die siebzehn ledergebundenen Exemplare an, die auf dem Tisch lagen. Die meisten waren in Latein verfasst, aber ein paar auch auf Französisch, der Muttersprache von Vater Ralph. Nicht das Französisch Frankreichs, sondern das der Normannen, die Sprache der Herrscher Englands, und die Dorfleute nahmen an, ihr Pfarrer müsse von edler Geburt sein, obwohl niemand es wagte, ihn direkt zu fragen. Sie hatten alle Angst vor ihm, aber er erfüllte seine Pflichten ihnen gegenüber; er taufte sie, verheiratete sie, nahm ihnen die Beichte ab, erteilte ihnen Absolution, las ihnen die Leviten und beerdigte sie, aber er verbrachte seine Zeit nicht mit ihnen. Er ging allein umher, mit grimmiger Miene, wild zerzaustem Haar und finsterem Blick, aber die Dorfbewohner waren trotzdem stolz auf ihn. In den meisten ländlichen Kirchen hockten träge, teiggesichtige Pfarrer,

die kaum gebildeter waren als ihre Gemeindemitglieder, aber Hookton besaß mit Vater Ralph einen richtigen Gelehrten, zu gebildet, um sich unters Volk zu mischen, vielleicht ein Heiliger, vielleicht von edler Abstammung, ein selbst erklärter Sünder, möglicherweise verrückt, aber unleugbar ein echter Priester.

Vater Ralph segnete die Sakramente und warnte die fünf Männer, in der Nacht vor Ostern gehe Luzifer um, und der habe nur eines im Sinn, nämlich die heiligen Sakramente vom Altar zu stehlen, sie müssten also das Brot und den Wein sorgsam bewachen. Nachdem der Priester die Kirche verlassen hatte, blieben sie auch eine Weile pflichtbewusst auf den Knien und sahen zu dem silbernen Becher hinüber, in den ein Wappen geprägt war. Das Wappen zeigte ein Fabelwesen, einen Greif, der einen Kelch in den Klauen hielt, und dieses edle Gerät nahmen die Dorfeinwohner als Beweis, dass Vater Ralph tatsächlich ein hochgeborener Mann war, den seine Besessenheit in die Tiefe gerissen hatte. Der silberne Becher schimmerte im Licht zweier dicker Kerzen, die die ganze lange Nacht hindurch brennen würden. Die meisten Dörfer konnten sich keine richtigen Osterkerzen leisten, aber Vater Ralph erstand jedes Jahr zwei von den Mönchen in Shaftesbury, und die Dorfbewohner schlichen sich in die Kirche, um sie anzuschauen. Doch in dieser Nacht, nachdem die Dunkelheit hereingebrochen war, sahen nur die fünf Männer die hohen, reglos brennenden Flammen.

In den größeren Kirchen des Christentums hielten Ritter diese alljährliche Nachtwache ab. Sie knieten in voller

Rüstung, ihre Waffenröcke bestickt mit steigenden Löwen, niederstoßenden Falken, Axtblättern und Adlern mit ausgebreiteten Flügeln, die Helme mit Federbüschen verziert. Doch in Hookton gab es keine Ritter, und nur der jüngste der Männer, der Thomas hieß und ein Stück abseits der anderen vier saß, hatte eine Waffe. Es war ein altes, stumpfes und leicht rostiges Schwert.

«Glaubst du, das alte Ding wird dem Teufel Angst einjagen?», fragte John.

«Mein Vater hat gesagt, ich soll es mitbringen.»

«Was will dein Vater mit einem Schwert?»

«Er wirft nie etwas weg, das weißt du doch», sagte Thomas und wog das Schwert in der Hand. Es war schwer, aber er hob es mit Leichtigkeit; mit seinen achtzehn Jahren war er groß und sehr kräftig. Die Leute in Hookton mochten ihn, denn obwohl er der Sohn des reichsten Mannes im Ort war, arbeitete er hart. Er liebte nichts so sehr wie einen Tag auf See, wo er die geteerten Netze einholte, die seine Hände aufrissen. Er wusste, wie man ein Boot führte, und war kräftig genug, um ordentlich zu rudern, wenn der Wind ihn im Stich ließ; er konnte Fallen stellen, mit dem Bogen schießen, ein Grab ausheben, ein Kalb verschneiden, ein Dach mit Stroh decken oder den ganzen Tag Heu ernten. Er war ein hochgewachsener, knochiger, schwarzhaariger Landjunge, aber Gott hatte ihm einen Vater gegeben, der wollte, dass Thomas nach Höherem strebte. Sein Sohn sollte Priester werden, und daher hatte Thomas gerade sein erstes Semester in Oxford absolviert.

«Was machst du da in Oxford?», fragte Edward ihn.

«Lauter nutzloses Zeug», sagte Thomas. Er strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, das ebenso hager war wie das seines Vaters. Er hatte leuchtend blaue Augen mit ein wenig schweren Lidern, ein ausgeprägtes Kinn und ein schnell aufblitzendes Lächeln. Die Mädchen im Dorf fanden ihn gut aussehend.

«Gibt's in Oxford auch Mädels?», fragte John mit anzüglichem Grinsen.

«Mehr als genug», erwiderte Thomas.

«Erzähl das lieber nicht deinem Vater», meinte Edward, «sonst kriegst du wieder eins übergezogen. Sehr geschickt mit der Peitsche, der Alte.»

«Das kannst du laut sagen», stimmte Thomas ihm zu.

«Er will nur dein Bestes», sagte John. «Das kann man einem Vater doch nicht verübeln.»

Und ob Thomas es ihm verübelte. Er hatte es ihm immer verübelt. Jahrelang hatte er mit seinem Vater gestritten, und nichts brachte den Zorn zwischen ihnen so zum Kochen wie Thomas' Vorliebe fürs Bogenschießen. Der Vater seiner Mutter war Bogenschütze im Weald gewesen, und Thomas hatte bei seinem Großvater gelebt, bis er fast zehn gewesen war. Dann war sein Vater mit ihm nach Hookton gegangen, wo Thomas den Jäger von Sir Giles Marriott kennengelernt hatte, der ebenfalls ein hervorragender Bogenschütze war, und der Jäger war sein neuer Lehrer geworden. Mit elf Jahren hatte Thomas seinen ersten Bogen angefertigt, doch als die Waffe aus Eibenholz seinem Vater unter die Augen gekommen war, hatte er sie über seinem Knie zerbrochen

und mit den Überresten seinen Sohn verprügelt. «Du bist kein einfacher Mann», hatte sein Vater gebrüllt und mit den zersplitterten Holzleisten auf seinen Rücken, Kopf und Beine eingedroschen, doch weder die Worte noch die Schläge hatten irgendetwas genützt. Und da Thomas' Vater meist mit anderen Dingen beschäftigt war, hatte der Junge Zeit genug, seiner Begeisterung nachzugehen.

Mit fünfzehn war er ein ebenso guter Bogenschütze wie sein Großvater und hatte ein instinktives Gespür dafür, wie er einen Eibenstock formen musste, sodass die Innenseite aus dem dichten Kernholz bestand, die Außenseite hingegen aus dem elastischeren Splintholz, denn wenn der Bogen gespannt wurde, versuchte das Kernholz stets, in die Gerade zurückzukehren, und das Splintholz war der Muskel, der dies ermöglichte. Für Thomas' wachen Geist vereinte ein guter Bogen in sich Eleganz, Schlichtheit und Schönheit. Mit seiner Glätte und Kraft war ein guter Bogen wie ein flacher Mädchenbauch, und in jener Nacht, als Thomas in der Kirche von Hookton die Osterwache absolvierte, musste er an Jane denken, die in dem kleinen Wirtshaus des Dorfes bediente.

John, Edward und die beiden anderen Männer hatten über Dorfgeschehnisse gesprochen: die Lammpreise auf dem Markt von Dorchester, den alten Fuchs auf dem Lipp Hill, der in einer einzigen Nacht eine ganze Schar Gänse gerissen hatte, und den Engel, der über den Dächern von Lyme gesehen worden war.

«Die haben bestimmt zu tief ins Glas geschaut», sagte Edward.

«Ich seh auch Engel, wenn ich saufe», meinte John.

«Du meinst Jane, was?», erwiderte Edward. «Sieht wirklich aus wie ’n Engel, die Kleine.»

«Benimmt sich aber nicht so», sagte John. «Das Mädel ist nämlich schwanger.» Und alle vier Männer richteten ihre Blicke auf Thomas, der mit Unschuldsmiene zu dem Schatz unterm Kirchendach hinaufschaute. In Wirklichkeit fürchtete Thomas, dass das Kind tatsächlich von ihm war, und hatte eine Heidenangst, was sein Vater sagen würde, wenn er davon erfuhr, doch in dieser Nacht tat er so, als wüsste er nichts von Janes Schwangerschaft. Er sah nur zu dem Schatz hinauf, der halb von einem Fischernetz verdeckt wurde, das zum Trocknen aufgehängt worden war, während die vier älteren Männer nach und nach eindösten. Ein kalter Luftzug ließ die beiden Kerzenflammen aufflackern. Irgendwo im Dorf heulte ein Hund, und die ganze Zeit über, ohne Anfang und Ende, konnte Thomas den Herzschlag des Meeres hören, die Wellen, die auf den Kies brandeten und mit einem Rauschen zurückflossen, kurz innehielten und dann wieder aufbrandeten. Er lauschte auf das Schnarchen der vier Männer und betete, sein Vater möge nie etwas von der Sache mit Jane erfahren. Doch das war ziemlich unwahrscheinlich, denn sie drängte Thomas zur Heirat, und er wusste nicht, was er tun sollte. Vielleicht, so dachte er, sollte er einfach fortlaufen, Jane und seinen Bogen nehmen und davonlaufen, aber er war unentschlossen, und so starrte er weiter zur Reliquie hinauf und betete zu ihrem Heiligen um Hilfe.

Der Schatz war eine Lanze. Sie war riesig, mit einem Schaft so dick wie der Unterarm eines Mannes, doppelt so lang wie ein ausgewachsener Mann und wahrscheinlich aus Esche, obgleich sie so alt war, dass niemand es mit Genauigkeit sagen konnte. Das Alter hatte den geschwärzten Schaft ein wenig verbogen, wenn auch nicht viel, und die Spitze war nicht aus Eisen oder Stahl, sondern aus einem Stück angelaufenem Silber, das mit einem Dorn am Holz befestigt war. Der Schaft erweiterte sich nicht zu einem Handschutz oberhalb des Griffes, sondern war ebenmäßig wie ein Speer oder Stachelstock; tatsächlich sah die Reliquie fast wie ein übergroßer Ochsensporn aus, aber kein Bauer würde je einen Ochsensporn mit einer Silberspitze versehen. Dies war eine Waffe, eine Lanze.

Doch es war nicht irgendeine beliebige Lanze. Es war die Lanze, mit der der heilige Georg den Drachen getötet hatte. Es war Englands Lanze, denn der heilige Georg war Englands Schutzheiliger, und das machte sie zu einem unermesslich kostbaren Schatz, auch wenn sie unter dem spinnwebverhangenen Dach von Hooktons Kirche hing. Viele Leute meinten, es könne nicht die Lanze des heiligen Georg sein, doch Thomas glaubte daran, und er stellte sich gerne vor, wie der Staub unter den Hufen des Pferdes von St. Georg aufwirbelte und der Atem des Drachen in höllischen Flammen loderte, als das Pferd sich aufbäumte und der Heilige mit der Lanze ausholte. Das Sonnenlicht musste sich strahlend wie Engelsflügel in St. Georgs Helm gespiegelt haben, und Thomas hörte in seiner Vorstellung das Brüllen des Drachen, das Peitschen seines

stachelbewehrten Schwanzes, das angstvolle Wiehern des Pferdes, er sah, wie der Heilige sich in seinen Steigbügeln erhob und die Silberspitze der Lanze in die schuppige Haut des Ungeheuers stieß. Sie drang direkt ins Herz, und die Todesschreie des Drachen mussten bis in den Himmel gedröhnt haben, als er sich blutend am Boden wand. Dann hatte sich der Staub gelegt, das Blut des Drachen war im Sand geronnen, der heilige Georg hatte die Lanze herausgezogen, und irgendwie war sie dann in Vater Ralphs Besitz gelangt. Aber wie? Der Priester verriet es nicht. Doch dort hing sie, eine große, dunkle Lanze, schwer genug, den Schuppenpanzer eines Drachen zu durchdringen.

In dieser Nacht betete Thomas zum heiligen Georg, während Jane, die schwarzhaarige Schönheit, deren Bauch sich gerade über ihrem ungeborenen Kind zu runden begann, in der Schankstube des Wirtshauses schlief und Vater Ralph laut in seinen Albträumen schrie, voller Angst vor den Dämonen, die sich im Dunkel um ihn scharten, und den Hexen, die kreischend auf dem Hügel tanzten, während die endlose Brandung an den Kieseln des Hook zerrte. Es war die Nacht vor Ostern.

Thomas erwachte vom Krähen der Hähne und sah, dass die teuren Kerzen fast bis auf die Zinnleuchter heruntergebrannt waren. Graues Licht schimmerte durch das Fenster über dem weiß geschmückten Altar. Eines Tages, so hatte Vater Ralph dem Dorf versprochen, würde dieses Fenster in leuchtenden Farben funkeln und den heiligen Georg zeigen, wie er mit der silberbesetzten Lanze

den Drachen erlegte, doch noch war der steinerne Rahmen mit Hornscheiben gefüllt, die das Innere der Kirche uringelb schimmern ließen.

Thomas stand auf, weil er pinkeln musste, und da ertönten die ersten markerschütternden Schreie aus dem Dorf.

Denn Ostern war angebrochen, Christus war auferstanden, und die Franzosen waren gelandet.

Die Plünderer kamen aus der Normandie, mit vier Schiffen, die den nächtlichen Westwind ausgenutzt hatten. Ihr Anführer, Guillaume d’Evecque, war ein erprobter Krieger, der in der Gascogne und Flandern gegen die Engländer gekämpft und zwei Raubzüge durch Südengland angeführt hatte. Beide Male hatte er seine Schiffe sicher nach Hause gebracht, voll beladen mit Wolle, Silbergerät, Vieh und Frauen. Er lebte in einem eleganten Steinhaus auf der Île Saint-Jean in Caen, wo man ihn als Ritter zu Wasser und zu Lande bezeichnete. Er war dreißig Jahre alt, breitschultrig, windgegerbt und blond, ein fröhlicher Mann, der sich nicht allzu viele Gedanken machte und sein Geld auf dem Meer mit Piraterie und auf dem Festland mit Ritterdiensten verdiente. Und nun war er nach Hookton gekommen.

Es war ein unbedeutender Ort, der kaum große Beute versprach, doch Guillaume d’Evecque war für diesen Auftrag angeheuert worden, und selbst wenn er in Hookton nicht fündig wurde, wenn er nicht einmal eine einzige Münze von einem der Dorfleute erbeutete, würde er immer noch gut entlohnt werden, denn man hatte ihm eintausend Livres für diese Expedition versprochen. Der Vertrag war

unterzeichnet und mit einem Siegel versehen, und er garantierte d'Evecque die eintausend Livres sowie alles, was er in Hookton an Beute ergatterte. Einhundert Livres waren bereits ausgezahlt worden, und den Rest bewahrte Bruder Martin in der Abbaye aux Hommes in Caen für ihn auf. Alles, was d'Evecque tun musste, um die restlichen neunhundert Livres zu verdienen, war, mit seinen Booten nach Hookton zu segeln, mitzunehmen, wonach ihm der Sinn stand, aber den Inhalt der Kirche dem Mann zu überlassen, der ihm diesen großzügigen Vertrag angeboten hatte. Dieser Mann stand jetzt in dem führenden Schiff an d'Evecques Seite.

Es war ein junger Mann, noch keine dreißig, groß und schwarzhaarig, der selten sprach und noch weniger lächelte. Er trug ein teures Kettenhemd, das ihm bis zu den Knien reichte, und darüber einen Waffenrock aus tiefschwarzem Leinen, der kein Abzeichen trug. Dennoch vermutete d'Evecque, dass der Unbekannte von edler Geburt war, denn er besaß die Arroganz des Adels und das Selbstvertrauen der Privilegierten. Er war ganz sicher kein normannischer Adliger, denn die kannte d'Evecque alle, und ebenso wenig schien er aus dem nahe gelegenen Alençon oder Maine zu stammen, denn mit diesen Truppen war d'Evecque schon oft genug geritten. Eher ließ sein gelblicher Teint darauf schließen, dass er aus einer der Mittelmeerprovinzen kam, vielleicht aus dem Languedoc oder der Dauphine, und die da unten waren alle verrückt. Verrückt wie die Hunde. Guillaume d'Evecque kannte nicht einmal seinen Namen.

«Manche nennen mich den Harlekin», hatte der Fremde auf seine Frage geantwortet.

«Harlekin?» Beunruhigt hatte d'Evecque sich bekreuzigt. «Ihr meint, wie der *hellequin*, der Anführer der Teufelsschar?»

«In Frankreich *hellequin*», hatte der Mann erwidert, «und in Italien *arlecchino*. Es ist alles dasselbe.» Er hatte gelächelt, und irgendetwas an dem Lächeln hatte d'Evecque gesagt, dass er seine Neugier besser bezähmte, wenn er die restlichen neunhundert Livres bekommen wollte.

Der Mann, der sich Harlekin nannte, blickte jetzt hinüber zum dunstverschleierten Ufer, an dem verschwommen ein gedrungener Kirchturm, eine Ansammlung ineinanderverschachtelter Dächer und leichter Rauch von den glimmenden Feuern der Salzpfannen zu erkennen waren. «Ist das Hookton?», fragte er.

«Das behauptet er jedenfalls», erwiderte d'Evecque mit einer Kopfbewegung zum Kapitän.

«Dann möge Gott sich ihrer Seelen erbarmen», sagte der Mann. Er zog sein Schwert, obwohl die vier Schiffe noch eine halbe Meile vom Ufer entfernt waren. Die Genueser Armbrustschützen, die für die Reise angeheuert worden waren, bekreuzigten sich und begannen, die Sehnen ihrer Waffen zu spannen, während Guillaume d'Evecque befahl, das Banner am Hauptmast zu hissen. Es war eine blaue Flagge mit drei herniederstoßenden gelben Falken, die Flügel ausgebreitet und die Krallen gespreizt, im Anflug auf

ihre Beute. D’Evecque konnte die Salzfeuer riechen und die Hähne am Ufer krähen hören.

Die Hähne krähten noch immer, als der Bug seines Schiffes auf den Kies auflief.

D’Evecque und der Harlekin waren die Ersten, die an Land gingen, doch dicht hinter ihnen folgte ein Trupp Armbrustschützen, professionelle Soldaten, die ihr Geschäft verstanden. Ihr Anführer ging mit ihnen über den Strand und durch das Dorf, um den Zugang zum Tal dahinter abzusperren, wo sie jeden Dorfbewohner abfangen würden, der mit seinen Wertsachen zu fliehen versuchte. Die übrigen Männer von d’Evecque würden die Häuser plündern, während die Matrosen am Strand blieben und die Boote bewachten.

Es war eine lange, kalte und unruhige Nacht auf See gewesen, doch jetzt kam die Belohnung. Vierzig bewaffnete Soldaten fielen in Hookton ein. Sie trugen Helme und Kettenhemden über gepolsterten Wämsern mit Lederrücken, waren mit Schwertern, Äxten oder Speeren bewaffnet, und sie hatten einen Freibrief zum Plündern. Die meisten von ihnen waren Veteranen von d’Evecques früheren Beutezügen und wussten, was sie zu tun hatten: die morschen Türen eintreten und als Erstes die Männer töten. Die Frauen konnten ruhig schreien, aber die Männer mussten getötet werden, denn die leisteten den stärksten Widerstand. Ein paar Frauen liefen davon, aber die Armbrustschützen würden sie aufhalten. Sobald die Männer getötet waren, konnte das Plündern beginnen, und das dauerte, denn die Bauern versteckten stets alles, was

wertvoll war, und die Verstecke mussten erst einmal gefunden werden. Man musste die Dächer einreißen, die Brunnen überprüfen und in den Lehmböden stochern, aber vieles war gar nicht versteckt. Da gab es Schinken, die auf das erste Mahl nach der Fastenzeit warteten, Gestelle voll geräuchertem oder getrocknetem Fisch, Haufen von Netzen, gute Kochtöpfe, Rocken und Spindeln, Eier, Fässer mit Butter und Salz – alles bescheidene Dinge, aber wertvoll genug, um sie in die Normandie mitzunehmen. In einigen Häusern fanden sich kleine Ansammlungen von Münzen, und ein Haus, das des Priesters, war eine wahre Fundgrube an Silbergerät, Kerzenleuchtern und Krügen. Dort gab es sogar ein paar Ballen guten Wolltuches, ein großes geschnitztes Bett und ein brauchbares Pferd im Stall. D'Evecque warf einen Blick auf die siebzehn Bücher, ließ sie jedoch achselzuckend liegen, nachdem er die Bronzeschlösser von den Einbänden abgerissen hatte. Sie konnten zusammen mit dem Haus verbrennen.

Er musste die Haushälterin des Priesters töten, was er bedauerte. D'Evecque war nicht zimperlich, wenn es darum ging, Frauen zu töten, aber es brachte keine Ehre ein, und so sah er davon ab, solange die Frauen keinen Ärger machten, aber die Haushälterin des Priesters wehrte sich mit aller Kraft. Sie schlug mit einem Bratspieß auf d'Evecques Soldaten ein, beschimpfte sie als Hurensöhne und Teufelsbrut, und schließlich streckte er sie mit seinem Schwert nieder, weil sie sich weigerte, ihr Schicksal hinzunehmen.

«Dummes Weib», sagte er und trat über ihren Leichnam hinweg, um in die Feuerstelle zu schauen. Im Kamin hingen zwei prächtige Schinken zum Räuchern. «Hol sie runter», befahl er einem seiner Männer und überließ es dann ihnen, das Haus zu durchsuchen, während er sich in die Kirche begab.

Vater Ralph, der von den Schreien seiner Gemeindemitglieder aufgewacht war, hatte eine Soutane übergestreift und war zur Kirche gelaufen. D'Evecques Leute hatten ihn aus Respekt in Ruhe gelassen, doch kaum in der kleinen Kirche angekommen, hatte der Priester begonnen, auf die Eindringlinge einzuschlagen, bis der Harlekin dazukam und den Soldaten befahl, ihn festzuhalten. Sie packten ihn bei den Armen und drückten ihn gegen den Altar mit seinem österlich weißen Antependium.

Mit dem Schwert in der Hand verbeugte sich der Harlekin vor Vater Ralph. «Gott zum Gruße, Mylord», sagte er.

Vater Ralph schloss kurz die Augen, vielleicht im Gebet, doch es sah mehr nach Verärgerung aus. Dann blickte er in das gutaussehende Gesicht des Harlekins. «Ihr seid der Sohn meines Bruders», sagte er und klang ganz und gar nicht wahnsinnig, nur voller Bedauern.

«In der Tat.»

«Wie geht es Eurem Vater?»

«Er ist tot», erwiderte der Harlekin, «genau wie sein Vater und Eurer.»

«Gott gebe ihrer Seele Frieden», sagte Vater Ralph.

«Und wenn Ihr tot seid, alter Mann, werde ich der Graf sein, und unsere Familie wird wieder zu Ruhm und Macht kommen.»

Vater Ralph lächelte halb, schüttelte den Kopf und sah hinauf zu der Lanze. «Sie wird Euch nichts nützen», sagte er, «denn ihre Macht wird nur den Tugendhaften zuteil. Widerlichen Abschaum wie Euch wird sie nicht unterstützen.» Dann stieß Vater Ralph einen seltsam wimmernden Laut aus und starrte hinunter auf die Stelle, wo sein Neffe ihm das Schwert in den Bauch gestoßen hatte. Er versuchte zu sprechen, doch es kam kein Wort heraus. Dann ließen ihn die Soldaten los, und er glitt vor dem Altar zu Boden. Blut sammelte sich in seinem Schoß.

Der Harlekin wischte sein Schwert an dem mit Wein befleckten Altartuch ab und befahl einem von d’Evecques Männern, eine Leiter zu holen.

«Eine Leiter?», fragte der Soldat verwirrt.

«Sie decken ihre Dächer, oder nicht? Also haben sie irgendwo eine Leiter. Finde sie.» Der Harlekin schob sein Schwert zurück in die Scheide und blickte hinauf zur Lanze des heiligen Georg.

«Ich habe sie mit einem Fluch belegt», sagte Vater Ralph mit schwacher Stimme. Er war bleich, lag im Sterben, klang jedoch seltsam ruhig.

«Euer Fluch, Mylord, interessiert mich nicht mehr als der Furz einer Wirtshausmagd.» Der Harlekin warf einem der Soldaten die Zinnleuchter zu, schnappte sich die Oblaten aus der Tonschale und stopfte sie sich in den Mund. Er griff nach der Schale, betrachtete ihre nachgedunkelte

Oberfläche und stellte sie wieder auf den Altar, da sie für ihn wertlos war. «Wo ist der Wein?», fragte er Vater Ralph.

Vater Ralph schüttelte den Kopf. *«Calix meus inebrians»*, sagte er, und der Harlekin lachte nur. Vater Ralph schloss die Augen, so sehr brannte der Schmerz in seinen Eingeweiden. «O Gott», stöhnte er.

Der Harlekin kniete sich neben seinen Onkel. «Tut es weh?»

«Wie Feuer», sagte Vater Ralph.

«Ihr werdet in der Hölle schmoren, Mylord», sagte der Harlekin, und als er sah, dass Vater Ralph seinen verwundeten Bauch zusammenpresste, um den Blutfluss einzudämmen, riss er ihm die Hände weg und trat ihm mit Wucht in den Magen. Vater Ralph keuchte vor Schmerz und rollte sich zusammen. «Ein Geschenk von Eurer Familie», sagte der Harlekin. Dann wandte er sich ab, als eine Leiter hereingebracht wurde.

Das Dorf hallte wider von Schreien, denn die meisten der Frauen und Kinder waren noch am Leben, und ihr Martyrium hatte gerade erst begonnen. Alle jüngeren Frauen wurden sofort von d’Evecques Männern vergewaltigt, und die hübschesten von ihnen, darunter auch Jane aus dem Wirtshaus, wurden auf die Boote verschleppt, um sie mit in die Normandie zu nehmen, wo sie die Huren oder Frauen von d’Evecques Soldaten werden würden. Eine der Frauen schrie, weil ihr Säugling in ihrem Haus zurückgeblieben war, aber die Soldaten verstanden sie nicht und schlugen sie, bis sie verstummte. Dann stießen sie sie zu den Matrosen, die sie auf den Kies

drückten und ihr die Röcke hochrissen. Sie weinte sich die Seele aus dem Leib, als ihr Haus abbrannte. Gänse, Schweine, Ziegen, sechs Kühe und das gute Pferd des Priesters wurden zu den Booten getrieben, während die Möwen kreischend über den Himmel zogen.

Die Sonne war kaum hinter den östlichen Hügeln aufgegangen, und das Dorf hatte bereits mehr Beute gebracht, als Guillaume d’Evecque zu hoffen gewagt hatte.

«Wir könnten ins Inland vordringen», schlug der Hauptmann seiner Genueser Armbrustschützen vor.

«Wir haben, wofür wir hergekommen sind», widersprach der schwarz gekleidete Harlekin. Er hatte die unhandliche Lanze des heiligen Georg auf dem Rasen des Kirchhofs abgelegt und fixierte die alte Waffe, als versuche er, ihre Macht zu begreifen.

«Was ist das?», fragte der Armbrustschütze.

«Nichts, womit du etwas anfangen könntest.»

D’Evecque grinste. «Wenn Ihr damit zustoßt, zersplittert sie wie Elfenbein.»

Der Harlekin zuckte die Achseln. Er hatte gefunden, was er gesucht hatte, und d’Evecques Meinung interessierte ihn nicht.

«Gehen wir landeinwärts», schlug der Armbrustschütze erneut vor.

«Vielleicht ein paar Meilen», sagte d’Evecque. Er wusste, dass die gefürchteten englischen Bogenschützen bald nach Hookton kommen würden, aber wahrscheinlich nicht vor Mittag, und er fragte sich, ob es vielleicht noch ein Dorf in der Nähe gab, das zu plündern lohnte. Er sah zu, wie ein

angsterfülltes Mädchen, vielleicht elf Jahre alt, von einem Soldaten zum Strand geschleppt wurde. «Wie viele Tote?», fragte er.

«Bei uns?» Der Hauptmann schien überrascht über die Frage. «Keine.»

«Nicht bei uns, bei denen.»

«Dreißig oder vierzig. Und ein paar Frauen.»

«Und wir haben nicht mal einen Kratzer!», freute sich d’Evecque. «Wäre doch ein Jammer, jetzt aufzuhören.» Er blickte fragend zu seinem Auftraggeber, doch der Mann in Schwarz schien sie völlig vergessen zu haben. Der Hauptmann stieß nur ein Grunzen aus, was d’Evecque erstaunte, da er angenommen hatte, der Armbrustschütze sei erpicht darauf, die Plünderung fortzuführen. Doch dann sah er, dass das Grunzen nicht von mangelnder Begeisterung ausgelöst worden war, sondern von einem weiß gefiederten Pfeil, der seine Brust durchbohrt hatte. Der Pfeil war durch das Kettenhemd und das gepolsterte Wams geglitten wie eine Ahle durch ein Leintuch und tötete den Hauptmann fast augenblicklich.

D’Evecque warf sich flach auf den Boden, und kaum einen Herzschlag später zischte ein weiterer Pfeil über ihn hinweg und landete mit dumpfem Aufprall im Rasen. Der Harlekin packte die Lanze und lief Richtung Strand, während d’Evecque sich hastig in den Schutz des Kirchentors flüchtete. «Armbrüste!», brüllte er. «Armbrüste!»

Denn jemand leistete Widerstand.

Thomas hatte die Schreie gehört und war, wie die anderen vier Männer, zum Tor gegangen, um nachzusehen, was sie zu bedeuten hatten. Doch kaum waren sie am Portal angekommen, war ein Trupp bewaffneter Männer im Kirchhof aufgetaucht, deren Helme und Kettenhemden in der Morgendämmerung dunkelgrau schimmerten.

Edward warf das Tor zu, rammte den Riegel in die Halterung und bekreuzigte sich. «Gütiger Jesus», sagte er fassungslos und zuckte zusammen, als von außen eine Axt gegen das Holz donnerte. «Gib her!» Er riss Thomas das Schwert aus der Hand.

Thomas überließ es ihm. Die Dorfbewohner hatten immer gedacht, Hookton sei viel zu klein, um geplündert zu werden, doch das Kirchentor zersplitterte vor Thomas' Augen, und er wusste, es konnten nur die Franzosen sein. Überall entlang der Küste erzählte man sich Geschichten von solchen Überfällen, und Gebete wurden gesprochen, um das Volk vor Plünderungen zu bewahren, doch nun waren die Feinde gekommen, und die dröhnenden Schläge ihrer Äxte hallten in der Kirche wider.

Thomas war von Panik ergriffen, doch das war ihm nicht bewusst. Er wusste nur, dass er aus der Kirche verschwinden musste, und so lief er los und sprang auf den Altar. Mit dem rechten Fuß stieß er gegen den Silberbecher, trat ihn beiseite und kletterte auf den Sims des großen Ostfensters, dessen gelbe Hornplatten er zerschlug, dass die Splitter auf den Kirchhof flogen. Er sah Männer in rot und grün gefärbten Waffenröcken am Wirtshaus vorbeilaufen, doch keiner von ihnen blickte in

seine Richtung, als er in den Kirchhof hinuntersprang und zum Graben rannte, wo er sich die Kleider zerriss, als er sich durch die Dornenhecke auf der anderen Seite wand. Er lief über die Straße, sprang über den Gartenzaun seines Vaters und hämmerte an die Küchentür, doch statt einer Antwort schlug eine Handbreit von seinem Gesicht entfernt ein Armbrustbolzen in den Türsturz. Thomas duckte sich und lief zwischen den Bohnenreihen hindurch zum Stall, in dem sein Vater das Pferd stehen hatte. Die Zeit reichte nicht, um das Tier zu retten, und so kletterte er auf den Heuboden, wo er seinen Bogen und die Pfeile versteckt hatte. In der Nähe schrie eine Frau. Hunde heulten. Die Franzosen traten unter lautem Gebrüll die Türen ein. Thomas packte seinen Bogen und die Tasche mit den Pfeilen, riss das Stroh von den Dachbalken, schob sich durch die Lücke und sprang hinunter in den Obstgarten des Nachbarn.

Er rannte, als sei der Teufel hinter ihm her. Ein weiterer Bolzen landete im Rasen, als er zum Lipp Hill lief und zwei der Armbrustschützen seine Verfolgung aufnahmen, doch Thomas war jung und stark und schnell. Er lief eine Wiese voller Schlüsselblumen und Gänseblümchen hinauf, sprang über ein Gatter, das eine Lücke in der Hecke verschloss, und wandte sich dann nach rechts, zur Kuppe des Hügels. Er lief, bis er zu dem Wald kam, der an der Rückseite des Hügels begann, und ließ sich auf einem von Glockenblumen übersäten Abhang zu Boden fallen, um wieder zu Atem zu kommen. Er lauschte auf die Lämmer, die auf einem Feld in

der Nähe standen, hörte jedoch nichts Ungewöhnliches. Die Armbrustschützen hatten die Verfolgung aufgegeben.

Thomas blieb eine ganze Weile zwischen den Glockenblumen liegen, doch schließlich schlich er sich vorsichtig wieder zur Hügelkuppe, von wo er eine Handvoll alter Frauen und Kinder sehen konnte, die einen weiter entfernten Hügel hinaufliefen. Sie waren offenbar den Schützen entkommen und würden sicher gen Norden fliehen, um Sir Giles Marriott zu warnen, doch Thomas schloss sich ihnen nicht an, sondern bewegte sich wieder hügelabwärts, bis zu einem Gehölz aus Haselsträuchern, in dessen Schutz er zusehen konnte, wie sein Dorf starb.

Männer trugen ihre Beute zu den vier ausländischen Schiffen, die auf dem Kies des Hook lagen. Das erste Dach wurde in Brand gesetzt. Zwei Hunde lagen tot auf der Straße, daneben eine fast nackte Frau, die zu Boden gedrückt wurde, während Franzosen ihre Kettenhemden lüpften, um sich abwechselnd an ihr zu vergehen. Thomas erinnerte sich, wie sie vor einiger Zeit einen Fischer geheiratet hatte, dessen erste Frau im Kindbett gestorben war. Sie war so scheu und glücklich gewesen, doch jetzt trat ihr einer der Franzosen gegen den Kopf, als sie versuchte, von der Straße zu kriechen, und schüttete sich aus vor Lachen. Thomas sah, wie Jane zu den Booten gezerrt wurde, und schämte sich, weil er erleichtert war, dass er nun seinem Vater nichts von seinem Fehltritt zu sagen brauchte. Weitere Häuser gingen in Flammen auf, als die Franzosen brennendes Stroh auf die Dächer warfen, und Thomas sah zu, wie der Rauch in immer dichteren

Wirbeln in den Himmel stieg. Dann schlich er zwischen den Haselsträuchern hindurch bis zu einer Weißdornhecke, deren üppige weiße Blüten ihm Sichtschutz boten. Dort spannte er seinen Bogen.

Es war der beste Bogen, den er je gemacht hatte. Er war aus einem Holzstab geschnitzt, der von einem gesunkenen Schiff ans Ufer gespült worden war. Ein ganzes Dutzend dieser Stäbe war vom Südwind an Hooktons Kiesstrand getrieben worden, und der Jäger von Sir Giles Marriott hielt es für italienische Eibe, denn es war das schönste Holz, das er je gesehen hatte. Thomas hatte elf der dichtgewachsenen Stäbe in Dorchester verkauft, aber den besten hatte er behalten. Er hatte ihn zurechtgeschnitzt, die Enden unter Dampf gebogen, um ihnen einen leichten Schwung gegen die Wuchsrichtung zu geben, und den Bogen dann mit einer Mischung aus Ruß und Leinöl bemalt. Er hatte die Mischung in der Küche seiner Mutter aufgekocht, während sein Vater unterwegs gewesen war, und Thomas' Vater hatte nie etwas davon erfahren. Allerdings beschwerte er sich gelegentlich über den Geruch, und dann behauptete Thomas' Mutter, sie habe ein Gift gegen die Ratten zusammengebraut. Der Bogen musste bemalt werden, um ihn vor dem Austrocknen zu schützen, denn sonst würde das Holz brüchig werden und unter dem starken Zug der Sehne zerbrechen.

Nach dem Trocknen hatte die Farbe einen sattgoldenen Ton angenommen, genau wie die Bogen, die Thomas' Großvater früher im Weald angefertigt hatte, aber Thomas wollte ihn dunkler haben, und so hatte er mehr Ruß in das

Holz gerieben und ihn mit Bienenwachs versiegelt. Diese Prozedur hatte er zwei Wochen lang wiederholt, bis der Bogen so schwarz war wie der Schaft von der Lanze des heiligen Georg. An den Spitzen hatte er zwei Hornkerben eingefügt, an denen die Sehne befestigt wurde, die aus miteinander verflochtenen und mit Hufkleber getränkten Hanfsträngen bestand. An der Stelle, wo der Pfeil angelegt wurde, hatte er die Sehne mit zusätzlichen Hanfsträngen verstärkt. Er hatte seinem Vater ein paar Münzen gestohlen, um in Dorchester Pfeilspitzen zu kaufen, dann hatte er aus Eschenzweigen und Gänsefedern Schäfte angefertigt, und an diesem Ostermorgen hatte er dreiundzwanzig von diesen guten Pfeilen in seiner Tasche.

Thomas spannte die Sehne, nahm einen weiß gefiederten Pfeil aus der Tasche und sah hinüber zu den drei Männern vor der Kirche. Sie waren ein gutes Stück entfernt, aber der schwarze Bogen war fast mannsgroß, und die Kraft in seinem Eibenbauch war furchterregend. Einer von den Männern trug ein einfaches Kettenhemd, der zweite einen schmucklosen schwarzen Waffenrock und der dritte einen rot-grünen Waffenrock über seinem Kettenhemd. Thomas nahm an, dass der am buntesten Gekleidete der Anführer sein musste, und so sollte er sterben.

Thomas’ linke Hand zitterte, als er den Bogen spannte. Sein Mund war trocken, und er war voller Angst. Er wusste, dass er danebenschießen würde, und so senkte er den Arm und lockerte die Spannung der Sehne. Erinnere dich, beschwor er sich. Erinnere dich an alles, was du gelernt hast. Ein Bogenschütze zielt nicht, er tötet. Alles passiert im

Kopf, in den Armen, in den Augen, und einen Mann zu töten ist nicht anders, als eine Hirschkuh zu erlegen. Ziehen und loslassen, das war alles, und deshalb hatte er zehn Jahre lang geübt, bis das Ziehen und Loslassen so selbstverständlich war wie das Atmen und so fließend wie das Wasser, das aus einer Quelle entspringt. Sieh hin und lass los, denk nicht darüber nach. Spann die Sehne und lass Gott den Pfeil lenken.

Der Rauch über Hookton verdichtete sich, und Thomas spürte gewaltigen Zorn in sich aufsteigen wie schwarze Galle. Er drückte seine linke Hand vor und zog mit der rechten zurück, ohne den Blick von dem rot-grünen Waffenrock zu wenden. Er zog, bis sich die Sehne neben seinem rechten Ohr befand, dann ließ er los.

Es war das erste Mal, dass Thomas von Hookton auf einen Menschen schoss, und sobald der Pfeil von der Sehne sprang, wusste er, dass es ein guter Schuss war, denn der Bogen zitterte nicht. Der Pfeil folgte der geplanten Bahn, und Thomas sah zu, wie er sich hügelabwärts neigte und sich mit Wucht in den rot-grünen Waffenrock bohrte. Er schoss einen zweiten Pfeil ab, doch der Mann im Kettenhemd duckte sich und flüchtete hinter das Kirchentor, während der dritte Mann die Lanze nahm und Richtung Strand lief, wo ihn der Rauch verbarg.

Thomas hatte noch einundzwanzig Pfeile übrig. Je einen für die Heilige Dreifaltigkeit, dachte er, und einen für jedes Jahr seines Lebens, und dieses Leben war in Gefahr, denn ein Dutzend Armbrustschützen stürmte auf den Hügel zu. Er schoss einen dritten Pfeil ab und lief dann zurück durch

die Haselsträucher. Plötzlich überkam ihn Euphorie, ein Gefühl von Macht und Befriedigung.

In dem Augenblick, als der erste Pfeil gen Himmel schoss, wusste er, mehr wollte er nicht vom Leben. Er war ein Bogenschütze. Oxford konnte ihm gestohlen bleiben, denn er hatte sein Glück gefunden. Thomas stieß einen Freudenschrei aus, als er den Hügel hinaufrannte. Armbrustbolzen schossen durch die Haselsträucher, und er bemerkte, dass sie im Flug einen tiefen, fast summenden Ton von sich gaben. Dann war er über die Hügelkuppe hinweg und lief ein kleines Stück westwärts, bevor er sich wieder Richtung Kuppe wandte. Er hielt kurz inne, um einen weiteren Pfeil abzuschießen, dann drehte er sich wieder um und lief weiter.

Thomas führte die Genueser Armbrustschützen in einem Todestanz – vom Hügel zu den Hecken, über Wege, die er seit seiner Kindheit kannte –, und dumm, wie sie waren, folgten sie ihm, denn ihr Stolz gestattete es ihnen nicht, sich einzugestehen, dass sie ihm unterlegen waren. Doch sie waren unterlegen, und zwei starben, bevor das Horn vom Strand erschallte und die Plünderer zu den Schiffen rief. Da machten die Schützen kehrt und hielten nur inne, um Armbrust, Börse, Kettenhemd und Waffenrock eines ihrer Toten aufzulesen. Doch als sie sich über den Leichnam beugten, tötete Thomas einen weiteren von ihnen, und von da an rannten die Überlebenden einfach nur, so schnell sie konnten.

Thomas folgte ihnen hinunter in das raucherfüllte Dorf. Er lief am Wirtshaus vorbei, das lichterloh brannte, und zum

Strand, wo die vier Schiffe gerade zurück ins Wasser geschoben wurden. Die Matrosen stießen sich mit den langen Rudern ab und pullten hinaus auf See. Die drei besten Boote von Hookton nahmen sie mit, die übrigen steckten sie in Brand. Das Dorf stand ebenfalls in Flammen, und das Stroh wirbelte in Funken und Rauch und brennenden Fetzen gen Himmel. Thomas schoss einen letzten, nutzlosen Pfeil vom Ufer ab und sah zu, wie er kurz hinter den flüchtenden Plünderern ins Meer fiel. Dann wandte er sich um und ging durch das stinkende, brennende, blutbespritzte Dorf zurück zur Kirche, dem einzigen Gebäude, das die Plünderer nicht in Brand gesetzt hatten. Die vier anderen Männer der Nachtwache waren tot, aber Vater Ralph lebte noch. Er saß mit dem Rücken an den Altar gelehnt. Der Saum seiner Soutane war durchtränkt von frischem Blut, und sein langes Gesicht war unnatürlich bleich.

Thomas kniete sich neben den Priester. «Vater?»

Vater Ralph öffnete die Augen und sah den Bogen. Er zog eine Grimasse, aber es war nicht zu erkennen, ob vor Schmerz oder aus Missbilligung.

«Hast du ein paar von ihnen getötet, Thomas?», fragte der Priester.

«Ja», antwortete Thomas, «eine ganze Menge.»

Vater Ralph verzog erneut das Gesicht, und ein Schauer überlief ihn. Thomas hielt ihn für einen der stärksten Männer, die er je gekannt hatte, vielleicht voller Fehler, aber so kraftvoll wie ein Eibenbogen. Doch nun lag er im Sterben, und in seiner Stimme lag ein Wimmern. «Du willst

kein Priester werden, Thomas, nicht wahr?», fragte er ihn auf Französisch, seine Muttersprache.

«Nein», antwortete Thomas in derselben Sprache.

«Du wirst Soldat», sagte der Priester, «wie dein Großvater.» Er hielt inne und stöhnte, als der Schmerz erneut seinen Leib durchzuckte. Thomas wollte ihm helfen, aber es gab nichts mehr, was er hätte tun können. Der Harlekin hatte Vater Ralph sein Schwert in den Bauch gestoßen, und nur Gott konnte den Priester jetzt noch retten.

«Ich habe mich meinem Vater widersetzt», sagte der Sterbende, «und er hat mich verstoßen und enterbt, und von dem Tag an wollte ich nichts mehr mit ihm zu tun haben. Aber du, Thomas, du bist wie er. Genau wie er. Und du hast dich mir immer widersetzt.»

«Ja, Vater», sagte Thomas. Er nahm die Hand seines Vaters, und der Priester wehrte sich nicht.

«Ich habe deine Mutter geliebt», sagte Vater Ralph, «das war meine Sünde, und du bist die Frucht dieser Sünde. Ich dachte, wenn du Priester wirst, könntest du dich über die Sünde erheben. Sie überflutet uns, Thomas, sie überflutet uns. Sie ist überall. Ich habe den Teufel gesehen, Thomas, mit meinen eigenen Augen, und wir müssen ihn bekämpfen. Nur die Kirche vermag das. Nur die Kirche.» Tränen rannen über seine unrasierten, hohlen Wangen. Er sah an Thomas vorbei hinauf zum Dach des Kirchenschiffs. «Sie haben die Lanze gestohlen», sagte er traurig.

«Ich weiß.»

«Einer meiner Vorfahren brachte sie aus dem Heiligen Land hierher», sagte Vater Ralph. «Ich habe sie meinem Vater gestohlen, und heute hat der Sohn meines Bruders sie uns gestohlen.» Seine Stimme war leise. «Er wird Böses damit tun. Bring sie zurück, Thomas. Bring sie zurück.»

«Das werde ich», versprach Thomas ihm. In der Kirche begann sich Rauch auszubreiten. Die Plünderer hatten sie zwar nicht in Brand gesteckt, aber das Strohdach hatte durch die herumfliegenden Funken Feuer gefangen. «Ihr habt gesagt, der Sohn Eures Bruders hat sie gestohlen?»

«Dein Vetter», flüsterte Vater Ralph mit geschlossenen Augen. «Der Mann in Schwarz. Er ist gekommen und hat sie mitgenommen.»

«Wer ist er?»

«Böse», sagte Vater Ralph, «böse.» Er stöhnte und schüttelte den Kopf.

«Wer ist er?», fragte Thomas noch einmal.

«Calix meus inebrians», flüsterte Vater Ralph kaum hörbar. Thomas wusste, dass das eine Zeile aus einem Psalm war, die so viel bedeutete wie «mein Becher macht mich trunken», und er nahm an, sein Vater phantasierte, während seine Seele sich von seinem Körper zu lösen begann.

«Sagt mir, wer Euer Vater war!», drängte Thomas. Was er meinte, war: Sagt mir, wer ich bin. Sagt mir, wer Ihr seid, Vater. Doch Vater Ralph hatte die Augen geschlossen, obwohl seine Finger sich noch immer fest um Thomas' Hand klammerten. «Vater?» Der Rauch sank nieder und

zog durch das Kirchenfenster ab, das Thomas bei seiner Flucht zerschlagen hatte. «Vater?»

Doch sein Vater sagte nichts mehr. Er starb, und Thomas, der sein ganzes Leben gegen ihn gekämpft hatte, weinte wie ein Kind. Zu manchen Zeiten hatte er sich seines Vaters geschämt, doch an jenem rauchverhangenen Ostermorgen begriff er, dass er ihn liebte. Die meisten Priester erkannten ihre Kinder nicht an, aber Vater Ralph hatte Thomas nie versteckt. Er hatte die Welt denken lassen, was sie wollte, und sich frei dazu bekannt, dass er nicht nur ein Priester, sondern auch ein Mann war, und wenn es eine Sünde war, dass er seine Haushälterin liebte, dann war es eine süße Sünde, die er niemals verleugnete, auch wenn er Reuebekenntnisse ablegte und fürchtete, dass er im Jenseits dafür würde büßen müssen.

Thomas zog seinen Vater vom Altar fort. Er wollte nicht, dass sein Leichnam verbrannte, wenn das Dach einstürzte. Der Silberbecher, den Thomas versehentlich zu Boden gestoßen hatte, lag unter der blutdurchtränkten Soutane des Priesters, und Thomas steckte ihn ein, bevor er den Leichnam in den Kirchhof hinausschleifte. Er legte seinen Vater neben den Mann in dem rot-grünen Waffenrock und hockte sich weinend daneben, in dem Bewusstsein, dass er bei seiner ersten Osterwache versagt hatte. Der Teufel hatte die Sakramente gestohlen, die Lanze des heiligen Georg war fort, und Hookton war tot.

Am Mittag kam Sir Giles Marriott mit einem großen Gefolge von Männern, die mit Bogen und Hellebarden bewaffnet waren. Sir Giles selbst trug Rüstung und

Schwert, doch es war kein Feind mehr da, der bekämpft werden konnte, und Thomas war der Einzige, der im Dorf noch lebte.

«Drei gelbe Falken auf blauem Grund», sagte Thomas zu Sir Giles.

«Wie bitte?», fragte Sir Giles verwirrt. Er war der Gutsherr und mittlerweile ein alter Mann, obwohl er seinerzeit sowohl gegen die Schotten als auch gegen die Franzosen zu Felde gezogen war. Er war ein guter Freund von Thomas' Vater gewesen, doch er verstand Thomas nicht, der ihm wie ein wilder Wolf erschien.

«Drei gelbe Falken auf blauem Grund», wiederholte Thomas rachelüstern. «Das war das Wappen des Mannes, der all dies getan hat.» War es das Wappen seines Vetters? Er wusste es nicht. Sein Vater hatte ihm so viele Fragen hinterlassen.

«Ich weiß nicht, wessen Abzeichen das ist», sagte Sir Giles, «aber ich werde bei Gottes Eingeweiden beten, dass er dafür in der Hölle schmort.»

Es gab nichts zu tun, bis die Brände von selbst erloschen. Erst dann konnten die Leichen aus der Asche geholt werden. Die verbrannten Toten waren verkohlt und durch die Hitze auf groteske Weise zusammengeschrumpft, sodass selbst die größten Männer aussahen wie Kinder. Die toten Dorfbewohner wurden für ein ordnungsgemäßes Begräbnis in den Kirchhof gebracht, aber die Leichen der vier Armbrustschützen wurden zum Strand geschleift und dort vollständig entkleidet.

«Hast du sie getötet?», fragte Sir Giles Thomas.

«Ja, Sir.»

«Dann danke ich dir.»

«Meine ersten toten Franzosen», sagte Thomas voller Hass.

«Nein», sagte Sir Giles und hob den Waffenrock eines der Männer auf, um Thomas das Abzeichen eines grünen Kelches zu zeigen, das auf den Ärmel gestickt war. «Sie stammen aus Genua. Die Franzosen heuern sie als Armbrustschützen an. Ich habe seinerzeit auch etliche von ihnen getötet, aber es kommen immer wieder neue nach. Weißt du, was das für ein Abzeichen ist?»

«Ein Becher?»

Sir Giles schüttelte den Kopf. «Der Heilige Gral. Sie glauben, sie haben ihn in ihrer Kathedrale. Man hat mir erzählt, es sei ein prachtvolles grünes Stück, aus einem Smaragd geschnitzt und von einem der Kreuzzüge mitgebracht. Ich würde ihn gerne einmal sehen.»

«Dann werde ich ihn Euch bringen», sagte Thomas grimmig, «so wie ich auch unsere Lanze zurückbringen werde.»

Sir Giles blickte aufs Meer hinaus. Die Schiffe der Plünderer waren längst verschwunden, und es war nichts zu sehen außer der Sonne auf den Wellen. «Warum sind sie nur hierher gekommen?», fragte er.

«Wegen der Lanze.»

«Ich glaube nicht mal, dass sie echt war», sagte Sir Giles. Er hatte ein rotes Gesicht, schlohweißes Haar und mittlerweile eine recht kräftige Statur. «Es war nur ein alter Speer, weiter nichts.»

«Doch, sie ist echt», widersprach Thomas. «Und deshalb sind sie hergekommen.»

Sir Giles beließ es dabei. «Dein Vater», sagte er stattdessen, «hätte sich gewünscht, dass du deine Studien fortsetzt.»

«Meine Studien sind beendet», sagte Thomas kategorisch. «Ich gehe nach Frankreich.»

Sir Giles nickte. Er war sicher, dass der Junge einen weit besseren Soldaten als Priester abgeben würde. «Willst du als Bogenschütze gehen?», fragte er mit einem Blick auf den langen Bogen an Thomas' Schulter. «Oder willst du in mein Gefolge eintreten und den Schwertkampf erlernen?» Er lächelte verhalten. «Du bist von edler Geburt, weißt du das?»

«Nein, ich bin ein Bastard», sagte Thomas.

«Dein Vater stammte aus einer adligen Familie.»

«Wisst Ihr, aus welcher?»

Sir Giles zuckte die Achseln. «Er wollte es mir nie verraten, und wenn ich nachbohrte, sagte er nur, Gott sei sein Vater und die Kirche seine Mutter.»

«Und meine Mutter war die Haushälterin eines Priesters und die Tochter eines Bogenschützen. Ich werde als Bogenschütze nach Frankreich gehen.»

«Als Soldat ist die Ehre größer», wandte Sir Giles ein, doch Thomas wollte keine Ehre. Er wollte Rache.

Sir Giles ließ ihn wählen, was er von den toten Feinden haben wollte, und Thomas nahm ein Kettenhemd, ein paar hohe Stiefel, ein Messer, ein Schwert, einen Gürtel und einen Helm. Es war alles von einfacher Qualität, aber

brauchbar, und nur das Kettenhemd musste geflickt werden, weil er einen Pfeil durch die Ringe gejagt hatte. Sir Giles sagte, er schulde seinem Vater noch Geld, was stimmen mochte oder auch nicht, aber er gab es Thomas, zusammen mit einem vierjährigen Wallach. «Du wirst ein Pferd brauchen», sagte er, «denn heutzutage sind die Bogenschützen alle beritten. Geh nach Dorchester», riet er Thomas, «dort findest du bestimmt jemanden, der Bogenschützen sucht.»

Die Leichen der Genueser wurden enthauptet, ihre Körper einfach liegen gelassen und die vier Köpfe auf Pflöcke gespießt und am Kiesstrand des Hook aufgereiht. Die Möwen pickten den Toten die Augen aus und zerrten an ihrer Haut, bis nur noch die nackten Schädel übrig waren, die mit leerem Blick aufs Meer hinausstarrten.

Doch Thomas sah die Schädel nicht mehr. Er hatte seinen schwarzen Bogen genommen, den Kanal überquert und war in den Krieg gezogen.

Es war Winter. Ein kalter Morgenwind wehte vom Meer herüber und brachte einen säuerlichen Salzgeruch und einen peitschenden Regen mit, der unweigerlich die Kraft aus den Bogensehnen ziehen würde, wenn er nicht bald nachließ.

«Wenn ihr mich fragt», sagte Jake, «ist das nichts wie gottverdammte Zeitverschwendung.»

Niemand beachtete ihn.

«Wären wir bloß in Brest geblieben», grummelte er. «Schön gemütlich beim Feuer. Mit 'nem Becher Ale.»

Wiederum keine Reaktion.

«Vielleicht sehen wir ja die Amsel wieder?», meinte Sam und sah zu den Bogenschützen hinüber.

«Vielleicht tut sie uns einen Gefallen und jagt dir einen Bolzen in den Mund», knurrte Will Skeat.

Die «Amsel» war eine Frau, die jedes Mal, wenn die Truppe einen Angriff versuchte, auf den Stadtmauern erschien und sich am Kampf beteiligte. Sie war jung, hatte schwarzes Haar, trug einen schwarzen Umhang und schoss mit einer Armbrust. Beim ersten Angriff, als Will Skeats Bogenschützen in der Vorhut gewesen waren und vier Männer verloren hatten, waren sie nah genug gewesen, um die Amsel deutlich zu sehen, und sie hatten sie alle schön

gefunden, obwohl nach einem Winterfeldzug voller Niederlagen, Kälte, Schlamm und Hunger beinahe jede Frau schön aussah. Dennoch war an der Amsel etwas Besonderes.

«Die Armbrust lädt sie aber nicht selbst», sagte Sam, unbeirrt von Skeats mürrischer Bemerkung.

«Natürlich nicht, du Holzkopf», erwiderte Jake. «Keine Frau ist stark genug, um ’ne Armbrust zu spannen.»

«Doch, die Träge Mary», sagte ein anderer Mann. «Hat Muskeln wie ’n Ochse, die Frau.»

«Und sie schießt mit geschlossenen Augen», sagte Sam, der immer noch bei der Amsel war. «Hab ich selbst gesehen.»

«Ja, weil du rumgeträumt hast, statt deine verdammte Arbeit zu tun», schnaubte Will Skeat. «Also halt die Klappe, Sam.»

Sam war der jüngste von Skeats Männern. Er behauptete, er sei achtzehn, wusste es aber selbst nicht genau, weil er nicht mitgezählt hatte. Er war der Sohn eines Tuchhändlers, hatte das Gesicht eines Cherubs, braune Locken und ein Herz so schwarz wie die Sünde. Doch er war ein guter Bogenschütze; niemand kam in Will Skeats Dienste, wenn er nicht gut war.

«In Ordnung, Männer», sagte Skeat, «macht euch bereit.»

Er hatte die Bewegung im Lager hinter ihnen gesehen. Auch der Feind würde sie bald bemerken, die Kirchenglocken würden Alarm läuten, und auf den Stadtmauern würden sich die Verteidiger mit ihren Armbrüsten sammeln. Die Armbrüste würden ihre Bolzen

in die Angreifer rammen, und Skeats Aufgabe bestand darin, diese Armbrustschützen mit seinen Pfeilen von der Mauer zu schießen. Schön wär's, dachte er grimmig. Die Verteidiger würden sich hinter den Zinnen verstecken, um seinen Männern kein Ziel zu bieten, und somit würde dieser Angriff gewiss genauso enden wie die vorigen fünf, nämlich mit einer Niederlage.

Der ganze Feldzug war eine einzige Niederlage. William Bohun, der Earl of Northampton, der die kleine englische Armee anführte, hatte diesen Winterfeldzug in der Hoffnung unternommen, eine Bastion in der nördlichen Bretagne zu erobern, doch der Angriff auf Carhaix war eine peinliche Schlappe gewesen, die Verteidiger von Guingamp hatten die Engländer ausgelacht, und die Mauern von Lannion hatten sämtlichen Angriffen standgehalten. Sie hatten Tréguier eingenommen, aber da diese Stadt keine Mauern besaß, war es keine große Leistung und der Ort nicht geeignet, um dort eine Festung einzurichten. Nun, da das bittere Jahr sich dem Ende zuneigte und es nichts Besseres zu tun gab, hatten die Truppen des Earls sich vor dieser kleinen Stadt versammelt, die kaum mehr war als ein ummauertes Dorf, doch selbst dieser armselige Steinhaufen widerstand der Armee. Der Earl hatte Angriff um Angriff versucht, und jedes Mal waren sie zurückgeschlagen worden. Die Engländer waren mit einem Hagel von Armbrustbolzen beschossen, die Sturmleitern von der Brustwehr gestoßen worden, und bei jeder Niederlage waren die Verteidiger in Jubel ausgebrochen.

«Wie heißt dieses gottverdammte Kaff?», fragte Skeat.

«La Roche-Derrien», antwortete ein hochgewachsener Bogenschütze.

«Das weißt du natürlich, Tom», sagte Skeat. «Du weißt ja alles.»

«Stimmt, Will», erwiderte Thomas ernst. «Da hast du vollkommen recht.»

Die anderen Bogenschützen lachten.

«Nun, wenn du so viel weißt», sagte Skeat, «dann sag mir noch mal, wie diese elende Stadt heißt.»

«La Roche-Derrien.»

«Dämlicher Name», sagte Skeat. Er hatte graues Haar und ein schmales Gesicht, und er besaß fast dreißig Jahre Felderfahrung. Er stammte aus Yorkshire und hatte seine Laufbahn als Bogenschütze im Kampf gegen die Schotten begonnen. Da er nicht nur Geschick, sondern auch Glück gehabt hatte, war es ihm gelungen, bei Plünderungen Beute zu machen, Schlachten zu überleben und innerhalb der Armee aufzusteigen, bis er wohlhabend genug gewesen war, eine eigene Truppe zusammenzustellen. Mittlerweile führte er siebzig Soldaten und ebenso viele Bogenschützen an, die er in den Dienst des Earl of Northampton gestellt hatte, und das war der Grund, weshalb er jetzt hinter einer nassen Hecke einhundertfünfzig Schritt von den Mauern einer Stadt entfernt hockte, deren Name sich ihm einfach nicht einprägen wollte. Seine Soldaten waren im Lager, wo sie sich nach dem letzten gescheiterten Angriff einen Tag ausruhen durften. Will Skeat hasste Niederlagen.

«La Roche wie?», fragte er Thomas.

«Derrien.»

«Was zum Henker soll das heißen?»

«Das, muss ich gestehen, weiß ich leider auch nicht.»

«Gütiger Jesus», sagte Skeat in gespieltem Erstaunen, «er weiß doch nicht alles.»

«Es ist allerdings sehr nahe an *derrière*, was ‹Hintern› bedeutet», fügte Thomas hinzu. «Ich würde es am ehesten mit ‹der Felsen des Hinterns› übersetzen.»

Skeat öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch in dem Moment begann die erste von La Roche-Derriens Kirchenglocken Alarm zu läuten. Es war die gesprungene Glocke, die so grell klang, und innerhalb von Sekunden stimmten die anderen Kirchen ein, sodass der feuchte Wind von ihrem Dröhnen erfüllt war. Als Antwort ertönte ein gedämpfter Kampfschrei der Engländer, als die Angriffstruppen das Lager verließen und die Straße zum südlichen Stadttor hinaufmarschierten. Die Männer an der Spitze trugen Leitern, der Rest Schwerter und Äxte. Der Earl of Northampton führte den Angriff an, wie er es stets getan hatte, unübersehbar in seiner Rüstung, die halb von einem Waffenrock mit seinem Emblem aus Löwen und Sternen bedeckt war.

«Ihr wisst, was ihr zu tun habt!», bellte Skeat.

Die Bogenschützen stellten sich auf, spannten die Sehnen und schossen. Es waren keine Ziele auf den Mauern, da die Verteidiger sich hinter die Brustwehr duckten, doch das Prasseln der stählernen Pfeilspitzen sollte sie in Deckung halten. Die weiß gefiederten Pfeile zischten im Flug. Zwei weitere Einheiten von Bogenschützen unterstützten sie, wobei viele von ihnen steil in die Luft schossen, sodass ihre

Pfeile senkrecht auf den Rand der Mauer hinunterstießen, und Skeat war überzeugt, niemand könne unter diesem Hagel aus Stahlspitzen überleben, doch sobald der angreifende Trupp des Earls sich auf hundert Schritt genähert hatte, zischten die ersten Armbrustbolzen aus der Mauer hervor.

In der Nähe des Tores befand sich eine Bresche. Sie war von einem Katapult geschlagen worden, dem einzigen Belagerungsgerät, das noch halbwegs funktionierte, und es war eine armselige Bresche, denn die großen Wurfsteine hatten lediglich das obere Drittel der Mauer durchbrochen, und die Stadtbewohner hatten die Lücke mit Holz und Stoffbündeln gestopft. Doch es war immerhin eine Schwachstelle in der Mauer, und die Männer mit den Leitern stürmten johlend darauf zu, während die Armbrustbolzen sich in ihre Körper bohrten. Männer stolperten, fielen, krümmten sich und starben, doch es überlebten genug, um zwei Leitern an der Bresche aufzustellen, und die ersten Soldaten begannen den Aufstieg. Die Bogenschützen schossen, so schnell sie konnten, um die Stelle oberhalb der Bresche freizuhalten, doch dann tauchte dort ein Schild auf, der sofort von Pfeilen durchbohrt war, und im Schutz dieses Schildes schoss ein Armbrustschütze direkt hinunter auf eine der Leitern und tötete den obersten Soldaten. Ein weiterer Schild erschien, ein weiterer Bolzen wurde abgeschossen. Ein Topf wurde auf die notdürftig geflickte Bresche gehievt und umgekippt, und eine Flut dampfender Flüssigkeit ergoss sich nach unten. Ein Mann schrie vor Schmerzen. Die Verteidiger

stießen Felsbrocken über die Bresche, und ihre Armbrüste knallten.

«Näher!», rief Skeat, und seine Bogenschützen schoben sich durch die Hecke und liefen auf hundert Schritt an den Stadtgraben heran, von wo sie erneut ihre langen Bogen spannten und ihre Pfeile in die Schießscharten sandten. Jetzt starben auch einige der Verteidiger, da sie ihre Deckung aufgeben mussten, um ihre Armbrustbolzen in das Gewimmel der Männer zu schießen, die sich um die vier Leitern scharten, die mittlerweile an der Bresche oder der Mauer lehnten. Soldaten kletterten hinauf, ein gegabelter Stock stieß eine der Leitern zurück, und Thomas sandte einen Pfeil auf die Brust des Mannes, der mit dem Stock hantierte. Der Mann war durch den Schild eines Kameraden geschützt gewesen, doch der Schild glitt einen Moment zur Seite, und Thomas' Pfeil war der erste, der durch die schmale Lücke flog, obwohl noch zwei weitere folgten, bis der Herzschlag des Sterbenden verstummte. Andere Männer schafften es, die Leiter umzustürzen. *«St. George!»*, brüllten die Engländer, doch der Heilige schien zu schlafen, denn er sandte den Angreifern keine Hilfe.

Weitere Steine wurden von der Brustwehr geschleudert, dann folgte eine Masse brennenden Strohs. Einem Mann gelang es, die Bresche zu erklimmen, doch er wurde sofort von einer Axt getötet, die seinen Helm samt Schädel spaltete. Er sackte auf die Sprossen, wodurch er den Angriff behinderte. Als der Earl versuchte, ihn beiseitezuhieven, wurde er von einem Stein am Kopf

getroffen und stürzte die Leiter hinunter. Zwei seiner Soldaten trugen den betäubten Earl zurück ins Lager, und sein Ausfall nahm den Angreifern den Mut. Ihre Kampfschreie erstarben. Die Pfeile flogen zwar noch, und einige Männer versuchten weiter, die Mauer zu erklimmen, doch die Verteidiger spürten, dass sie auch diesen sechsten Angriff abgewehrt hatten, und ihre Armbrustbolzen schwirrten erbarmungslos auf den Feind nieder. In diesem Moment erblickte Thomas die Amsel auf dem Turm oberhalb des Tores. Er zielte mit der Stahlspitze auf ihre Brust, hob den Bogen ein winziges Stück an und löste dann seine Sehnenhand mit einem kleinen Ruck, sodass der Pfeil danebenging. Zu hübsch, um sie zu töten, dachte er bei sich und schalt sich gleichzeitig einen Trottel. Die Amsel schoss ihre Armbrust ab und verschwand. Ein halbes Dutzend Pfeile prallte auf die Stelle, an der sie gestanden hatte, aber Thomas war sicher, dass alle sechs Schützen gewartet hatten, bis sie in Sicherheit war.

«Grundgütiger», seufzte Skeat. Der Angriff war fehlgeschlagen, und die Soldaten flüchteten vor den Armbrustbolzen. Eine Leiter stand noch gegen die Bresche gelehnt, der Tote in den oberen Sprossen verfangen. «Zurück», brüllte Skeat, «zurück!»

Die Bogenschützen rannten, von Geschossen verfolgt, bis sie durch die Hecke schlüpfen und in den Graben dahinter springen konnten. Die Verteidiger johlten, und zwei Männer auf dem Turm oberhalb des Tores entblößten ihr Hinterteil und wackelten damit in Richtung der Engländer.

«Verfluchte Dreckskerle», knurrte Skeat. Er war es nicht gewohnt, Niederlagen einzustecken. «Es muss doch einen Weg hinein geben.»

Thomas löste die Sehne von seinem Bogen und legte sie unter seinen Helm. «Ich habe dir gesagt, wie man hineinkommt», meinte er zu Skeat. «Ich hab's dir bei Anbruch der Dämmerung gesagt.»

Skeat sah Thomas lange an. «Wir haben es versucht, Junge.»

«Ich bin bis zu den Pfählen gekommen, ich schwöre es. Ich bin sogar hindurchgekommen.»

«Dann sag's mir noch mal», forderte Skeat ihn auf, und Thomas tat es. Unter dem Jubel der Verteidiger von La Roche-Derrien hockten sie sich in den Graben, und er erzählte Will Skeat, wie man die Stadt aufbrechen konnte. Der Mann aus Yorkshire hörte ihm zu, denn er hatte gelernt, Thomas von Hookton zu vertrauen.

Thomas war jetzt seit drei Jahren in der Bretagne, und obgleich die Bretagne nicht Frankreich war, lieferte der regierende Herzog einen unablässigen Strom Franzosen, die getötet werden mussten, und Thomas hatte festgestellt, dass er ein Talent zum Töten hatte. Er war nämlich nicht nur ein guter Bogenschütze – in der Armee gab es Hunderte von Männern, die genauso gut waren wie er, und ein paar, die besser waren –, sondern er hatte auch bemerkt, dass er ein Gespür dafür besaß, was der Feind tun würde. Er beobachtete die Männer, vor allem ihre Augen, sah, wohin sie schauten, und immer wieder ahnte er voraus, welche Bewegung als Nächstes folgen würde, und

konnte seinen Pfeil entsprechend setzen. Es war wie ein Spiel, eines, dessen Regeln er kannte, der Feind jedoch nicht.

Dass William Skeat ihm vertraute, machte es leichter. Anfangs, als sie einander beim Gefängnis in Dorchester begegnet waren, hatte Skeat ihn nicht nehmen wollen. Er war dort gewesen, um ein paar Diebe und Mörder daraufhin zu prüfen, wie gut sie mit dem Bogen schießen konnten. Er brauchte Rekruten, und der König brauchte Bogenschützen, also wurden Männer, die eigentlich auf die Galeeren mussten, begnadigt, um in Frankreich zu dienen. Und die Hälfte von Skeats Männern bestand aus solchen Verbrechern. Thomas, so hatte Skeat gedacht, würde mit diesen Raubeinen nicht zurechtkommen. Er hatte Thomas' rechte Hand genommen, die Schwielen an den beiden Bogenfingern gesehen, die verrieten, dass er Schütze war, dann jedoch auf die weiche Handfläche des Jungen geklopft.

«Was hast du bisher gemacht?», hatte er gefragt.

«Mein Vater wollte, dass ich Priester werde.»

«Soso, Priester», hatte Skeat verächtlich gesagt. «Tja, vielleicht kannst du dann für uns beten.»

«Ich kann auch für euch töten.»

Schließlich hatte Skeat Thomas in die Truppe aufgenommen, nicht zuletzt deshalb, weil er ein Pferd mitbrachte. Anfangs hatte Skeat gedacht, Thomas von Hookton sei nur ein weiterer ungestümer Dummkopf auf Abenteuersuche – wenn auch ein intelligenter Dummkopf –, doch Thomas hatte sich voller Eifer an das Leben als

Bogenschütze in der Bretagne angepasst. Der eigentliche Zweck des Bürgerkriegs war das Plündern, und so ritten Skeats Männer Tag für Tag über die Ländereien der lehnstreuen Anhänger von Herzog Charles und brannten die Bauernhöfe nieder, stahlen die Ernte und nahmen das Vieh mit. Ein Adliger, dessen Bauern nicht imstande waren, ihre Steuern zu zahlen, konnte es sich nicht leisten, Söldner anzuwerben, und so fielen Skeats Fußsoldaten und berittene Bogenschützen über das Feindesland her wie eine Plage, und Thomas gefiel dieses Leben. Er war jung, und seine Aufgabe bestand nicht nur darin, den Feind zu bekämpfen, sondern ihn zu ruinieren. Er setzte Höfe und Mühlen in Brand, vergiftete Brunnen, stahl Saatgut, zerstörte Pflüge, verwüstete die Obstgärten und lebte von seinen Plünderungen. Skeats Männer waren die Herren der Bretagne, eine Höllengeißel, und die Französisch sprechenden Dorfleute im Osten des Herzogtums nannten sie die *hellequins*, die Reiter des Teufels. Gelegentlich versuchte ein feindlicher Trupp, ihnen aufzulauern, und Thomas hatte die Erfahrung gemacht, dass der englische Bogenschütze mit seinem großen Kriegsbogen der König solcher Gefechte war. Die Feinde hassten die Bogenschützen. Wenn sie einen von ihnen erwischten, töteten sie ihn. Ein Soldat wurde möglicherweise eingekerkert, ein Adliger gegen Lösegeld freigegeben, aber ein Bogenschütze wurde stets ermordet. Erst gefoltert, dann ermordet.

Thomas genoss sein Dasein, und Skeat hatte bemerkt, dass der Junge intelligent war – auf jeden Fall intelligent

genug, um nicht in einer Nacht einzuschlafen, in der er hätte Wache stehen sollen, und für dieses Vergehen hatte Skeat ihn einmal windelweich geprügelt. «Du warst besoffen, du Hundsfott!», hatte er Thomas angebrüllt, und dann hatte er mit Fäusten wie Vorschlaghämmer auf ihn eingeschlagen. Er hatte Thomas die Nase gebrochen, eine Rippe eingedrückt und ihn als ein stinkendes Stück Teufelsdreck beschimpft, doch am Ende hatte Will Skeat gesehen, dass der Junge noch immer grinste, und sechs Monate später hatte er ihn zum *vintenar* ernannt, was bedeutete, dass er zwanzig andere Bogenschützen befehligte.

Diese zwanzig waren fast alle älter als Thomas, aber keiner von ihnen schien sich an seiner Beförderung zu stoßen. Sie spürten, dass er anders war. Die meisten Bogenschützen trugen ihr Haar kurz, doch Thomas' Haar war prachtvoll und lang und mit Bogensehnen zusammengeflochten, sodass es ihm in einem Zopf bis zur Taille reichte. Er trug keinen Bart und ausschließlich schwarze Kleidung. Solche Extravaganzen hätten ihn unbeliebt machen können, doch er arbeitete hart, hatte einen wachen Verstand und war großzügig. Dennoch war er sonderbar. Alle Bogenschützen trugen einen Talisman, beispielsweise einen billigen Metallanhänger mit dem Abbild eines Heiligen oder eine ausgestopfte Hasenpfote. Thomas jedoch hatte eine vertrocknete Hundepfote um den Hals hängen, von der er behauptete, es sei die Hand des heiligen Guinefort, und niemand wagte es, ihm zu widersprechen, weil er der gebildetste Mann in Skeats

Truppe war. Er sprach Französisch wie ein Adliger und Latein wie ein Priester, und Skeats Bogenschützen waren wegen dieser Fähigkeiten widersinnigerweise stolz auf ihn. Jetzt, drei Jahre nachdem Will Skeat ihn angeheuert hatte, war Thomas einer seiner besten Männer. Skeat fragte ihn sogar gelegentlich um Rat; er nahm ihn selten an, aber er fragte, und Thomas hatte noch immer die Hundepfote, eine krumme Nase und ein freches Grinsen.

Und nun hatte er eine Idee, wie man La Roche-Derrien einnehmen konnte.

An diesem Nachmittag, als der tote Soldat mit dem gespaltenen Schädel noch immer über der zurückgelassenen Leiter hing, ritt Sir Simon Jekyll auf die Stadt zu und trabte neben den kleinen dunkel gefiederten Armbrustbolzen im Gras auf und ab, die die Reichweite der feindlichen Waffen markierten. Sein Knappe, ein hirnloser Junge mit hängendem Kinn und verwirrtem Blick, sah aus einiger Entfernung zu. Der Knappe hielt Sir Simons Lanze, und falls ein Ritter in der Stadt die Herausforderung annahm, die in Sir Simons spöttischer Parade lag, würde er seinem Herrn die Lanze bringen, und die beiden Reiter würden auf der Wiese gegeneinander kämpfen, bis einer von ihnen nachgab. Und das würde nicht Sir Simon sein, denn er war einer der geschicktesten Ritter in der Armee des Earl of Northampton.

Und der ärmste.

Sein Streitross war zehn Jahre alt, hart im Maul und durchgeritten. Sein Sattel, der vorne und hinten hoch

geschnitten war, damit der Reiter fest darin saß, hatte seinem Vater gehört, und der Ringelpanzer, der ihn vom Hals bis zu den Knien bedeckte, bereits seinem Großvater. Sein Schwert war über hundert Jahre alt, schwer und wurde immer wieder stumpf. Seine Lanze hatte sich in dem feuchten Winterwetter verzogen, und der Helm, der an seinem Sattelknauf hing, war ein alter Topfhelm mit abgewetztem Lederfutter. Sein Schild mit dem Wappen einer gepanzerten Faust, die einen Streithammer hielt, war zerdellt und verblichen. Seine Kettenhandschuhe, wie auch der Rest seiner Rüstung, waren rostig, was der Grund dafür war, dass der Knappe ein rotes, geschwollenes Ohr hatte und verängstigt aussah, obwohl der Rost nicht daher kam, dass der Knappe sich keine Mühe gab, die Rüstung zu reinigen, sondern dass Sir Simon sich den Essig und den feinen Sand nicht leisten konnte, mit dem der Stahl poliert wurde. Er war arm.

Arm und verbittert und ehrgeizig.

Und gut.

Niemand leugnete, dass er gut war. Er hatte das Turnier in Tewkesbury gewonnen und eine Börse mit vierzig Pfund erhalten. In Gloucester war sein Sieg mit einer prächtigen Rüstung belohnt worden. In Chelmsford waren es fünfzehn Pfund und ein erstklassiger Sattel gewesen, und in Canterbury hatte er einen Franzosen beinahe in Stücke zerhackt, um einen vergoldeten und mit Münzen gefüllten Becher zu bekommen. Doch wo waren all diese Schätze jetzt? In den Händen von Bankiers, Notaren und Kaufmännern, die ein Pfandrecht auf das Lehen in

Berkshire besaßen, das Sir Simon zwei Jahre zuvor geerbt hatte. Doch das Erbe hatte nur aus einem Haufen Schulden bestanden, und kaum war sein Vater unter der Erde gewesen, hatten sich die Geldverleiher um Sir Simon zusammengerottet wie eine Jagdmeute um einen verwundeten Hirsch.

«Heirate eine reiche Erbin», hatte seine Mutter ihm geraten und ihm ein Dutzend Frauen zur Ansicht vorgeführt, doch Sir Simon war fest entschlossen, dass seine Frau ebenso schön sein sollte wie er selbst. Und er war ein schöner Mann, davon war er überzeugt. Oft hatte er sich im Spiegel seiner Mutter betrachtet und sein Bild bewundert. Er hatte dichtes blondes Haar, ein kräftiges Gesicht und einen kurzen Bart. In Chester, wo es ihm gelungen war, innerhalb von vier Minuten drei Ritter aus dem Sattel zu heben, hatte man ihn für den König gehalten, der Gerüchten zufolge gelegentlich anonym an Turnieren teilnahm, und Sir Simon würde sein gutes, königliches Aussehen nicht an eine runzlige alte Schachtel verschwenden, nur weil sie Geld hatte. Er würde eine Frau heiraten, die seiner würdig war, aber davon konnte er die Schulden seines Landguts nicht begleichen, und so hatte Sir Simon, um sich von seinen Gläubigern zu befreien, König Edward III. um einen Schutzbrief ersucht. Dieser Brief schützte Sir Simon vor allen rechtlichen Zugriffen, solange er dem König in einem Krieg außerhalb des Landes diente, und als Sir Simon mit sechs Soldaten, einem Dutzend Bogenschützen und dem hirnlosen Knappen von seinem verschuldeten Gut den Kanal überquert hatte,

waren seine Gläubiger hilflos zurückgeblieben. Außer seinem Gefolge hatte Sir Simon auch die Überzeugung mitgebracht, dass er bald einen französischen oder bretonischen Adligen gefangen nehmen würde, dessen Lösegeld ausreichen würde, um all seine Schulden zu begleichen, doch bisher hatte der Winterfeldzug keinen einzigen Gefangenen von Rang eingebracht und nur so wenig Beute, dass die Armee mittlerweile auf halber Ration war. Und wie viele vornehme Gefangene konnte er in einer Stadt wie La Roche-Derrien schon machen? Es war ein Dreckloch.

Dennoch ritt er vor den Mauern auf und ab, in der Hoffnung, dass ein Ritter die Herausforderung annehmen und aus dem Südtor der Stadt, das bisher sechs englischen Angriffen standgehalten hatte, herausgeritten käme. Doch stattdessen machten sich die Verteidiger über ihn lustig und riefen ihn einen Feigling, weil er außerhalb der Reichweite ihrer Armbrüste blieb. Die Beleidigungen trafen Sir Simons Stolz, und er ritt näher an die Stadtmauer heran, wobei sein Pferd hier und dort auf die im Boden steckenden Geschosse trat. Männer zielten auf ihn, doch ihre Bolzen landeten weit von ihm entfernt, sodass es jetzt an Sir Simon war, sie zu verspotten.

«Was für ein eingebildeter Trottel», sagte Jake, der das Ganze vom englischen Lager aus verfolgte. Jake war einer von William Skeats Galgenvögeln, ein Mörder, der den Galeeren in Exeter entgangen war. Obwohl er schielte, waren seine Schüsse treffsicherer als die vieler anderer. «Was macht er denn jetzt?»

Sir Simon hatte sein Pferd angehalten und blickte Richtung Tor, sodass die beobachtenden Männer dachten, ein Franzose käme heraus, um sich mit dem dreisten englischen Ritter zu messen. Stattdessen sahen sie einen einzelnen Armbrustschützen, der auf dem Turm oberhalb des Tores stand und Sir Simon näher winkte, ihn herausforderte, in seine Reichweite zu kommen.

Nur ein Dummkopf würde eine solche Herausforderung annehmen, und Sir Simon folgte ihr pflichtschuldig. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, verbittert und mutig, und da er meinte, eine Demonstration sorgloser Arroganz würde die belagerte Stadt entmutigen und die niedergeschlagenen Engländer zu neuem Kampfgeist anspornen, trieb er sein Pferd weit in den gefährlichen Bereich, wo die französischen Bolzen dem englischen Angriff die Kraft genommen hatten. Jetzt schoss kein Armbrustschütze mehr; nur die einsame Gestalt stand oben auf dem Turm, und als Sir Simon bis auf hundert Schritt herangeritten war, sah er, dass es die Amsel war.

Es war das erste Mal, dass er die Frau sah, die alle Bogenschützen die Amsel nannten, und er war nah genug, um zu erkennen, dass sie in der Tat schön war. Sie stand aufrecht da, schlank und hoch gewachsen, zum Schutz gegen den kalten Wind in einen Umhang gehüllt, doch ihr langes schwarzes Haar flatterte ungebändigt wie bei einem jungen Mädchen. Sie verneigte sich ironisch in seine Richtung, und Sir Simon erwiderte die Verbeugung, was in dem engen Sattel nicht ganz einfach war. Dann sah er zu,

wie sie nach ihrer Armbrust griff und sie an ihre Schulter legte.

Und wenn wir in der Stadt sind, dachte Sir Simon, wirst du dafür bezahlen. Du wirst flach auf deinem Rücken liegen, Amsel, und ich obendrauf. Fast reglos stand er mit seinem Pferd da, ein einsamer Reiter auf französischem Schlachtfeld, und forderte sie heraus, direkt auf ihn zu zielen, obwohl er wusste, dass sie es nicht tun würde. Und wenn sie danebenschoss, würde er ihr einen spöttischen Gruß zuwinken, und die Franzosen würden es als schlechtes Omen werten.

Doch was, wenn sie tatsächlich auf ihn schoss?

Sir Simon war versucht, den Helm vom Sattelknauf zu nehmen, widerstand jedoch dem Impuls. Er hatte die Amsel zum Schlimmsten herausgefordert, und gegenüber einer Frau konnte er schließlich keine Angst zeigen, also wartete er, während sie die Armbrust ausrichtete. Die Verteidiger der Stadt beobachteten sie und beteten wahrscheinlich. Oder schlossen Wetten ab.

Mach schon, du Schlampe, zischte er leise. Trotz der Kälte stand ihm der Schweiß auf der Stirn.

Sie hielt inne, strich das schwarze Haar zurück, stützte die Armbrust auf einer Zinne ab und zielte erneut. Sir Simon saß weiter aufrecht da und sah sie unverwandt an. Bloß eine Frau, sagte er sich. Trifft bestimmt nicht mal einen Wagen auf fünf Schritt Entfernung. Sein Pferd überlief ein Schauer, und er streckte die Hand aus, um ihm den Hals zu tätscheln. «Wir sind gleich fertig, alter Junge», sagte er.

Unter den gebannten Blicken des Verteidigungstrupps schloss die Amsel die Augen und schoss.

Der Bolzen flirrte wie ein unscharfer schwarzer Fleck vor dem Grau des Himmels und der Kirchtürme oberhalb der Stadtmauer von La Roche-Derrien auf ihn zu.

Sir Simon wusste, dass der Bolzen danebengehen würde. Mit absoluter Sicherheit. Schließlich war sie eine Frau, Herrgott noch mal! Deshalb rührte er sich nicht, als er den Bolzen genau auf sich zukommen sah. Er konnte es nicht glauben. Er wartete darauf, dass das Geschoss nach rechts oder links abgleiten oder sich in den gefrorenen Boden graben würde, doch stattdessen kam es unbeirrt auf seine Brust zugeflogen, und erst im allerletzten Moment riss er den schweren Schild hoch. Er spürte einen gewaltigen Stoß gegen seinen linken Arm, als der Bolzen aufprallte und ihn in den Sattel drückte. Der Bolzen traf mit solcher Wucht auf den Schild, dass er durch das Weidenholz drang und die Spitze sich durch den Ärmel des Ringelpanzers und tief in Sir Simons Arm bohrte. Die Franzosen brachen in Jubelrufe aus, und da Sir Simon wusste, dass weitere Armbrustschützen versuchen könnten, zu Ende zu bringen, was die Amsel begonnen hatte, drückte er seinem Pferd die Fersen in die Flanken, und das Tier wandte sich gehorsam um und setzte sich in Marsch.

«Ich lebe noch», sagte er laut, als würde dies den Jubel der Franzosen dämpfen. Verfluchtes Miststück. Dafür würde sie büßen, bis aufs Blut. Er zügelte sein Pferd, da er nicht wollte, dass es so aussah, als fliehe er.

Eine Stunde später, nachdem sein Knappe den verletzten Unterarm verbunden hatte, hatte Sir Simon sich erfolgreich eingeredet, er habe einen Sieg davongetragen. Er hatte sie herausgefordert, und er hatte es überlebt. Er hatte seinen Mut unter Beweis gestellt, er lebte noch, und deshalb hielt er sich für einen Helden und erwartete einen entsprechenden Empfang, als er sich zum Zelt des Earl of Northampton, des Anführers der Armee, begab. Das Zelt war aus zwei Segeln gemacht, deren Leinen nach Jahren des Einsatzes auf See vergilbt, geflickt und abgewetzt war. Sie gaben eine schäbige Behausung ab, doch das war typisch für William Bohun, Earl of Northampton, der, obgleich er mit dem König verwandt und einer der reichsten Männer Englands war, jeglichen Prunk ablehnte.

Tatsächlich sah der Earl selbst ebenso geflickt und abgewetzt aus wie das Segeltuch seines Zeltes. Er war klein und gedrungen und hatte, wie manche sagten, ein Gesicht wie ein Bullenhintern, doch dieses Gesicht spiegelte das Wesen des Earls wider, und das war unverblümt, mutig und geradeheraus. Die Soldaten mochten den Earl of Northampton, weil er ebenso zäh war wie sie selbst. Als Sir Simon sich jetzt duckte und sein Zelt betrat, war das lockige braune Haar des Earls halb von einem Verband verdeckt, weil der Stein, der ihn unter den Mauern von La Roche-Derrien getroffen hatte, seinen Helm aufgerissen und den scharf gezackten Stahlrand in seine Kopfhaut gedrückt hatte. Grimmig begrüßte er Sir Simon. «Seid Ihr lebensmüde?»

«Die dumme Pute hatte die Augen zu, als sie abgedrückt hat!», sagte Sir Simon, ohne den zornigen Tonfall des Earls zu bemerken.

«Trotzdem hat sie gut getroffen», entgegnete der Earl wütend, «und das wird diese Bastarde erst richtig munter machen. Dabei brauchen sie weiß Gott keine Ermutigung mehr.»

«Ich lebe, Mylord», sagte Sir Simon munter. «Sie wollte mich töten. Das ist ihr nicht gelungen. Der Bär lebt, und die Meute muss hungern.» Er wartete darauf, dass die Männer des Earls ihn beglückwünschten, doch sie wichen seinem Blick aus, und er deutete ihr stures Schweigen als Neid.

Sir Simon ist ein verdammter Trottel, dachte der Earl, und ein Schauer überlief ihn. Die Kälte hätte ihm vielleicht nicht so viel ausgemacht, wenn die Armee erfolgreich gewesen wäre, doch seit zwei Monaten waren die Engländer und ihre bretonischen Verbündeten vom Fehlschlag zur Farce gesunken, und mit den sechs vergeblichen Angriffen auf La Roche-Derrien hatten sie den Tiefpunkt des Elends erreicht. Deshalb hatte der Earl einen Kriegsrat einberufen, um über einen letzten Angriff zu beraten, der noch an diesem Abend stattfinden sollte. Alle anderen Sturmversuche waren morgens erfolgt, aber vielleicht würde ein Überraschungsangriff im winterlichen Dämmerlicht die Verteidiger unvorbereitet treffen. Nur waren die winzigen Vorteile, die ihnen die Überraschung vielleicht geboten hätte, zunichte gemacht worden, da Sir Simons Tollkühnheit die Stadtbevölkerung sicher noch in ihrem Selbstvertrauen bestärkt hatte, während das der

Hauptmänner des Earls, die jetzt unter dem vergilbten Segeltuch versammelt waren, noch weiter geschrumpft war.

Vier dieser Hauptmänner waren Ritter, die, ebenso wie Sir Simon, ihre eigenen Männer anführten, die übrigen waren Söldner, die dem Earl ihre Truppen gegen Geld unterstellt hatten. Drei von ihnen waren Bretonen, die das weiße Hermelinabzeichen des Herzogs der Bretagne trugen und deren Männer treue Anhänger von Jean de Montfort waren. Die übrigen waren Engländer bürgerlicher Abstammung, die den Krieg zu ihrem Beruf gewählt hatten. Zu diesen gehörte auch William Skeat, und neben ihm saß Richard Totesham, der als einfacher Soldat angefangen hatte und mittlerweile im Dienste des Earls einhundertvierzig Ritter und neunzig Bogenschützen befehligte. Keiner von beiden hatte je in einem Turnier gekämpft, und sie würden auch nie zu einem eingeladen werden, aber beide waren wohlhabender als Sir Simon, und das wurmte diesen sehr. Meine Kriegshunde, nannte der Earl of Northampton die unabhängigen Hauptmänner, und er mochte sie, aber der Earl hatte schon immer eine Vorliebe für schlichte Gesellschaft gehabt. Auch wenn er ein Vetter des Königs von England war, trank William Bohun gern mit Männern wie Skeat und Totesham, er aß mit ihnen, sprach Englisch mit ihnen, ging mit ihnen auf die Jagd und vertraute ihnen, und aus dieser Freundschaft fühlte Sir Simon sich ausgeschlossen. Wenn irgendjemand aus dieser Armee als Vertrauter des Earls in Frage kam, dann war es Sir Simon,

der berühmte Turniersieger, doch Northampton wälzte sich ja lieber mit Männern wie Skeat in der Gosse.

«Was macht der Regen?», fragte der Earl.

«Fängt gerade wieder an», erwiderte Sir Simon mit einer Kopfbewegung zum Dach des Zeltes, auf dem unregelmäßiges Tropfen zu hören war.

«Der hört auch wieder auf», grummelte Skeat. Er sprach den Earl nur selten mit «Mylord» an, sondern meist wie seinesgleichen, was dem Earl zu Sir Simons Erstaunen zu gefallen schien.

«Und es tröpfelt ja nur.» Der Earl hatte den Kopf nach draußen gestreckt und damit einen Schwall kalte, feuchte Luft hereingelassen. «Die Bogensehnen funktionieren trotzdem.»

«Die Armbrustsehnen dieser Bastarde aber auch», wandte Richard Totesham ein. Was die Niederlage der Engländer so bitter machte, war die Tatsache, dass die Verteidiger von La Roche-Derrien keine Soldaten waren, sondern einfaches Volk: Fischer und Schiffbauer, Tischler und Maurer, und obendrein noch die Amsel, eine Frau! «Und selbst wenn der Regen aufhört», fuhr Totesham fort, «wird der Boden aufgeweicht sein. Kein guter Untergrund unterhalb der Mauern.»

«Geht nicht heute Abend», sagte Will Skeat. «Lasst meine Jungs morgen früh über den Fluss angreifen.»

Der Earl rieb sich über die Wunde an seinem Kopf. Seit einer Woche versuchte er jetzt, über die Südmauer in La Roche-Derrien einzufallen, und er war noch immer überzeugt, dass seine Männer diese Mauer einnehmen

konnten, aber er spürte auch den Pessimismus unter seinen Kriegshunden. Ein weiterer Fehlschlag mit zwanzig oder dreißig Toten würde seiner Armee den letzten Rest Kampfgeist rauben, und dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit leeren Händen ins Finistère zurückzukehren. «Erklärt es mir noch mal», sagte er.

Skeat wischte sich die Nase am Ärmel seines Lederwamses ab. «Bei Ebbe gibt es einen Weg an der Nordseite. Einer von meinen Jungs war gestern Abend dort.»

«Das haben wir vor drei Tagen versucht», wandte einer der Ritter ein.

«Ihr habt es flussabwärts versucht», sagte Skeat. «Ich will flussaufwärts.»

«An der Seite stehen doch genau dieselben Pfähle», meinte der Earl.

«Ja, aber sie sind locker», erwiderte Skeat. Einer der bretonischen Hauptmänner übersetzte den Wortwechsel für seine Kameraden. «Mein Mann hat einen der Pfähle glatt herausgezogen», fuhr Skeat fort, «und er glaubt, es gibt noch ein halbes Dutzend andere, die sich herausziehen oder zertrümmern lassen. Es sind alte Eichenstämme, sagt er, keine Ulmen, und sie sind verrottet.»

«Wie tief ist der Schlamm?», fragte der Earl.

«Bis zu seinen Knien.»

Die Mauer von La Roche-Derrien umgab die Stadt im Westen, Süden und Osten, während die Nordseite vom Jaudy umschlossen war, und an den Stellen, wo die halbrunde Mauer auf den Fluss traf, hatten die

Stadtbewohner riesige Pfähle in den Schlick gerammt, um den Zugang bei Ebbe unmöglich zu machen. Skeat meinte nun, es gebe einen Weg durch diese verrotteten Pfähle, doch als die Männer des Earls dasselbe an der Ostseite der Stadt versucht hatten, waren sie im Schlamm stecken geblieben, und die Verteidiger hatten sie mit Bolzen niedergeschossen. Es war eine schlimmere Schlächterei gewesen als bei den Angriffen an der Südpforte.

«Aber das Flussufer ist mit einem Wall gesichert», hob der Earl hervor.

«Stimmt», gab Skeat zu, «aber die Hornochsen haben ihn an einigen Stellen niedergerissen, um Anleger zu bauen, und einer davon liegt direkt neben den losen Pfählen.»

«Eure Männer sollen also die Pfähle herausziehen und einen Anleger hinaufklettern, und das alles unter den Blicken der Männer auf der Stadtmauer?», fragte der Earl skeptisch.

«Sie können es schaffen», sagte Skeat mit Nachdruck.

Der Earl war nach wie vor der Meinung, seine größte Aussicht auf Erfolg bestünde darin, seine Bogenschützen am Südtor zu postieren und zu beten, dass ihr Pfeilregen die Verteidiger in Deckung halten würde, während seine Soldaten die Bresche erklommen, doch mit diesem Plan war er, wie er zugeben musste, bereits an diesem Morgen und am Tag zuvor gescheitert. Und er wusste, ihm blieben nur noch ein oder zwei Tage Zeit. Er hatte weniger als dreitausend Mann, ein Drittel davon war krank, und wenn er keinen Schutz für sie fand, würde er mit eingezogenem Schwanz nach Westen abziehen müssen. Er brauchte eine

Stadt, irgendeine Stadt, und wenn es La Roche-Derrien war.

Will Skeat sah die Besorgnis auf dem breiten Gesicht des Earls. «Mein Mann ist gestern Abend bis auf fünfzehn Schritt an den Anleger herangekommen», schob er nach. «Er hätte in die Stadt hineingehen und das Tor öffnen können.»

«Warum hat er es dann nicht getan?» Sir Simon konnte sich die Frage nicht verkneifen. «Bei den Knochen Christi! Ich wäre hineingegangen!»

«Ihr seid ja auch kein Bogenschütze», erwiderte Skeat grimmig und bekreuzigte sich. In Guingamp war einer seiner Bogenschützen von den Verteidigern gefangen genommen worden. Sie hatten dem verhassten Feind die Kleider vom Leib gerissen und ihn oben auf der Brustwehr, wo die Belagerer seinen langen Todeskampf verfolgen konnten, in Stücke geschnitten. Als Erstes hatten sie ihm die beiden Bogenfinger abgetrennt, dann seine Männlichkeit, und der arme Kerl hatte geschrien wie ein kastriertes Schwein, während er auf den Zinnen verblutet war.

Der Earl bedeutete einem Diener, die Becher mit heißem Würzwein aufzufüllen. «Würdet Ihr den Angriff leiten, Will?», fragte er.

«Nein, ich nicht», sagte Skeat. «Ich bin zu alt, um durch knietiefen Schlamm zu waten. Ich würde dem Jungen, der gestern Abend bei den Pfählen war, die Führung übergeben. Ist ein zuverlässiger Kerl. Und ein helles Köpfchen, wenn auch ein bisschen seltsam. Sollte eigentlich

Priester werden, der Junge, aber dann hat er mich getroffen und sich's anders überlegt.»

Der Earl war sichtlich angetan von der Idee. Er spielte mit dem Heft seines Schwertes, dann nickte er. «Ich denke, wir sollten uns Euer helles Köpfchen mal ansehen. Ist er in der Nähe?»

«Er wartet draußen.» Skeat drehte sich auf seinem Schemel um. «Tom, du Hitzkopf, komm rein!»

Thomas schlüpfte durch den Zelteingang, und die versammelten Hauptmänner sahen einen hochgewachsenen, langbeinigen jungen Mann vor sich, ganz in Schwarz gekleidet, abgesehen von seinem Kettenhemd und dem roten Kreuz, das auf seinen Umhang genäht war. Alle englischen Soldaten trugen das Kreuz des heiligen Georg, damit sie im Kampfgetümmel Freund und Feind auseinanderhalten konnten. Der junge Mann verbeugte sich vor dem Earl, der sich erinnerte, dass er diesen Bogenschützen bereits bemerkt hatte, was nicht weiter überraschend war, denn Thomas war ein auffallend gutaussehender Mann, obwohl das Auffälligste an ihm wohl seine Sauberkeit war. Die, und der riesige Bogen über seiner Schulter, einer der längsten, die der Earl je gesehen hatte, und er war nicht nur lang, sondern auch schwarz, mit einem eigentümlichen silbernen Abzeichen auf der Außenseite, in das ein Wappen eingraviert zu sein schien. Hier war eine gewisse Eitelkeit zu spüren, dachte der Earl, Eitelkeit und Stolz, und beides gefiel ihm.

«Für einen Mann, der gestern Abend noch bis zu den Knien im Schlamm gestanden hat, bist du bemerkenswert

sauber», sagte der Earl mit einem Lächeln.

«Ich habe mich gewaschen, Mylord.»

«Du wirst dich erkälten!», warnte ihn der Earl. «Wie heißt du?»

«Thomas von Hookton, Mylord.»

«Dann berichte mir, was du gestern Abend entdeckt hast, Thomas von Hookton.»

Thomas erzählte dieselbe Geschichte wie Will Skeat. Wie er nach Einbruch der Dunkelheit und bei ablaufendem Wasser in den Schlamm des Jaudy gewatet war. Er hatte festgestellt, dass die Pfahlreihe in schlechtem Zustand war, verrottet und locker, hatte einen der Pfähle aus seiner Halterung gehievt, sich durch die Lücke gezwängt und ein paar Schritte in Richtung auf den nächsten Anleger gemacht. «Ich war nah genug, um eine Frau singen zu hören, Mylord», sagte er. Die Frau hatte ein Lied gesungen, das seine eigene Mutter ihm als kleiner Junge vorgesummt hatte, und diese seltsame Übereinstimmung hatte ihn neugierig gemacht.

Der Earl runzelte die Augenbrauen, als Thomas geendet hatte, doch nicht weil ihm irgendetwas von den Ausführungen des Bogenschützen nicht gefiel, sondern weil die Kopfwunde, die ihn eine Stunde lang bewusstlos gelassen hatte, schmerzend pochte. «Was wolltest du überhaupt gestern Abend am Fluss?», fragte er, hauptsächlich um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen.

Thomas schwieg.

«Die Frau eines andern», antwortete Skeat schließlich an Thomas’ Stelle. «Das wollte er da, Mylord, die Frau eines

andern.»

Die versammelten Männer lachten, mit Ausnahme von Sir Simon, der den errötenden Thomas mit galligem Blick betrachtete. Dieser Bastard war nichts weiter als ein armseliger Bogenschütze, aber er trug ein besseres Kettenhemd als er, Sir Simon, sich leisten konnte! Und er hatte ein Selbstvertrauen, das an Frechheit grenzte. Sir Simon erschauerte. Dem Leben wohnte eine Ungerechtigkeit inne, die er nicht verstand. Bogenschützen von einfacher Herkunft erbeuteten Pferde, Waffen und Rüstungen, während er, der Held der Turniere, nichts Wertvolleres als ein paar verdammte Stiefel ergattert hatte. Er verspürte einen unwiderstehlichen Drang, diesen großen, selbstsicheren Bogenschützen von seinem Sockel zu stoßen.

«Eine aufmerksame Wache, Mylord», sagte Sir Simon in normannischem Französisch zu dem Earl, sodass nur eine Handvoll vornehmer Männer im Zelt ihn verstehen konnte, «dann ist dieser Junge tot, und unser Angriff versackt im Schlamm des Flusses.»

Thomas betrachtete ihn mit vollkommen gleichmütigem Blick, geradezu dreist in seiner Ausdruckslosigkeit, und erwiderte in flüssigem Französisch: «Wir sollten im Dunkeln angreifen.» Dann fuhr er, wieder zum Earl gewandt, fort: «Morgen wird der Wasserstand kurz vor der Morgendämmerung am niedrigsten sein, Mylord.»

Der Earl sah ihn überrascht an. «Wo hast du Französisch gelernt?»

«Bei meinem Vater, Mylord.»

«Kennen wir ihn?»

«Das bezweifle ich, Mylord.»

Der Earl verfolgte das Thema nicht weiter. Er kaute auf seiner Unterlippe herum und rieb über seinen Schwertknauf, wie er es immer tat, wenn er nachdachte.

«Ist ja gut und schön, wenn ihr reinkommt», grummelte Richard Totesham, der neben Will Skeat auf einem Melkschemel saß. Totesham führte die größte der unabhängigen Truppen an und besaß dadurch eine höhere Autorität als die übrigen Hauptmänner. «Aber was wollt ihr tun, wenn ihr drinnen seid?»

Thomas nickte, als habe er diese Frage erwartet. «Ich bezweifle, dass wir eines der Tore erreichen können, aber wenn es mir gelingt, etwa zwanzig Bogenschützen auf die Mauer neben dem Fluss zu bekommen, können sie für Deckung sorgen, während die Leitern angelegt werden.»

«Und ich habe zwei Leitern», fügte Skeat hinzu. «Die sollten reichen.»

Der Earl rieb noch immer seinen Schwertknauf. «Bei unserem vorigen Versuch, vom Fluss her anzugreifen, sind wir im Schlamm stecken geblieben», wandte er ein. «Und er wird dort, wo du den Fluss überqueren willst, genauso tief sein.»

«Hürden, Mylord», sagte Thomas. «Ich habe ein paar davon in einem Bauernhof gefunden.» Hürden waren Zaunstücke aus Weidengeflecht, die man schnell zu einem Schafspferch zusammensetzen oder als tragende Unterlage auf schlammigem Boden benutzen konnte.

«Ich habe Euch doch gesagt, er ist ein helles Köpfchen», sagte Will Skeat stolz. «War sogar in Oxford, nicht wahr, Tom?»

«Ja, als ich noch jung und ahnungslos war», erwiderte Thomas trocken.

Der Earl lachte. Er mochte den Jungen und verstand, weshalb Skeat solches Vertrauen in ihn hatte. «Morgen früh, Thomas?», fragte er.

«Ja, das ist besser als heute Abend, Mylord. Da werden sie noch zu munter sein.» Thomas warf Sir Simon einen ausdruckslosen Blick zu, der andeutete, dass die kindische Tollkühnheit des Ritters den Kampfgeist der Verteidiger sicher noch gestärkt hatte.

«Dann also morgen früh», beschloss der Earl. Zu Totesham sagte er: «Aber haltet Eure Männer heute weiter am Südtor in Stellung. Sie sollen glauben, dass wir wieder von dort kommen.» Dann wandte er sich noch einmal zu Thomas. «Was ist das für ein Abzeichen an deinem Bogen, Junge?»

«Das habe ich irgendwo gefunden, Mylord», log Thomas und reichte dem Earl seinen Bogen. In Wirklichkeit hatte er das Abzeichen aus dem angeschlagenen Becher herausgeschnitten, den er unter der Soutane seines Vaters gefunden hatte, und es an der Vorderseite des Bogens befestigt, wo seine linke Hand das Silber mittlerweile fast glatt poliert hatte.

Der Earl betrachtete die Gravur eingehend. «Ein Greif?»

«Ja, ich glaube, so nennt man das Tier, Mylord», erwiderte Thomas mit gespielter Ahnungslosigkeit.

«Dieses Abzeichen ist mir noch nie begegnet», sagte der Earl. Dann versuchte er, das Holz zu biegen und zog angesichts seiner Spannung überrascht die Augenbrauen hoch. Schließlich gab er Thomas den Bogen zurück und entließ ihn. «Ich wünsche dir gutes Gelingen für morgen früh, Thomas von Hookton.»

«Mylord», sagte Thomas und verneigte sich.

«Wenn es Euch recht ist, schließe ich mich ihm an», sagte Skeat. Der Earl nickte und sah den beiden nach. «Wenn wir tatsächlich hineinkommen», sagte er zu seinen übrigen Hauptmännern, «dann sorgt um Himmels willen dafür, dass Eure Männer nicht alles in Schutt und Asche legen. Haltet sie fest an der Leine. Ich habe die Absicht, diese Stadt zu behalten, und ich will nicht, dass die Bevölkerung uns hasst. Tötet, wenn Ihr müsst, aber ich will kein Blutbad.» Er blickte in ihre skeptischen Gesichter. «Ich werde einen von Euch als Verwalter dieses Stützpunktes einsetzen, also macht es Euch nicht schwerer als nötig. Haltet sie zurück.»

Die Hauptmänner grunzten, sie wussten, wie schwer es sein würde, ihre Männer von einer restlosen Plünderung der Stadt abzuhalten, doch bevor einer von ihnen auf die hoffnungsvollen Wünsche des Earls reagieren konnte, erhob sich Sir Simon.

«Mylord, ich hätte eine Bitte.»

Der Earl zuckte die Achseln. «Nur zu.»

«Würdet Ihr mir und meinen Männern gestatten, den Leitertrupp anzuführen?»

Die Bitte schien den Earl zu überraschen. «Glaubt Ihr, Skeat kommt nicht allein zurecht?»

«Oh, gewiss doch, Mylord», sagte Sir Simon mit gespielter Bescheidenheit, «aber ich erbitte trotzdem die Ehre.»

Besser, Sir Simon stirbt als Will Skeat, dachte der Earl. Er nickte. «Natürlich, natürlich.»

Die Hauptmänner schwiegen. Welche Ehre lag darin, als Erster eine Mauer zu erklimmen, die ein anderer erobert hatte? Nein, dieser aalglatte Kerl war nicht auf Ehre aus, er wollte nur einen guten Platz, um die reichste Beute in der Stadt zu machen. Doch keiner von ihnen sprach aus, was er dachte. Sie waren Hauptmänner, und Sir Simon war ein Ritter, wenn auch ein abgebrannter.

Die Armee des Earls drohte für den Rest des kurzen Wintertags mit einem weiteren Angriff, doch er kam nicht, und die Bürger von La Roche-Derrien gaben sich der leisen Hoffnung hin, das Schlimmste sei vorüber, trafen aber dennoch Vorbereitungen für den Fall, dass die Engländer es am nächsten Tag noch einmal versuchen würden. Sie zählten ihre Armbrustbolzen, stapelten weitere Felsbrocken auf der Brustwehr und hielten die Feuer am Brennen, über denen die Töpfe mit Wasser erhitzt wurden, die sie über die Engländer ausschütteten. Gebt den Schurken ein heißes Bad, hatten die Priester gesagt, und den Stadtbewohnern gefiel dieser Scherz. Sie wussten, der Sieg war ihnen sicher, und sie waren überzeugt, dass die Prüfungen bald vorüber sein würden, denn den Engländern würde früher oder später die Verpflegung ausgehen. La Roche-Derrien musste nur durchhalten, dann war ihnen das Lob und der Dank von Herzog Charles gewiss.

Bei Anbruch der Nacht hörte der leichte Regen auf. Die Stadtbewohner gingen zu Bett, behielten aber ihre Waffen griffbereit. Die Wachleute entzündeten Beobachtungsfeuer auf der Brustwehr und blickten hinaus in die Dunkelheit.

Es war eine kalte Winternacht, und den Belagerern blieb eine letzte Chance.

Die Amsel war auf den Namen Jeanette Marie Halevy getauft worden, und im Alter von fünfzehn Jahren waren ihre Eltern mit ihr zum alljährlichen Apfelturnier nach Guingamp gefahren. Da ihr Vater kein Adliger war, durfte die Familie nicht auf dem Podest unterhalb des Turmes von Saint-Laurent sitzen, aber sie fanden einen Platz in der Nähe, und Louis Halevy sorgte dafür, dass seine Tochter gut sichtbar war, indem er ihre Stühle auf den Wagen stellte, der sie von La Roche-Derrien hergebracht hatte. Jeanettes Vater war ein erfolgreicher Schiffbauer und Weinhändler, wenn auch sein Glück im Geschäft sich nicht auf das Leben übertragen hatte. Der eine Sohn war nach einer Verletzung am Finger an Wundbrand gestorben, der andere auf einer Schiffsreise nach La Coruña ertrunken. Jeanette war nun sein einziges Kind.

Seine Fahrt nach Guingamp war nicht ohne Berechnung erfolgt. Der gesamte Adel der Bretagne, oder zumindest der Teil, der ein Bündnis mit Frankreich anstrebte, versammelte sich bei diesem Turnier, wo die Ritter vier Tage lang vor einer Menge, die nicht nur wegen der Kämpfe, sondern auch wegen des Marktes kam, ihre Geschicklichkeit mit Schwert und Lanze unter Beweis

stellten. Jeanette langweilte sich die meiste Zeit, da der Auftakt zu jedem Kampf langwierig und meist nicht zu hören war. Die Ritter paradierten endlos auf und ab, dass der extravagante Federschmuck auf ihren Helmen wippte, dann ertönte nach einer Weile kurzes Hufgetrappel, das Klirren von Metall, ein Jubelschrei, und einer der beiden Ritter lag auf dem Rasen. Die Tradition gebot, dass der siegreiche Ritter mit seiner Lanze einen Apfel aufspießte und ihn einer beliebigen Frau in der Menge überreichte, die ihm gefiel, und das war der Grund, weshalb ihr Vater mit dem Wagen nach Guingamp gefahren war. Am Ende der vier Tage hatte Jeanette achtzehn Äpfel und den Hass Dutzender Mädchen von höherer Geburt geerntet.

Ihre Eltern fuhren mit ihr zurück nach La Roche-Derrien und warteten. Sie hatten ihre Ware zur Schau gestellt, und nun sollten die Kunden den Weg zu dem prächtigen Haus am Jaudy finden. Von vorne betrachtet, wirkte das Haus klein, doch sobald der Besucher durch den Torweg trat, fand er sich in einem großzügigen Innenhof wieder, der bis an einen steinernen Anleger reichte, wo Monsieur Halevy bei Flut seine kleineren Schiffe festmachte. Zur einen Seite grenzte der Innenhof an die Kirche St. Renan, und da Monsieur Halevy den Turm für die Kirche gestiftet hatte, hatte er die Erlaubnis bekommen, einen Durchgang in die Mauer zu brechen, damit seine Familie nicht über die Straße gehen musste, wenn sie zur Messe wollte. Das Haus verriet jedem Freier, dass dies eine reiche Familie war, und die Anwesenheit des Gemeindepfarrers beim abendlichen Mahl zeigte ihm, dass es auch eine fromme Familie war.

Jeanette würde nicht die Gespielin eines Adligen werden, sondern seine Ehefrau.

Ein Dutzend Männer ließ sich dazu herab, das Haus der Halevys zu besuchen, doch es war Henri Chenier, Graf von Armorika, der den Apfel gewann. Er war ein erstklassiger Fang, denn er war ein Neffe von Charles de Blois, der wiederum ein Neffe des Königs von Frankreich war, und Charles war derjenige, den die Franzosen als rechtmäßigen Herzog und Herrscher der Bretagne ansahen. Der Herzog gestattete Henri Chenier, ihm seine Braut vorzuführen, riet seinem Neffen hinterher jedoch von der Heirat ab. Das Mädchen war die Tochter eines Händlers, kaum besser als eine Bauernmagd, obwohl sogar der Herzog zugab, dass sie hübsch war. Ihr Haar war von schimmerndem Schwarz, ihr Gesicht unversehrt von Pockennarben, und sie besaß noch alle Zähne. Sie war voller Grazie, sodass ein Dominikanermönch aus dem Gefolge des Herzogs die Hände zusammenschlug und ausrief, Jeanette sei die lebende Verkörperung der Madonna. Gut, sie war schön, sagte der Herzog, aber was hatte das schon zu sagen? Es gab viele schöne Frauen. In jedem Wirtshaus von Guingamp konnte man für zwei Livres eine Hure finden, neben der die meisten Ehefrauen wie Schweine aussahen. Die Aufgabe einer Ehefrau bestand nicht darin, schön zu sein, sondern Reichtum zu bringen. «Mach das Mädchen zu deiner Geliebten», riet er seinem Neffen und befahl ihm mehr oder weniger, eine Erbin aus der Picardie zu heiraten. Doch die Erbin war eine pockennarbige alte Schachtel, und da der

Graf wie berauscht von Jeanettes Schönheit war, widersetzte er sich seinem Onkel.

Er heiratete die Händlerstochter in der Kapelle seines Schlosses in Plabennec, das im Finistère lag, am «Ende der Welt». Der Herzog nahm an, sein Neffe habe zu vielen Troubadouren gelauscht, doch der Graf und seine junge Frau waren glücklich, und ein Jahr nach der Hochzeit, als Jeanette sechzehn war, wurde ihr Sohn geboren. Sie nannten ihn Charles, nach dem Herzog, doch selbst wenn der Herzog geschmeichelt war, sagte er nichts dazu. Er weigerte sich, Jeanette noch einmal zu empfangen, und behandelte seinen Neffen fortan kühl.

Später in dem Jahr kamen die englischen Truppen ins Land, um Jean de Montfort zu unterstützen, den sie als rechtmäßigen Herzog der Bretagne ansahen. Der König von Frankreich schickte seinem Neffen Charles Verstärkung, und so begann der Bürgerkrieg. Der Graf von Armorika bestand darauf, dass seine Frau und sein kleiner Sohn in das Haus ihres Vaters in La Roche-Derrien zurückkehrten, weil das Schloss in Plabennec klein, in schlechtem Zustand und zu nah bei den feindlichen Truppen war.

In dem Sommer fiel das Schloss in die Hände der Engländer, wie Jeanettes Mann befürchtet hatte, und im darauf folgenden Jahr führte der König von England den Feldzug in der Bretagne an, und seine Armee drängte die Truppen von Herzog Charles zurück. Es gab keine einzelne große Schlacht, sondern eine Reihe blutiger Scharmützel, und in einem von ihnen, einem ungeordneten Gefecht

zwischen den Hecken eines unwegsamen Tals, wurde Jeanettes Mann verwundet. Er hatte das Visier seines Helms aufgeklappt, um seine Männer anzuspornen, und dabei hatte er einen Pfeil direkt in den Mund bekommen. Seine Diener brachten den Grafen zu dem Haus am Jaudy, wo er fünf Tage mit dem Tod rang; fünf Tage unablässiger Schmerzen, während deren er nichts essen und kaum atmen konnte, weil die Wunde eiterte und das Blut ihm in der Kehle gerann. Er war achtundzwanzig Jahre alt, ein siegreicher Turnierkämpfer, und am Ende weinte er wie ein Kind. Schließlich erstickte er, und Jeanette schrie vor Zorn und Trauer.

Dann begann Jeanettes schwere Zeit. Sie war Witwe, *la veuve Chenier*, und keine sechs Monate nach dem Tod ihres Mannes wurde sie Waise, als ihre beiden Eltern an der Ruhr starben. Sie war erst achtzehn und ihr Sohn, der neue Graf von Armorika, zwei, aber Jeanette hatte das Vermögen ihres Vaters geerbt und war fest entschlossen, es dazu zu nutzen, sich an den verhassten Engländern zu rächen, die ihren Mann getötet hatten, und so machte sie sich daran, zwei Schiffe auszurüsten, um damit den Feind zu überfallen.

Monsieur Belas, der der Notar ihres Vaters gewesen war, riet ihr davon ab, in die Schiffe zu investieren. Jeanettes Vermögen würde nicht ewig reichen, sagte der Notar, und nichts verschlinge so viel Geld wie die Ausstattung von Kriegsschiffen, die nur in seltenen Glücksfällen Beute einbrachten. Besser sei es, die Schiffe für den Handel zu nutzen. «Die Kaufleute in Lannion verdienen gut an

spanischem Wein», sagte er und nieste. Es war Winter, und er hatte sich eine Erkältung zugezogen. «Sehr gut sogar», fügte er listig hinzu. Er sprach Bretonisch, obgleich sowohl er als auch Jeanette Französisch sprachen, wenn es nötig war.

«Ich will keinen spanischen Wein», erwiderte Jeanette kühl, «sondern englische Seelen.»

«Damit lässt sich kein Geld verdienen, Madame», sagte Belas. Er fand es seltsam, Jeanette mit «Madame» anzureden. Er kannte sie von Kindesbeinen an, und für ihn war sie immer die kleine Jeanette gewesen, doch sie hatte geheiratet und war eine adlige Witwe geworden, und obendrein eine Witwe mit hitzigem Temperament. «Englische Seelen könnt Ihr nicht verkaufen», bemerkte Belas leise.

«Höchstens an den Teufel», entgegnete Jeanette und bekreuzigte sich. «Aber ich brauche keinen spanischen Wein, Belas. Wir haben die Steuern.»

«Die Steuern!», schnaubte Belas spöttisch. Er war hager, nahezu kahl und intelligent. Er hatte Jeanettes Vater lange und gut gedient und ärgerte sich, dass der Kaufmann ihn in seinem Testament nicht bedacht hatte. Alles war an Jeanette gegangen, abgesehen von einem kleinen Legat an die Mönche in Pontrieux, damit sie Messen für die Seele des Toten abhielten. Doch Belas verbarg seinen Groll. «Aus Plabennec kommt nicht ein Sou», sagte er zu Jeanette. «Dort sitzen die Engländer. Und was glaubt Ihr, wie lange Ihr noch Pacht von den Bauernhöfen Eures Vaters bekommt? Die werden die Engländer sich auch bald holen.»

Ein englisches Heer hatte das unbefestigte Tréguier besetzt, das nur einen Stundenmarsch nördlich lag, und die Besatzer hatten den Turm der Kathedrale abgerissen, weil ein paar Armbrustschützen von dessen Spitze auf sie geschossen hatten. Belas hoffte, dass die Engländer sich bald zurückziehen würden, da es tiefster Winter war und ihre Vorräte bald erschöpft sein mussten, aber er befürchtete, sie würden zuvor den Landstrich um La Roche-Derrien verwüsten. Und wenn sie das taten, waren Jeanettes Bauernhöfe wertlos. «Wie viel Pacht bringt Euch ein abgebrannter Hof?»

«Das ist mir gleich!», erwiderte sie schnippisch. «Dann verkaufe ich eben alles, was ich habe!» Außer der Rüstung und den Waffen ihres Mannes. Sie waren wertvoll und sollten einst an ihren Sohn gehen.

Belas seufzte über ihre Dummheit, dann zog er den schwarzen Umhang fester um sich und trat näher an das kleine Feuer, das im Kamin knisterte. Vom nahen Meer wehte ein kalter Wind herüber, der den Rauchabzug behinderte. «Gestattet Ihr mir einen Rat, Madame? Zunächst zum Geschäft.» Belas hielt inne und wischte sich mit dem langen schwarzen Ärmel die Nase. «Es kränkelt, aber ich kann Euch einen guten Mann besorgen, der es wie Euer Vater führt, und ich würde einen Vertrag aufsetzen, der sicherstellt, dass der Mann Euch einen ordentlichen Anteil aus den Gewinnen zahlt. Zweitens, Madame, solltet Ihr über eine neue Heirat nachdenken.» Er wartete einen Moment, da er mit Widerspruch rechnete, doch Jeanette sagte nichts. Belas seufzte erneut. Sie war so hübsch! In

der Stadt gab es ein Dutzend Männer, die sie heiraten würden, aber die Hochzeit mit einem Adligen hatte ihr den Kopf verdreht, und sie war nicht mehr bereit, einen Mann ohne Titel zu akzeptieren. «Ihr seid eine Witwe, Madame», sagte der Notar mit sorgfältig gewählten Worten, «die zurzeit über ein beachtliches Vermögen verfügt, aber ich habe solche Vermögen schon dahinschwinden sehen wie Schnee im April. Sucht Euch einen Mann, der sich um Euch, Euren Besitz und Euren Sohn kümmert.»

Jeanette wandte sich um und funkelte ihn an. «Ich habe den besten Mann im ganzen Christenreich geheiratet», sagte sie. «Wo soll ich denn Eurer Meinung nach einen zweiten wie ihn finden?»

Männer wie den Grafen von Armorika, dachte der Notar, gab es leider nur allzu viele, denn was waren sie anderes als rohe Trottel in Rüstung, die den Krieg für einen Sport hielten? Jeanette sollte lieber einen besonnenen Kaufmann heiraten, vielleicht einen Witwer, der selbst Vermögen besaß, aber er fürchtete, dieser Rat wäre verschwendet. «Denkt an das alte Sprichwort, Madame», sagte er listig. «Wer die Katze zum Gänsehüten schickt, bereitet den Wölfen ein gutes Mahl.»

Bei diesen Worten überlief Jeanette ein Schauer der Wut. «Ihr vergesst Euch, Monsieur Belas», sagte sie eisig und schickte ihn hinaus. Am nächsten Tag kamen die Engländer nach La Roche-Derrien, und Jeanette holte die Armbrust ihres verstorbenen Mannes aus dem Versteck, in dem sie ihre Wertgegenstände aufbewahrte, und begab sich zu den Verteidigern auf die Stadtmauer. Zum Teufel mit Belas und

seinen Ratschlägen! Sie würde kämpfen wie ein Mann, und Herzog Charles, der sie jetzt noch verachtete, würde sie bewundern, unterstützen und ihrem Sohn das Lehen ihres verstorbenen Mannes zurückgeben.

So war aus Jeanette die Amsel geworden, die Engländer waren vor ihrer Mauer gescheitert, Belas’ Rat war vergessen, und nun, dachte Jeanette, hatten die Verteidiger der Stadt die Engländer so entmutigt, dass sie die Belagerung gewiss bald aufgeben würden. Alles würde gut ausgehen, und in diesem Glauben schlief die Amsel zum ersten Mal seit einer Woche tief und fest.

Thomas kauerte am Fluss. Er hatte sich durch ein Erlengesträuch gewunden, um ans Ufer zu gelangen, und zog sich jetzt Stiefel und Hosen aus. Es war besser, mit nackten Beinen hinüberzuwaten, dachte er, weil so die Stiefel nicht im Schlamm stecken blieben. Es würde kalt werden, eiskalt, aber er konnte sich nicht erinnern, je glücklicher gewesen zu sein. Ihm gefiel sein Leben, und die Erinnerungen an Hookton, Oxford und seinen Vater waren fast vollkommen verblasst.

«Zieht eure Stiefel aus», befahl er den zwanzig Bogenschützen, die ihn begleiten würden, «und hängt euch die Pfeiltaschen um den Hals.»

«Warum?», fragte jemand aus der Dunkelheit.

«Damit du daran erstickst, du Hornochse», knurrte Thomas.

«Damit deine Pfeile nicht nass werden», erklärte ein anderer hilfsbereit.

Auch Thomas band sich seine Pfeiltasche um den Hals. Bogenschützen trugen keine Köcher wie die Jäger, weil Köcher oben offen waren und die Pfeile herausfallen konnten, wenn der Schütze lief oder stolperte oder durch eine Hecke kroch. Pfeile in Köchern wurden nass, wenn es regnete, und wenn die Federn nass waren, flogen die Pfeile krumm, deshalb verwendeten erfahrene Bogenschützen leinene Taschen, die mit Wachs wasserdicht gemacht und mit Bändern verschlossen wurden. Zudem waren die Taschen mit Weidenruten verstärkt, damit sie ihre Form bewahrten und die Federn nicht zerdrückt wurden.

Will Skeat kletterte vorsichtig zum Ufer hinunter, wo ein Dutzend Männer die Hürden aufstapelten. Er erschauerte in dem eisigen Wind, der vom Wasser herüberkam. Der Himmel gen Osten war noch dunkel, aber die Wachfeuer auf den Mauern von La Roche-Derrien gaben ein wenig Licht.

«Schön ruhig und friedlich da drinnen», sagte Skeat mit einer Kopfbewegung zur Stadt.

«Hoffen wir, dass sie schlafen», meinte Thomas.

«Noch dazu in Betten. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie sich ein Bett anfühlt.» Skeat rückte ein Stück zur Seite, um einen anderen Mann vorbeizulassen. Zu Thomas' Überraschung war es Sir Simon Jekyll, der ihn im Zelt des Earls so von oben herab behandelt hatte. «Sir Simon wünscht dich zu sprechen», sagte Will Skeat mit kaum verhohlener Verachtung.

Sir Simon rümpfte die Nase, als ihm der Gestank des Flussschlamms entgegenwehte. Das meiste davon waren vermutlich die Abwässer der Stadt, und er war froh, dass er nicht mit bloßen Beinen durch den Dreck waten musste.

«Du bist sicher, dass du an den Pfählen vorbeikommst?», fragte er Thomas.

«Sonst würde ich es nicht versuchen.» Thomas gab sich keine Mühe, respektvoll zu klingen.

Sein Tonfall reizte Sir Simon, doch er riss sich zusammen. «Der Earl», sagte er kühl, «hat mir die Ehre gewährt, den Angriff auf die Mauern anzuführen.» Er verstummte, und Thomas wartete darauf, dass er weitersprach, doch Sir Simon sah ihn lediglich mit verärgerter Miene an.

«Sprich, Thomas erobert die Mauer», sagte Skeat schließlich, «damit Ihr unversehrt die Leiter hinaufklettern könnt?»

«Was ich nicht möchte», sagte Sir Simon, ohne Skeat zu beachten, «ist, dass deine Männer vor meinen in die Stadt eindringen, denn wenn wir Bewaffnete sehen, töten wir sie, verstanden?»

Thomas musste sich bremsen, um nicht vor Verachtung auszuspucken. Seine Männer trugen Bogen, und da niemand von den Feinden solche langen Bogen wie die Engländer besaß, war es höchst unwahrscheinlich, dass jemand sie für Verteidiger der Stadt hielt, aber er hielt den Mund und nickte nur.

«Du und deine Schützen könnt euch unserem Angriff anschließen», fuhr Sir Simon fort, «aber ihr steht dann unter meinem Befehl.»

Thomas nickte erneut, und wütend über seine unausgesprochene Dreistigkeit wandte Sir Simon sich ab und stolzierte davon.

«Elender Mistkerl», fluchte Thomas.

«Er will bloß als Erster seine Schnauze in den Trog stecken», sagte Skeat.

«Du lässt den Bastard unsere Leitern benutzen?»

«Wenn er als Erster oben sein will, lass ihn doch. Die Leitern sind aus jungem Holz, Tom, und wenn sie brechen, ist es mir lieber, er fällt auf den Hintern als ich. Außerdem glaube ich, dass wir die besseren Karten haben, wenn wir dir durch den Fluss folgen, aber das werde ich Sir Simon nicht unter die Nase reiben.» Skeat grinste. Plötzlich

ertönte aus der Dunkelheit südlich des Flusses ein Krachen. «Diese verdammten weißen Ratten!», fluchte er und verschwand in den Schatten.

Die «weißen Ratten» waren die treuen bretonischen Anhänger von Herzog Jean, die sein weißes Hermelinabzeichen trugen. Etwa sechzig bretonische Armbrustschützen waren zu Skeats Truppe abkommandiert worden, um die Mauern mit ihren Bolzen zu beschießen, während die Leitern gegen die Brustwehr gelehnt wurden. Sie waren diejenigen, die die Nacht mit ihrem Lärm gestört hatten, und jetzt wurde der Krach sogar noch lauter. Irgendein Trottel war in der Dunkelheit gestolpert und gegen einen Armbrustschützen mit einer Pavese gestoßen – einem großen Schild, in dessen Schutz die Armbrust mühsam geladen wurde –, der Schütze hatte zurückgeschlagen, und nun prügelten sich die weißen Ratten im Dunkeln. Die Verteidiger hörten sie natürlich und begannen, brennende Strohballen über die Brustwehr zu werfen, dann fing die erste Kirchenglocke an zu schlagen, dann eine weitere, und all dies, bevor Thomas auch nur einen Schritt in den Schlamm gesetzt hatte.

Aufgeschreckt durch die Glocken und das brennende Stroh, brüllte Sir Simon, der Angriff müsse sofort beginnen. «Bringt die Leitern hinüber!», rief er. Auf den Mauern von La Roche-Derrien stürmten die Verteidiger herbei, und die ersten Armbrustbolzen flogen von der Brustwehr, die von den brennenden Strohballen erleuchtet wurde.

«Die Leitern bleiben hier!», bellte Will Skeat seinen Männern zu. Dann sah er Thomas an. «Was denkst du?»

«Ich schätze, die Kerle sind abgelenkt», sagte Thomas.
«Also willst du gehen?»
«Ich hab eh nichts Besseres vor, Will.»
«Diese verfluchten weißen Ratten!»
Thomas führte seine Männer in den Schlamm. Die Hürden halfen ein wenig, aber nicht so sehr, wie er gehofft hatte, sodass sie trotzdem wegrutschten und sich mühsam zu den Pfählen durchkämpfen mussten. Thomas meinte, der Lärm, den sie dabei machten, sei laut genug, um König Arthur und seine Tafelrunde aufzuwecken, aber die Verteidiger machten noch viel mehr Lärm. Sämtliche Kirchenglocken läuteten, eine Trompete erschallte, Männer brüllten, Hunde bellten, Hähne krähten, und die Armbrüste knarzten und knallten, wenn ihre Sehnen gespannt und losgelassen wurden.
Rechts von Thomas ragten die Mauern in die Höhe. Er fragte sich, ob die Amsel wohl dort oben war. Er hatte sie bisher zweimal gesehen und war fasziniert von der Wildheit in ihrem Gesicht und dem ungebändigten schwarzen Haar. Mindestens zwanzig weitere Bogenschützen hatten sie ebenfalls gesehen, jeder von ihnen gut genug, um auf hundert Schritt einen Pfeil in einen Armreifen zu setzen, und trotzdem lebte die Frau noch. Erstaunlich, dachte Thomas, was ein hübsches Gesicht ausrichten konnte.
Er warf die letzte Hürde vor sich aus und gelangte so zu den Holzpfählen, ganze Baumstämme, die in den Schlamm gerammt waren. Seine Männer folgten ihm, und gemeinsam stemmten sie sich dagegen, bis das vermoderte Holz wie Stroh umknickte. Die Stämme machten einen

gewaltigen Krach, als sie umstürzten, doch das ging in dem Lärm der Stadt unter. Jake, der schielende Mörder aus dem Gefängnis von Exeter, schob sich zu Thomas durch. Zu ihrer Rechten befand sich ein hölzerner Anleger, an dessen einem Ende eine grob gezimmerte Leiter lehnte. Die Dämmerung brach an, und in dem schwachen grauen Licht von Osten zeichnete sich die Brücke über den Jaudy ab. Es war eine schmucke Steinbrücke mit einem Wachtturm, und Thomas fürchtete, die Posten auf dem Turm könnten sie sehen, doch niemand schlug Alarm, und es kamen keine Armbrustbolzen über den Fluss geschwirrt.

Thomas und Jake waren die Ersten, die die Leiter am Anleger erklommen, dann folgte Sam, der jüngste von Skeats Bogenschützen. Der Anleger diente als Holzlager, und zwischen den aufgestapelten Stämmen begann ein Hund wie wild zu bellen, doch Sam schlüpfte mit gezücktem Messer in die Dunkelheit, und das Gebell verstummte. «Braves Hundchen», sagte Sam, als er zurückkam.

«Schnürt eure Bogen», sagte Thomas. Er selbst hatte bereits die Hanfschnur auf seine schwarze Waffe gespannt und löste nun die Bänder seiner Pfeiltasche.

«Ich hasse Hunde», grummelte Sam. «Einer hat meine Mutter gebissen, als sie mit mir schwanger war.»

«Deshalb bist du auch so blöd», spottete Jake.

«Haltet euer verfluchtes Maul», befahl Thomas. Immer mehr Bogenschützen kletterten auf den Anleger, der bedenklich zu schwanken begann, und er sah, dass die Mauer, die er erstürmen sollte, mittlerweile dicht mit Verteidigern besetzt war. Englische Pfeile, deren weiße

Federn im Flammenschein der Wachfeuer aufschimmerten, flogen über die Mauer und landeten mit dumpfem Aufprall in den Strohdächern der Stadthäuser. «Vielleicht sollten wir das Südtor öffnen», meinte Thomas.

«Die Stadt durchqueren?», fragte Jake entgeistert.

«So groß ist sie ja nicht.»

«Du bist verrückt», sagte Jake, aber sein Grinsen zeigte, dass es als Kompliment gemeint war.

«Ich versuch's jedenfalls», sagte Thomas. In den Straßen würde es dunkel sein, ihre langen Bogen würden nicht weiter auffallen. Es schien ihm durchaus machbar.

Ein Dutzend Männer folgte Thomas, während die übrigen begannen, die umstehenden Häuser zu plündern. Immer mehr Soldaten kamen zwischen den zerbrochenen Pfählen hindurch, da Will Skeat sie ans Ufer schickte, anstatt zu warten, bis die Mauer eingenommen war. Die Verteidiger hatten die Männer im Schlamm entdeckt und schossen vom Ende der Mauer auf sie, aber die ersten Angreifer liefen bereits durch die Straßen.

Thomas lief blindlings durch die Stadt. Es war stockfinster in den Gassen, und er hatte keine Ahnung, wo er sich befand, doch er sagte sich, indem er der Steigung des Hügels folgte, auf dem die Stadt gebaut war, würde er irgendwann die Kuppe erreichen und von dort hügelabwärts zum Südtor gelangen. Männer rannten an ihm vorbei, doch niemand konnte sehen, dass er und seine Männer Engländer waren. Das Läuten der Kirchenglocken war ohrenbetäubend. Kinder weinten, Hunde heulten, Möwen kreischten, und der Lärm jagte Thomas Angst ein.

Das war ein idiotischer Einfall, dachte er. Vielleicht hatte Sir Simon bereits die Mauer erklommen? Vielleicht verschwendete er hier nur seine Zeit? Doch die weiß gefiederten Pfeile rammten sich noch immer in die Dächer, was den Schluss nahelegte, dass die Mauer noch nicht eingenommen war, und so zwang er sich weiterzulaufen. Zweimal landete er in einer Sackgasse, und beim zweiten Mal lief er, als er auf eine breitere Straße umkehrte, beinahe einem Priester in die Arme, der aus seiner Kirche getreten war, um eine Fackel in eine Mauerhalterung zu stecken.

«Lauft zur Brustwehr!», sagte der Priester streng. Dann sah er die langen Bogen in den Händen der Männer und öffnete den Mund, um Alarm zu rufen.

Doch dazu kam er nicht mehr, denn Thomas rammte ihm die Spitze seines Bogens in den Bauch. Keuchend krümmte der Geistliche sich zusammen, und Jake schlitzte ihm beiläufig die Kehle durch. Mit einem Gurgeln sank der Priester auf das Steinpflaster, und als das Geräusch verstummte, runzelte Jake die Stirn.

«Dafür komme ich in die Hölle», sagte er.

«Da landest du sowieso», entgegnete Sam, «genau wie wir alle.»

«Wir kommen alle in den Himmel», sagte Thomas, «aber nicht wenn wir herumtrödeln.» Auf einmal war seine Angst verschwunden, als hätte der Tod des Priesters sie ausgelöscht. Ein Pfeil traf den Kirchturm und fiel klappernd vor ihnen in die Gasse, als Thomas seine Männer an der Kirche vorbeiführte. Plötzlich standen sie auf der

Hauptstraße von La Roche-Derrien, die Richtung Süden abfiel und an deren Ende das Wachfeuer vor dem Tor zu erkennen war. Thomas wich zurück in die Gasse neben der Kirche, da ein Pulk Männer die Straße heraufkam, doch alle liefen zur bedrohten Seite der Stadt, und als Thomas das nächste Mal den Kopf hinausreckte, war die Straße verlassen. Alles, was er sehen konnte, waren zwei Wachposten auf der Brustwehr oberhalb des Südtors.

«Die werden sich zu Tode erschrecken», sagte er. «Wir bringen die Kerle um und öffnen das Tor.»

«Vielleicht sind da noch mehr», wandte Sam ein. «Da gibt’s bestimmt ein Wachhaus.»

«Dann töten wir die eben auch», sagte Thomas. «Los jetzt!»

Sie traten auf die Straße, liefen ein paar Meter und spannten ihre Bogen. Die Pfeile sirrten, und die beiden Wachen oberhalb des Torbogens fielen zu Boden. Ein Mann trat aus dem Wachhaus, das in den Turm eingebaut war, und starrte die Bogenschützen fassungslos an, doch bevor einer von ihnen den Bogen spannen konnte, verschwand er wieder im Innern und verriegelte die Tür.

«Der Weg ist frei!», rief Thomas und stürmte mit seinem Trupp auf den Torbogen zu.

Das Wachhaus blieb verschlossen, und so hinderte niemand die Bogenschützen daran, den Riegel zu lösen und die beiden gewaltigen Torflügel aufzustoßen. Die Männer des Earls sahen, wie das Tor sich öffnete, erkannten die Umrisse ihrer Schützen vor den Feuern der Wache und stießen ein gewaltiges Triumphgebrüll aus, ein

unmissverständliches Zeichen, dass eine Sturzflut rachsüchtiger Truppen auf die Stadt zubrandete.

La Roche-Derriens Zeit der Tränen konnte beginnen. Denn die Engländer hatten die Stadt eingenommen.

Jeanette erwachte vom Läuten einer Kirchenglocke, die den Weltuntergang zu verkünden schien, wo die Toten aus ihren Gräbern aufsteigen und die Tore der Hölle sich auftun, um die Sünder zu verschlingen. Ihr erster Impuls war, zum Bett ihres Sohnes hinüberzulaufen, doch der kleine Charles war in Sicherheit. In der Dunkelheit, die nur schwach von der Glut des Feuers erhellt wurde, konnte sie gerade seine Augen erkennen.

«Mama?», wimmerte er und streckte seine Arme nach ihr aus.

«Schsch», machte sie und lief zum Fenster, um die Läden aufzustoßen. Über den Dächern im Osten zeichnete sich ein diffuses graues Licht ab. Von der Straße unter ihr klangen Schritte herauf, und als sie sich vorbeugte, sah sie Männer mit Schwertern, Armbrüsten und Speeren bewaffnet aus ihren Häusern laufen. Von der Stadtmitte ertönte ein Trompetenstoß, dann stimmten immer mehr Kirchenglocken ein und sandten ihren Warnruf in die sterbende Nacht. Die Glocke der Jungfrauenkirche war gesprungen und gab einen scheppernden, ambossartigen Ton von sich, der das Gefühl der Bedrohung noch verstärkte.

«Madame!» Eine Dienerin kam aufgeregt ins Zimmer gestürzt.

«Offenbar ein neuer Angriff», sagte Jeanette, um Ruhe bemüht. Sie trug nichts außer einem Leinenhemd und begann plötzlich zu frieren. Sie griff nach einem Umhang, knotete ihn um den Hals und nahm ihren Sohn auf den Arm. «Dir wird nichts passieren, Charles», versuchte sie ihn zu beruhigen. «Die Engländer greifen wieder an, weiter nichts.»

Aber sie war sich da nicht so sicher. Die Glocken läuteten so wild. Es war nicht der übliche gemessene Klang, der einen Angriff ankündigte, sondern ein panisches Lärmen, als versuchten die Männer, die an den Seilen zogen, durch schieren Krafteinsatz den Angriff abzuwehren. Sie blickte erneut aus dem Fenster und sah die englischen Pfeile über die Dächer flitzen, hörte, wie sie dumpf in das Stroh einschlugen. Die Kinder der Stadt machten sich einen Sport daraus, die feindlichen Pfeile einzusammeln, und zwei waren bereits vom Dach gefallen und hatten sich verletzt. Jeanette erwog kurz, sich anzuziehen, beschloss jedoch, erst einmal herauszufinden, was geschehen war, und so übergab sie Charles der Dienerin und lief nach unten.

An der Hintertür begegnete sie einer Küchenmagd. «Was ist passiert, Madame?»

«Nur ein neuer Angriff, weiter nichts.»

Sie entriegelte die Tür zum Innenhof und lief hinüber zu dem privaten Eingang von St. Renan. Genau in diesem Moment prallte ein Pfeil gegen das Kirchendach und fiel hinunter in den Hof. Sie riss die Tür auf und kletterte die steile Treppe hinauf, die ihr Vater gebaut hatte. Es war nicht nur die reine Frömmigkeit gewesen, die Louis Halevy

auf den Gedanken gebracht hatte, den Turm zu bauen, sondern auch die Möglichkeit, flussabwärts blicken zu können, um zu sehen, ob seine Schiffe nahten, und die hohe steinerne Brüstung bot einen der besten Ausblicke von La Roche-Derrien. Der Klang der Kirchenglocke, die in der trüben Dämmerung schwang, war betäubend, und jeder Schlag schien Jeanettes Ohr zu treffen wie ein Fausthieb. Sie stieg an der Glocke vorbei, drückte die Falltür am oberen Ende der Leiter auf und kletterte auf die Dachplatten.

Die Engländer kamen. Eine Flut von Männern strömte an der Flussseite auf die Mauer zu. Sie wateten durch den Schlamm und schwärmten zwischen den geborstenen Pfählen hindurch wie eine Rattenplage. Heilige Mutter Gottes, dachte sie, sie waren in der Stadt! Sie hastete die Leiter hinunter. «Sie sind hier!», rief sie dem Priester zu, der am Seil der Glocke hing. «Sie sind in der Stadt!»

«Havoc! Havoc!», brüllten die Engländer, der Anfeuerungsruf zur Plünderung.

Jeanette rannte über den Hof zurück und die Treppe hinauf. Sie zog ihre Kleider aus dem Schrank, fuhr jedoch herum, als die Plünderungsrufe auch unter ihrem Fenster ertönten. Sie vergaß ihre Kleider und schloss Charles wieder in die Arme. «Heilige Mutter Gottes», betete sie, «steh uns bei und beschütze uns.» Sie weinte, weil sie nicht wusste, was sie tun sollte. Charles weinte ebenfalls, weil sie ihn zu fest an sich drückte, und sie versuchte, ihn zu trösten. Wildes Gejohle klang von der Straße herauf, und als sie zum Fenster zurücklief, sah sie eine Art dunklen,

stahlgespickten Strom, der auf die Stadtmitte zuflutete. Schluchzend brach sie am Fenster zusammen. Charles schrie. Zwei weitere Bedienstete befanden sich im Zimmer, offenbar in der diffusen Annahme, Jeanette könne sie beschützen, doch jetzt gab es nichts mehr, was sie beschützen konnte. Eine der Dienerinnen rammte den Riegel vor die Schlafzimmertür, aber was würde das schon nützen?

Jeanette dachte an die versteckten Waffen ihres Mannes, an die scharfe Klinge des spanischen Schwertes und fragte sich, ob sie den Mut hätte, die Spitze gegen ihre Brust zu drücken und sich auf die Schneide zu stürzen. Lieber sterben, als entehrt zu werden, dachte sie, aber was würde dann mit ihrem Sohn geschehen? Sie weinte hilflos. Dann hörte sie, wie etwas gegen das große Tor hämmerte, das in ihren Hof führte. Eine Axt, nahm sie an und lauschte auf die donnernden Hiebe, die das ganze Haus zu erschüttern schienen. Irgendwo in der Stadt schrie eine Frau, dann eine zweite, und die englischen Stimmen grölten zügellos. Eine Kirchenglocke nach der anderen verstummte, bis schließlich nur noch die gesprungene ihre Angst über die Dächer rief. Die Axt fraß sich weiter in das Tor. Ob sie sie wiedererkennen würden? Sie hatte es aus vollem Herzen genossen, auf der Brustwehr zu stehen und mit der Armbrust ihres Mannes auf die Belagerer zu schießen. Zwar hatte ihr das Blutergüsse an der rechten Schulter eingetragen, aber der Schmerz war ihr willkommen gewesen, denn er gab ihr das Gefühl, jeder abgeschossene

Bolzen vermindere die Gefahr, dass die Engländer in die Stadt eindrangen.

Niemand hatte geglaubt, dass sie es schaffen würden. Und wozu belagerten sie La Roche-Derrien überhaupt? Die Stadt konnte ihnen nichts bieten. Als Hafen war sie nahezu nutzlos, da größere Schiffe den Fluss selbst bei Flut nicht befahren konnten. Die Engländer, so hatten die Einwohner geglaubt, wollten nur trotzig ihre Stärke zur Schau stellen und würden bald aufgeben und sich aus dem Staub machen.

Doch nun waren sie hier, und Jeanette schrie auf, als der Klang der Axtschläge sich veränderte. Sie hatten das Holz durchbrochen und versuchten zweifellos, den Riegel zu lösen. Zitternd schloss sie die Augen, als sie das Tor über das Pflaster scharren hörte. Es war offen. Es war offen. O heilige Mutter Gottes, steh uns bei.

Unten erklangen Schreie. Schritte polterten über die Treppe. Männerstimmen brüllten in einer fremden Sprache.

Steh uns bei, jetzt und in der Stunde unseres Todes, denn die Engländer sind da.

Sir Simon Jekyll war wütend. Er war bereit gewesen, die Leiter hinaufzuklettern, falls es Skeats Bogenschützen tatsächlich gelingen sollte, die Mauer zu erobern, was er bezweifelte, aber falls es gelang, wollte er als Erster in der Stadt sein. In seiner Vorstellung würde er ein paar angsterfüllte Verteidiger aus dem Weg räumen und sich dann ein prachtvolles Haus suchen, das er plündern konnte.

Doch alles war ganz anders gekommen, als er es sich vorgestellt hatte. Die Stadt war hellwach, die Mauer bemannt, und die Leitern wurden gar nicht erst angelegt. Dennoch gelangten Skeats Männer in die Stadt, indem sie einfach durch den Schlamm am Flussufer marschierten. Dann ertönte Jubelgebrüll von der Südseite der Stadt, was die Vermutung nahelegte, dass das Tor offen war, und das bedeutete, dass die ganze verdammte Armee vor Sir Simon in La Roche-Derrien war. Er fluchte. Es würde nichts mehr übrig sein!

«Mylord?», sagte einer seiner Soldaten fragend. Er wollte eine Entscheidung von Sir Simon, wie sie an die Frauen und Kostbarkeiten hinter den Mauern herankommen sollten, deren Verteidiger ihre Stellung aufgaben, um ihre Häuser und Familien zu beschützen. Es wäre wesentlich schneller gewesen, durch den Schlamm zu waten, aber Sir Simon wollte seine neuen Stiefel nicht beschmutzen, und so befahl er, die Leitern anzulegen.

Die Leitern waren aus jungem Holz, und die Sprossen gaben bedrohlich nach, als Sir Simon hinaufstieg, aber er hatte keine Verteidiger gegen sich, und die Leiter hielt. Er kletterte auf eine Zinne und zog sein Schwert. Ein halbes Dutzend Verteidiger lag mit pfeilgespickten Köpfen auf der Brustwehr. Zwei lebten noch, und Sir Simon durchbohrte den, der ihm am nächsten war. Der Mann war aus dem Bett gerissen worden und trug kein Kettenhemd, nicht einmal ein Lederwams, und trotzdem war der tötende Stich mit dem alten Schwert mühsam. Es war nicht zum Stechen gemacht, sondern zum Schneiden. Die neuen Schwerter,

aus feinstem europäischem Stahl geschmiedet, waren berühmt dafür, dass sie auch Leder und Kettenpanzer durchbohrten, aber bei dieser uralten Klinge brauchte Sir Simon seine ganze Kraft, um sie in einen Brustkasten zu bohren. Und wie groß war wohl die Aussicht, fragte er sich grimmig, in diesem armseligen Kaff eine bessere Waffe zu finden?

Eine steinerne Treppe führte hinunter auf eine Straße, in der sich bis zu den Oberschenkeln mit Schlamm beschmutzte englische Bogenschützen und Soldaten drängten. Sie brachen in die Häuser ein. Ein Mann trug eine tote Gans auf dem Arm, ein anderer einen Ballen Stoff. Die Plünderung hatte begonnen, und Sir Simon stand immer noch auf der Brustwehr. Er brüllte seine Männer an, sie sollten sich beeilen, und als genügend von ihnen auf der Mauer angekommen waren, führte er sie hinunter auf die Straße. Ein Bogenschütze rollte ein Fass aus einer Kellertür, ein anderer zerrte ein Mädchen am Arm mit sich. Wohin?, fragte sich Sir Simon. Die Häuser im Umkreis wurden alle bereits durchwühlt, und das Gejohle von Süden ließ vermuten, dass die Hauptarmee des Earls sich über diesen Teil der Stadt hermachte. Einige Stadtbewohner, die begriffen hatten, dass es um ihr Leben ging, flohen vor den Bogenschützen über die Brücke und versuchten sich aufs Land zu retten.

Sir Simon beschloss, sich nach Osten zu wenden. Die Männer des Earls waren im Süden, die von Skeat blieben in der Nähe der Westmauer, also bot das östliche Viertel die beste Aussicht auf Beute. Er drängte sich an Skeats

schlammbeschmierten Bogenschützen vorbei und führte seine Männer Richtung Brücke. Angsterfüllte Menschen rannten an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten und in der Hoffnung, dass er sie ebenso wenig beachten würde. Er überquerte die Hauptstraße, die zur Brücke führte, und sah, dass unterhalb der großen Häuser am Flussufer ein Dammweg entlangführte. Kaufleute, dachte Sir Simon, fette Kaufleute mit fetten Geldbörsen, und dann entdeckte er in dem allmählich heller werdenden Licht einen Torbogen, der von einem Wappen gekrönt war. Das Haus eines Adligen.

«Wer hat eine Axt?», fragte er seine Männer.

Einer der Soldaten trat vor, und Sir Simon deutete auf das massive Tor. Zwar hatte das Haus Fenster im Erdgeschoss, aber sie waren mit dicken Eisengittern geschützt, was ein gutes Zeichen zu sein schien. Sir Simon trat zurück, damit sein Soldat das Tor bearbeiten konnte.

Der Mann mit der Axt wusste, was er zu tun hatte. Er hackte auf die Stelle ein, wo er die Befestigung des Riegels vermutete, und als er ein Loch geschlagen hatte, steckte er die Hand hindurch und schob den Riegel aus der Halterung, sodass Sir Simon und seine Bogenschützen das Tor aufstoßen konnten. Sir Simon ließ zwei Männer als Wachen am Tor zurück, mit dem Befehl, jedweden anderen Plünderer vom Grundstück zu vertreiben, und führte den Rest seiner Truppe in den Innenhof. Das Erste, was er sah, waren zwei Schiffe, die am Flussanleger vertäut waren. Sie waren nicht groß, aber jede Art von Schiff war wertvoll, und er befahl vier seiner Schützen, an Bord zu gehen.

«Sagt jedem, der vorbeikommt, sie gehören mir, verstanden? Mir!»

Nun hatte er die Wahl: Lagerräume oder Haus? Und bestimmt gab es auch einen Stall. Er trug zwei Männern auf, den Stall zu suchen und alles, was an Pferden darin war, zu bewachen, dann trat er die Haustür ein und führte seine verbliebenen sechs Männer in die Küche. Zwei Frauen schrien. Er beachtete sie nicht; es waren alte, hässliche Dienerinnen, und er war auf saftigere Beute aus. Von der Rückseite der Küche ging eine Tür ab. Er bedeutete einem seiner Schützen, sie für ihn zu öffnen, und trat mit gezücktem Schwert durch einen engen dunklen Flur in einen Wohnraum. An der einen Seite hing ein Wandteppich, auf dem Bacchus, der Gott des Weines, abgebildet war, und da Sir Simon gehört hatte, dass manche Leute ihre Wertsachen hinter solchen Wandbehängen versteckten, hackte er mit seinem Schwert darauf ein, bis er von seinem Haken fiel, doch dahinter war nur eine verputzte Mauer. Verärgert trat er gegen die Stühle. Dann erblickte er eine Truhe, die mit einem großen dunklen Vorhängeschloss gesichert war.

«Öffnet sie», befahl er zwei seiner Bogenschützen. «Und alles, was darin ist, gehört mir.» Er ließ zwei Bücher liegen, da sie weder Mensch noch Tier von Nutzen waren, durchquerte erneut den Flur und lief eine dunkle Holztreppe hinauf.

Oben stieß Sir Simon auf eine Tür, die zu einem Zimmer an der Vorderseite des Hauses führte. Sie war verriegelt, und als er versuchte, sie mit Gewalt zu öffnen, ertönte

dahinter der Schrei einer Frau. Er trat einen Schritt zurück und donnerte mit dem Absatz seines Stiefels gegen das äußere Ende des Riegels, sodass die Tür aufflog und gegen die Wand schlug. Dann stolzierte er hinein. Sein altes Schwert glänzte im schwachen Licht der Dämmerung auf, und er sah eine Frau mit schwarzem Haar.

Sir Simon betrachtete sich als Pragmatiker. Sein Vater hatte vernünftigerweise die Ansicht vertreten, sein Sohn solle seine Zeit nicht mit Studieren vergeuden, obwohl Sir Simon lesen gelernt hatte und, wenn es sein musste, auch in der Lage war, einen Brief zu schreiben. Er schätzte nützliche Dinge – Jagdhunde und Waffen, Pferde und Rüstungen –, und er verachtete den modischen Kult der Adligen. Seine Mutter liebte Troubadoure und lauschte unablässig dem Gesang von Rittern, die so zart waren, dass sie nach Sir Simons Ansicht im Gerangel eines Turniers keine zwei Minuten durchgehalten hätten. Die Lieder und Gedichte feierten die Liebe, als sei sie eine seltene Kostbarkeit, die das Leben verzauberte, doch Sir Simon brauchte keine Dichter, um sich die Liebe erklären zu lassen. Für ihn bestand sie darin, ein Bauernmädchen in ein Feld zu stoßen oder in einem Wirtshaus eine nach Bier stinkende Hure zu besteigen. Aber als er die schwarzhaarige Frau erblickte, verstand er plötzlich, was die Troubadoure besungen hatten.

Es war gleichgültig, dass sie vor Angst zitterte, dass ihr Haar vollkommen zerzaust war und dass ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sir Simon sah Schönheit, und sie traf ihn wie ein Pfeil. Sie nahm ihm den Atem. Das also war

Liebe! Es war die Erkenntnis, dass er niemals glücklich sein konnte, bis diese Frau ihm gehörte – und das traf sich gut, denn sie war eine Feindin, die Stadt wurde gerade geplündert, und Sir Simon, gewappnet mit Stahl und Zorn, hatte sie als Erster entdeckt.

«Raus mit euch!», bellte er die Dienerinnen an. «Raus!»

Die Dienerinnen flohen unter Tränen. Sir Simon trat die aufgebrochene Tür zu und ging auf die Frau zu, die mit ihrem Sohn in den Armen neben dem Kinderbett kauerte.

«Wer seid Ihr?», fragte er auf Französisch.

Die Frau bemühte sich, mutig zu klingen. «Ich bin die Gräfin von Armorika», sagte sie. «Und Ihr, Monsieur?»

Sir Simon war versucht, sich einen Adelstitel zuzulegen, um Jeanette zu beeindrucken, doch dazu war sein Geist zu langsam, und so nannte er seinen wahren Namen. Nach und nach drang in sein Bewusstsein, dass der Raum Reichtum verriet. Die Bettvorhänge waren üppig bestickt, die Kerzenständer aus massivem Silber und die Wände rechts und links vom steinernen Kamin mit kostbarem, mit Schnitzereien verziertem Holz vertäfelt. Er schob das kleinere Bett vor die Tür, damit sie nicht gestört wurden, und trat ans Feuer, um sich zu wärmen. Er kippte mehr Seekohle in die mageren Flammen und hielt seine kalten, mit Ringpanzer behandschuhten Hände in die Wärme.

«Ist dies Euer Haus, Madame?»

«Ja.»

«Nicht das Eures Mannes?»

«Ich bin Witwe», sagte Jeanette.

Eine reiche Witwe! Beinahe hätte Sir Simon sich vor Dankbarkeit bekreuzigt. Die Witwen, die er in England kennengelernt hatte, waren verhärmte alte Schachteln gewesen, aber die hier …! Die war anders. Das war eine Frau, die eines Turniersiegers würdig war, und obendrein schien sie reich genug zu sein, um ihn vor der Erniedrigung zu bewahren, sein Lehen und seinen ritterlichen Stand zu verlieren. Vielleicht besaß sie genug Geld, um eine Baronie zu kaufen. Oder sogar eine Grafenwürde?

Mit einem Lächeln wandte er sich vom Feuer ab. «Gehören die Schiffe am Anleger Euch?»

«Ja, Monsieur.»

«Nach den Regeln des Krieges gehören sie jetzt mir. Alles hier gehört mir.»

Jeanette zog die Augenbrauen hoch. «Welche Regeln?»

«Das Gesetz des Schwertes, Madame. Aber Ihr habt Glück gehabt. Ich werde Euch meinen Schutz anbieten.»

Jeanette setzte sich, Charles an sich gedrückt, auf den Rand ihres Baldachinbetts. «Die Gesetze der Ritterlichkeit sorgen für meinen Schutz, Monsieur.» Sie zuckte zusammen, als in einem benachbarten Haus eine Frau aufschrie.

«Ritterlichkeit?», sagte Sir Simon. «Davon habe ich in Liedern gehört, Madame, aber dies ist ein Krieg. Unsere Aufgabe besteht darin, die Anhänger von Charles de Blois dafür zu bestrafen, dass sie sich gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn erhoben haben. Bestrafung und Ritterlichkeit gehen nicht zusammen.» Er runzelte die Stirn. «Ihr seid die

Amsel!», rief er aus, als er sie plötzlich im heller werdenden Feuerschein erkannte.

«Die Amsel?» Jeanette verstand nicht, was er meinte.

«Ihr habt uns von der Mauer aus bekämpft! Ihr habt mich am Arm getroffen!» Sir Simon klang weniger verärgert als erstaunt. Er hatte gedacht, er würde Wut verspüren, wenn er der Amsel begegnete, doch ihre Erscheinung war zu überwältigend für Zorn. Er grinste. «Ihr hattet die Augen geschlossen, als ihr mit der Armbrust geschossen habt, deshalb habt Ihr danebengetroffen.»

«Ich habe nicht danebengetroffen!», widersprach Jeanette empört.

«Nur ein Kratzer», sagte Sir Simon und zeigte ihr das Loch im Ärmel seines Kettenhemds. «Aber warum kämpft Ihr für den falschen Herzog, Madame?»

«Mein Mann», erwiderte sie steif, «war ein Neffe von Herzog Charles.»

Süßer Jesus, dachte Sir Simon. Was für eine Beute! Er verneigte sich vor ihr. «Euer Sohn», sagte er und nickte Charles zu, der ängstlich aus den Armen seiner Mutter hervorspähte, «ist also der gegenwärtige Graf?»

«In der Tat.»

«Ein prächtiger Junge.» Sir Simon zwang sich zu der Schmeichelei. In Wirklichkeit war Charles für ihn ein lästiges, pausbäckiges Anhängsel, dessen Anwesenheit seinem natürlichen Drang im Weg stand, die Amsel auf den Rücken zu werfen und sie mit den harten Tatsachen des Krieges vertraut zu machen. Doch ihm war sehr deutlich bewusst, dass diese Witwe eine Adlige war, eine Schönheit

und eine Verwandte von Charles de Blois, der seinerseits Neffe des französischen Königs war. Diese Frau bedeutete Reichtum, und für Sir Simon war es im Augenblick das Wichtigste, ihr klarzumachen, dass es in ihrem Interesse lag, sich seinen Plänen zu fügen. «Ein prächtiger Junge», fuhr er fort, «der einen Vater braucht.»

Jeanette starrte ihn nur an. Sir Simon hatte ein grobes Gesicht mit Knollennase und breitem Kinn, und es zeigte nicht die geringste Spur von Intelligenz oder Verstand. Doch er besaß offenbar Selbstvertrauen, genug Selbstvertrauen, um sich einzureden, dass sie ihn heiraten würde. Hatte er das tatsächlich ernst gemeint? Sie sah ihn fassungslos an und stieß dann einen erschrockenen Schrei aus, als unter ihrem Fenster wütendes Gebrüll ertönte. Ein paar Bogenschützen versuchten sich an den Männern vorbeizudrängen, die das Tor bewachten. Sir Simon stieß das Fenster auf. «Dieses Haus gehört mir», bellte er auf Englisch. «Sucht euch eine andere Gans, die ihr ausnehmen könnt.» Er drehte sich wieder zu Jeanette um. «Seht Ihr, wie ich Euch beschütze, Madame?»

«Also gibt es im Krieg doch Ritterlichkeit?»

«Im Krieg gibt es Gelegenheiten, Madame. Ihr seid reich, Ihr seid Witwe, und Ihr braucht einen Mann.»

Sie sah ihn mit großen Augen an, als traue sie ihren Ohren nicht. «Warum?», fragte sie schlicht.

«Warum?» Die Frage überraschte Sir Simon. Er wies mit der Hand zum Fenster. «Hört Euch die Schreie an! Was glaubt Ihr, was mit den Frauen passiert, wenn eine Stadt fällt?»

«Aber Ihr habt doch gesagt, Ihr beschützt mich», wandte sie ein.

«Das werde ich auch.» Ihm ging bei diesem Gespräch allmählich die Geduld aus. Die Frau war zwar schön, aber erstaunlich dumm. «Ich werde Euch beschützen», sagte er, «und Ihr werdet Euch um mich kümmern.»

«Wie?»

Sir Simon seufzte. «Habt Ihr Geld?»

Jeanette zuckte die Achseln. «Ein wenig, Monsieur, unten in einem Versteck in der Küche.»

Verärgert runzelte Sir Simon die Stirn. Hielt sie ihn für einen Trottel? Glaubte sie, er würde auf diesen Köder anspringen und nach unten gehen, damit sie aus dem Fenster klettern konnte? «Eins weiß ich über Geld, Madame», sagte er. «Nämlich dass man es niemals dort versteckt, wo die Bediensteten es finden können. Man versteckt es in den privaten Räumen. Zum Beispiel im Schlafzimmer.» Er riss eine Wäschetruhe auf und schleuderte die Laken auf den Boden, doch sonst war nichts darin. Dann begann er aus einer Eingebung heraus, die Wandvertäfelung abzuklopfen. Er hatte gehört, dass sich hinter solchen Verkleidungen oft ein Geheimversteck verbarg, und er wurde fast augenblicklich mit einem angenehm hohlen Klang belohnt.

«Nein, Monsieur!», flehte Jeanette.

Sir Simon ignorierte sie, zog sein Schwert und hieb auf die Paneele aus Lindenholz ein, die zersplitterten und sich von den Balken lösten. Er schob das Schwert zurück in die

Scheide und zerrte mit seinen behandschuhten Händen an dem Holz.

«Nein!», wimmerte Jeanette.

Sir Simon riss die Augen auf. Hinter der Vertäfelung war Geld verborgen, ein ganzes Fass voller Münzen, aber das war noch nicht das Beste. Das Beste war eine Rüstung und eine Waffenausstattung, wie er sie sich immer erträumt hatte. Eine schimmernde Plattenrüstung, jedes einzelne Teil mit feinsten Gravuren verziert und mit Gold eingelegt. Eine italienische Arbeit? Und das Schwert! Als er es aus der Scheide zog, schien es ihm, als halte er das berühmte Excalibur in der Hand. Die Klinge, die nicht annähernd so schwer war wie die seines eigenen Schwertes, schimmerte bläulich und war wunderbar ausgewogen. Vielleicht stammte sie von den berühmten Schmieden aus Poitiers? Oder gar aus Spanien?

«Die Sachen gehörten meinem Mann», sagte Jeanette flehentlich, «und sie sind alles, was ich von ihm noch habe. Sie müssen an Charles gehen.»

Sir Simon beachtete sie nicht. Er fuhr mit dem Finger über die Goldeinlage in der Brustplatte. Das Stück allein war so viel wert wie ein ganzes Gut!

«Sie sind alles, was ihm von seinem Vater geblieben ist», flehte sie erneut.

Sir Simon löste seinen Schwertgürtel, ließ die alte Waffe zu Boden fallen und schnallte sich das Schwert des Grafen von Armorika um die Taille. Er wandte sich um und betrachtete Jeanette, staunte über ihr glattes, unvernarbtes Gesicht. Dies war die Kriegsbeute, von der er

geträumt und zugleich gefürchtet hatte, dass er sie niemals finden würde: ein Fass voller Münzen, eine Rüstung, die eines Königs würdig war, das Schwert eines Siegers und eine Frau, um die ihn ganz England beneiden würde. «Die Rüstung gehört mir», sagte er, «und ebenso das Schwert.»

«Nein, Monsieur, bitte nicht.»

«Was wollt Ihr tun? Sie mir abkaufen?»

«Wenn es sein muss», sagte Jeanette mit einer Kopfbewegung zu dem Fass.

«Auch das gehört mir, Madame», sagte Sir Simon, und wie zum Beweis ging er zur Tür, stieß das Hindernis beiseite und beorderte zwei seiner Bogenschützen zu sich. Er wies auf das Fass und die Rüstung. «Nehmt die Sachen mit nach unten und bewacht sie gut. Und glaubt ja nicht, ich hätte das Geld nicht gezählt. Und jetzt verschwindet!»

Jeanette sah zu, wie sie ihr Eigentum stahlen. Am liebsten hätte sie geweint, um ihr Mitleid zu erregen, aber sie zwang sich, ruhig zu bleiben. «Wenn Ihr mir alles stehlt, was ich besitze», sagte sie zu Sir Simon, «wie kann ich Euch dann die Rüstung abkaufen?»

Sir Simon schob das Kinderbett wieder vor die Tür und wandte sich zu ihr um. «Es gibt etwas, womit Ihr die Rüstung zurückkaufen könnt, meine Liebe», sagte er mit gewinnendem Lächeln. «Ihr habt, was alle Frauen haben. Das könnt Ihr einsetzen.»

Jeanette schloss einen Moment die Augen. «Sind alle englischen Edelmänner wie Ihr?»

«Nur wenige sind so geschickt mit der Waffe», erwiderte Sir Simon stolz.

Er setzte an, ihr von seinen Turniersiegen zu erzählen, überzeugt, sie damit beeindrucken zu können, doch sie unterbrach ihn. «Eigentlich wollte ich wissen», sagte sie eisig, «ob alle Ritter Englands Diebe, Feiglinge und Rüpel sind.»

Diese Beleidigung löste in Sir Simon ehrliche Verwirrung aus. Die Frau schien nicht zu begreifen, welches Glück sie gehabt hatte, ein Mangel, den er nur angeborener Dummheit zuschreiben konnte. «Ihr vergesst, Madame», erklärte er, «dass die Sieger eines Krieges die Beute bekommen.»

«Ich bin Eure Beute?»

Sie war offenbar noch dümmer, als er gedacht hatte, aber wen interessierte bei einer Frau schon Klugheit? «Madame, ich bin Euer Beschützer. Wenn ich Euch verlasse, wenn ich Euch meinen Schutz entziehe, wird eine Schlange von Männern an der Treppe stehen, die nur darauf warten, Euch durchzupflügen. Versteht Ihr jetzt?»

«Ich glaube, der Earl of Northampton wird mir besseren Schutz gewähren», sagte sie kühl.

Bei allen Heiligen, dachte Sir Simon, dem Weibsbild war wirklich nicht zu helfen. Anscheinend war es zwecklos, ihr gut zuzureden, da sie zu dumm war, um zu begreifen. Also musste er wohl deutlicher werden. Mit schnellen Schritten durchquerte er den Raum, schnappte ihr Charles aus den Armen und warf den Jungen auf das kleinere Bett. Jeanette schrie auf und versuchte, auf ihn einzuschlagen, doch Sir Simon fing ihren Arm ab und versetzte ihr eine Ohrfeige. Als sie vor Schmerz und Fassungslosigkeit erstarrte, zerrte

er am Band ihres Umhangs und riss ihr mit seinen gepanzerten Händen das Leinenhemd auf. Sie schrie und versuchte, ihre Blöße mit den Händen zu bedecken, doch Sir Simon drückte ihr die Arme auseinander und starrte sie staunend an. Makellos!

«Nein!», schluchzte Jeanette.

Sir Simon stieß sie grob auf das Bett. «Ihr wollt, dass Euer Sohn die Rüstung Eures verräterischen Mannes erbt?», fragte er. «Und sein Schwert? Dann, Madame, solltet Ihr lieber nett zu ihrem neuen Besitzer sein. Ich werde auch nett zu Euch sein.» Er löste das Schwert, ließ es auf den Boden fallen, dann zog er sein Kettenhemd hoch und nestelte an den Bändern seiner Hosen.

«Nein!», wimmerte Jeanette erneut und versuchte, sich vom Bett zu winden, doch Sir Simon packte sie an ihrem Hemd und riss daran, sodass es bis zur Taille herunterrutschte. Der Junge brüllte, Sir Simon kämpfte mit seinen rostigen Handschuhen, und Jeanette hatte das Gefühl, der Teufel sei über ihr Haus gekommen. Sie versuchte, ihre Blöße zu bedecken, doch der Engländer schlug sie wiederum ins Gesicht und zog erneut sein Kettenhemd hoch. Draußen war die geborstene Glocke der Jungfrauenkirche endlich verstummt, denn die Engländer waren gekommen, Jeanette hatte einen Freier, und die Stadt weinte.

Das Erste, woran Thomas dachte, nachdem er das Tor geöffnet hatte, war nicht Plünderung, sondern eine Möglichkeit, sich den Flussschlamm von den Beinen zu

waschen, was er in dem ersten Wirtshaus, das er sah, mit einem Fass Bier tat. Der Besitzer des Wirtshauses, ein dicker, glatzköpfiger Mann, war so dumm, die englischen Bogenschützen mit einer Keule anzugreifen, woraufhin Jake ihn mit seinem Bogen zu Fall brachte und ihm den Bauch aufschlitzte.

«Elender Dummkopf», sagte Jake. «Ich hätte ihm nichts getan. Jedenfalls nicht viel.»

Die Stiefel des Toten passten Thomas – eine willkommene Überraschung, denn das war nur sehr selten der Fall –, und nachdem sie den versteckten Münzvorrat des Wirts gefunden hatten, machten sie sich auf die Suche nach anderen Vergnügungen. Der Earl of Northampton trieb sein Pferd die Hauptstraße auf und ab und brüllte den zerstörungswütigen Männern zu, sie sollten die Stadt nicht in Brand setzen. Er wollte La Roche-Derrien als Festung behalten, und als Aschehaufen würde sie ihm nur wenig nutzen.

Nicht alle plünderten. Einige von den älteren Männern und sogar ein paar von den jüngeren fanden das Ganze abstoßend und versuchten, die wildesten Exzesse zu verhindern, doch die überwältigende Mehrheit der Männer sah in der gefallenen Stadt nur eine Gelegenheit, sich auszutoben. Vater Hobbe, ein englischer Priester, der sich Will Skeat und seinen Männern angeschlossen hatte, versuchte Thomas und seinen Trupp dazu zu überreden, eine Kirche zu bewachen, doch ihnen stand der Sinn nach anderen Beschäftigungen. «Verwirke deine Seele nicht, Tom», mahnte Vater Hobbe, um ihn daran zu erinnern, dass

er wie alle Männer am Tag zuvor an der Messe teilgenommen hatte, doch Thomas ging davon aus, dass seine Seele ohnehin verwirkt war, und da konnte er ebenso gut tun, wozu er Lust hatte. Er war auf der Suche nach einem Mädchen, irgendeinem Mädchen, denn die meisten von Wills Männern hatten eine Frau im Lager. Thomas hatte mit einer hübschen kleinen Bretonin zusammengelebt, aber sie war kurz vor Beginn des Winterfeldzugs an einem Fieber erkrankt, und Vater Hobbe hatte eine Begräbnismesse für sie gelesen. Als Thomas zugesehen hatte, wie der unverhüllte Leichnam des Mädchens in das flache Grab geworfen wurde, hatte er an die Gräber in Hookton gedacht und an das Versprechen, das er seinem sterbenden Vater gegeben hatte, doch er hatte den Gedanken schnell beiseitegeschoben. Er war jung und hatte keine Lust, sein Gewissen mit einer Bürde zu beladen.

La Roche-Derrien kauerte sich unter dem Wüten der Engländer zusammen. Männer rissen auf der Suche nach Geld das Schilf von den Dächern und zertrümmerten Möbel. Jeder Stadtbewohner, der versuchte, seine Frauen zu beschützen, wurde umgebracht, jede Frau, die versuchte, sich zu wehren, so lange geschlagen, bis sie gefügig war. Ein paar Einwohner waren der Plünderung über die Brücke entkommen, doch die kleine Besatzung des Brückenkopfes war vor dem unvermeidlichen Angriff geflohen, die Männer des Earls hatten den kleinen Turm besetzt, und damit war La Roche-Derriens Schicksal besiegelt. Einige Frauen flüchteten sich in die Kirchen, und

manche hatten das Glück, einen Beschützer zu finden, doch die meisten waren dem Feind hilflos ausgeliefert.

Schließlich fanden Thomas, Jake und Sam ein noch ungeplündertes Haus, das einem Gerber gehörte, einem stinkenden Kerl mit einer hässlichen Frau und drei Kindern. Sam, dessen unschuldiges Gesicht bei Fremden sofort Vertrauen weckte, setzte dem jüngsten Kind das Messer an den Hals, und da fiel dem Gerber schlagartig wieder ein, wo er sein Geld versteckt hatte. Thomas hatte Sam beobachtet, voller Sorge, dass er dem Jungen tatsächlich die Kehle aufschlitzen würde, denn trotz seiner rosigen Wangen und fröhlichen Augen war Sam ebenso böse wie der Rest von Will Skeats Bande. Jake war nicht viel besser, obwohl Thomas beide als Freunde betrachtete.

«Der Kerl ist genauso arm wie wir», sagte Jake erstaunt, als er die Münzen des Gerbers ausbreitete. Er schob Thomas ein Drittel des Häufleins zu. «Willst du seine Frau?», bot er ihm großzügig an.

«Um Himmels willen, nein! Sie schielt genauso wie du.»

«Tatsächlich?»

Thomas machte sich auf die Suche nach einem Wirtshaus, wo er etwas zu essen, zu trinken und ein wärmendes Feuer finden konnte. Da er davon ausging, dass sämtliche Mädchen, die es wert waren, gejagt zu werden, bereits gefangen waren, löste er die Sehne von seinem Bogen, schob sich an einem Trupp Männer vorbei, die die Ladung eines abgestellten Wagens plünderten, und betrat ein Gasthaus, dessen mütterliche, verwitwete Wirtin klugerweise sowohl ihren Besitz wie ihre Töchter dadurch

beschützt hatte, dass sie die ersten Soldaten willkommen geheißen, sie umsonst mit reichlich Essen und Bier versorgt und sie dann gescholten hatte, weil sie mit ihren schlammverschmierten Füßen ihren Boden schmutzig machten. Sie schimpfte auch jetzt auf sie ein, obwohl kaum einer verstand, was sie sagte, und einer der Männer warnte Thomas drohend, sie und ihre Töchter in Ruhe zu lassen.

Thomas hob die Hände als Zeichen, dass er nichts Böses im Sinn hatte, und nahm einen Teller mit Brot, Eiern und Käse entgegen. «Und jetzt bezahl sie», knurrte einer der Soldaten, und Thomas legte gehorsam die paar Münzen des Gerbers auf den Tresen.

«Ein schmucker Kerl», sagte die Witwe zu ihren Töchtern, die anfingen zu kichern.

Thomas wandte sich um und tat so, als betrachte er die Töchter eingehend. «Sie sind die hübschesten Mädchen in der ganzen Bretagne», sagte er auf Französisch zu der Witwe, «denn sie kommen nach Euch, Madame.»

Dieses Kompliment, wiewohl unübersehbar gelogen, löste kreischendes Gelächter aus. Außerhalb des Wirtshauses herrschten Schreie und Tränen, doch im Innern war es warm und gemütlich. Thomas machte sich hungrig über das Essen her. Als Vater Hobbe von der Straße hereingewieselt kam, versuchte er sich in einem der Erkerfenster zu verstecken, doch der Priester sah ihn trotzdem.

«Ich suche noch immer nach Männern, die die Kirchen bewachen, Thomas.»

«Ich werde mich betrinken, Vater», sagte Thomas fröhlich. «Und zwar so lange, bis eins von diesen beiden Mädchen

mir schön genug erscheint.» Mit einer Kopfbewegung wies er auf die Töchter der Witwe.

Vater Hobbe musterte sie kritisch und seufzte. «Wenn du so viel trinkst, wirst du dich umbringen.» Er setzte sich an den Tisch, gab den Mädchen einen Wink und deutete auf Thomas' Becher. «Ich werde dir ein wenig Gesellschaft leisten.»

«Und die Kirchen?»

«Bald werden alle betrunken sein», sagte Vater Hobbe, «und dann hat der Schrecken ein Ende. So ist es jedes Mal. Bier und Wein sind weiß Gott Anlass für viele Sünden, aber sie sorgen auch dafür, dass sie schnell vorüber sind. Bei den Knochen Christi, ist das eine Kälte da draußen.» Er lächelte Thomas zu. «Und, wie geht es deiner schwarzen Seele, Tom?»

Thomas betrachtete den Priester. Er mochte Vater Hobbe, diesen kleinen, drahtigen Mann mit dem Wust schwarzer Haare, die das fröhliche, pockennarbige Gesicht umrahmten. Er war von niedriger Geburt, der Sohn eines Stellmachers aus Sussex, und wie jeder Mann vom Land konnte er vorzüglich mit dem Bogen umgehen. Manchmal begleitete er Skeats Männer bei ihren Vorstößen in das Gebiet von Herzog Charles, und er mischte sich gern unter die Bogenschützen, wenn sie vom Pferd stiegen und sich zum Angriff aufstellten. Die Kirchengesetze untersagten es Priestern, scharfe Waffen in der Hand zu führen, doch Vater Hobbe behauptete stets, er benutze nur stumpfe Pfeile, obgleich diese die feindlichen Kettenhemden ebenso wirksam durchdrangen wie alle anderen. Kurz gesagt,

Vater Hobbe war ein guter Mann, der nur einen Fehler hatte: ein allzu großes Interesse an Thomas' Seele.

«Meine Seele», erwiderte Thomas, «findet ihre Erlösung im Ale.»

«Na, dann wollen wir hoffen, dass sie sich darin nicht *auf*löst.» Vater Hobbe griff nach dem großen schwarzen Bogen und strich mit seinem schmutzigen Finger über das silberne Abzeichen. «Hast du darüber schon etwas in Erfahrung gebracht?»

«Nein.»

«Oder darüber, wer die Lanze gestohlen hat?»

«Nein.»

«Kümmert es dich nicht mehr?»

Thomas lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und streckte die langen Beine aus. «Ich leiste ordentliche Arbeit, Vater. Wir werden diesen Krieg gewinnen, und wer weiß, vielleicht schlagen wir nächstes Jahr um diese Zeit dem König von Frankreich die Nase blutig.»

Vater Hobbe nickte zustimmend, doch seine Miene verriet, dass Thomas' Worte nicht das waren, was er hören wollte. Er fuhr mit dem Finger durch eine Bierpfütze auf dem Tisch. «Du hast deinem Vater ein Versprechen gegeben, Thomas, und noch dazu in einer Kirche. Hast du es mir nicht so erzählt? Ein feierliches Versprechen, dass du die Lanze zurückholen würdest. Gott merkt sich solche Schwüre, Thomas.»

Thomas lächelte. «Außerhalb dieses Wirtshauses geschehen so viele Vergewaltigungen, Morde und Diebstähle, dass sämtliche himmlischen Federkiele nicht

ausreichen würden, um alle Sünden festzuhalten. Und da macht Ihr Euch Sorgen um mich?»

«Ja, Thomas, das tue ich. Manche Seelen sind besser als andere. Ich muss mich um alle kümmern, aber wenn man einen erstklassigen Bock in seiner Herde hat, tut man gut daran, ihn im Auge zu behalten.»

Thomas seufzte. «Eines Tages finde ich den Kerl, der diese gottverdammte Lanze gestohlen hat, und dann werde ich sie ihm in den Hintern rammen, bis die Spitze seinen hohlen Schädel kitzelt. Eines Tages. Reicht Euch das?»

Vater Hobbe lächelte gütig. «Ja, das reicht, Thomas, aber fürs Erste wäre da noch eine kleine Kirche, die einen zusätzlichen Mann an der Tür gebrauchen könnte. Sie ist voller Frauen! Manche von ihnen sind so schön, dass dir allein bei ihrem Anblick das Herz brechen wird. Du kannst dich auch noch hinterher betrinken.»

«Sind die Frauen wirklich schön?»

«Was glaubst du denn, Thomas? Die meisten sehen aus wie Fledermäuse und stinken wie Ziegen, aber trotzdem brauchen sie Schutz.»

Also half Thomas, eine Kirche zu bewachen, und danach, als die Armee so betrunken war, dass sie keinen Schaden mehr anrichten konnte, kehrte er in das Gasthaus der Witwe zurück und trank, bis er vom Stuhl fiel. Er hatte eine Stadt eingenommen, er hatte seinem Herrn gut gedient, und er war zufrieden.

Thomas erwachte von einem Fußtritt. Eine Pause, dann ein weiterer Tritt und ein Becher kaltes Wasser ins Gesicht. «Jesus!»

«Nein, ich bin's nur», sagte Will Skeat. «Vater Hobbe hat mir gesagt, dass du hier bist.»

«Oh, Jesus», sagte Thomas erneut. Sein Schädel pochte, sein Magen gärte, und ihm war übel. Müde blinzelte er in das Tageslicht. Als er Skeat erkannte, runzelte er die Stirn. «Du bist's.»

«Muss schön sein, wenn man so klug ist.» Skeat grinste Thomas an, der nackt neben einer der Töchter der Witwe im Stroh des Wirtshausstalles lag. «Du musst wirklich sturzbetrunken gewesen sein, wenn du dein Schwert in diese Scheide gesteckt hast», sagte Skeat mit einem Blick auf das Mädchen, das eine Decke über sich zog.

«Und ob ich betrunken war», stöhnte Thomas. «Ich bin's immer noch.» Schwankend erhob er sich und schlüpfte in sein Hemd.

«Der Earl will dich sehen», sagte Skeat belustigt.

«Mich?» Thomas sah ihn alarmiert an. «Warum?»

«Vielleicht will er dir seine Tochter zur Frau geben», spottete Skeat. «Gütiger Heiland, Tom, du siehst wirklich übel aus!»

Thomas zog seine Stiefel und das Kettenhemd an, fischte seine Hosen aus dem Stroh und schlüpfte in sein Waffenhemd, das das Abzeichen des Earl of Northampton trug, drei grün-rote Sterne und drei steigende Löwen. Er klatschte sich Wasser ins Gesicht und kratzte mit einem scharfen Messer über seine Bartstoppeln.

«Lass dir einen Bart wachsen, Junge», sagte Skeat. «Das macht weniger Arbeit.»

«Warum will der Earl mich sehen?», fragte Thomas.

«Nun, nach dem, was gestern in der Stadt passiert ist», sagte Skeat nachdenklich, «meint er, er müsste jemanden hängen, als abschreckendes Beispiel. Er hat mich gefragt, ob ich irgendwelche nutzlosen Bastarde hätte, die ich loswerden will, und da habe ich an dich gedacht.»

«So, wie ich mich fühle, würde mir das nicht mal was ausmachen.» Thomas würgte trocken und trank ein wenig Wasser.

Er und Will Skeat gingen zum neuen Sitz des Earl of Northampton, wo dieser gerade zu Gericht saß. Das Gebäude, an dem sein Banner hing, sollte ein Zunfthaus sein, obwohl es vermutlich kleiner war als die Wachstube im Schloss des Earls. Der Earl saß am Ende des Saals, in dem eine Schlange von Bittstellern Gerechtigkeit verlangte. Sie beklagten sich darüber, dass man sie beraubt hatte, was nutzlos war, da sie nicht bereit gewesen waren, sich freiwillig zu ergeben, doch der Earl hörte sich höflich an, was sie vorbrachten. Dann verneigte sich ein Notar vor dem Earl, ein wieselgesichtiger Kerl namens Belas, und ließ eine lange Tirade darüber ab, wie unwürdig man die Gräfin von Armorika behandelt habe. Thomas hatte die Worte an sich vorbeirauschen lassen, doch der Nachdruck in Belas' Stimme ließ ihn aufmerken.

«Wenn Euer Lordschaft nicht eingeschritten wären», sagte Belas mit schleimigem Lächeln, «wäre die Gräfin von Sir Simon Jekyll vergewaltigt worden.»

Sir Simon stand an der einen Seite des Saals. «Das ist eine Lüge!», protestierte er auf Französisch.

Der Earl seufzte. «Warum hingen Euch dann Eure Hosen um die Knöchel, als ich in das Haus kam?»

Sir Simon errötete, und die Männer im Saal lachten. Thomas musste für Will Skeat dolmetschen, der nickte jedoch, denn er hatte die Geschichte bereits gehört.

«Der Hundsfott wollte gerade eine adlige Witwe besteigen», erklärte er Thomas, «als der Earl reinspaziert kam. Er hatte ihre Schreie gehört. Und er hatte das Wappen am Haus gesehen. Die Wohlgeborenen passen aufeinander auf.»

Der Notar trug unterdessen eine lange Liste mit Anklagen gegen Sir Simon vor. Anscheinend forderte dieser die Witwe und ihren Sohn als Geiseln, die nur gegen Lösegeld freigegeben werden sollten. Außerdem hatte er die beiden Schiffe der Gräfin gestohlen, die Rüstung und das Schwert ihres Mannes und das gesamte Geld der Gräfin. Belas brachte alles mit empörter Stimme vor und verneigte sich dann erneut vor dem Earl. «Ihr habt den Ruf, ein gerechter Mann zu sein, Mylord», sagte er unterwürfig. «Und ich lege das Schicksal der Gräfin in Eure Hände.»

Der Earl of Northampton schien überrascht, als er von seinem Ruf erfuhr. «Was wollt Ihr?», fragte er.

Belas reckte sich eitel. «Die Rückgabe der gestohlenen Güter, Mylord, und den Schutz des Königs von England für eine Witwe und ihren adligen Sohn.»

Der Earl trommelte mit den Fingern auf die Sessellehne und musterte Sir Simon mit gerunzelter Stirn. «Ihr könnt

keinen Dreijährigen als Geisel nehmen», sagte er zu ihm.
«Er ist ein Graf!», protestierte Sir Simon. «Ein Junge von Stand!»
Der Earl seufzte. Sir Simon, so hatte er mittlerweile erkannt, hatte den Verstand eines Ochsen, der nach Futter gierte. Er war unfähig, eine andere Meinung als seine eigene gelten zu lassen, und dachte an nichts anderes als die Erfüllung seiner Bedürfnisse. Das war vielleicht der Grund, weshalb er einen so guten Soldaten abgab, aber trotzdem war er ein Dummkopf. «Wir nehmen keine dreijährigen Kinder als Geiseln», sagte der Earl bestimmt, «und wir nehmen keine Frauen als Gefangene, es sei denn, es bietet Vorteile, die schwerer wiegen als die Gebote der Höflichkeit, und einen solchen Vorteil sehe ich hier nicht.» Der Earl wandte sich zu den Schreibern hinter seinem Sessel. «Auf welcher Seite stand Armorika?»
«Auf der von Herzog Charles, Mylord», antwortete einer der Schreiber, ein hochgewachsener bretonischer Geistlicher.
«Ist es ein großes Lehen?»
«Nein, Mylord, sehr klein», erwiderte der Schreiber, dessen Nase lief. «Es gibt einen Sitz im Finistère, der bereits in unserer Hand ist, und ein paar Häuser in Guingamp, soweit ich mich entsinne, aber das ist alles.»
«Na bitte», sagte der Earl und wandte sich wieder zu Sir Simon. «Welchen Vorteil brächte es uns, einen mittellosen Dreijährigen festzuhalten?»
«Er ist nicht mittellos», wandte Sir Simon ein. «Ich habe eine kostbare Rüstung erbeutet.»

«Die der Vater des Jungen vermutlich in einer Schlacht erbeutet hat!»

«Das Haus zeugt von Wohlstand.» Sir Simon wurde allmählich wütend. «Und es gibt Schiffe, Lagerhäuser, Ställe.»

«Das Haus», sagte der Schreiber mit gelangweilter Stimme, «gehörte dem Schwiegervater des Grafen. Ein Weinhändler, wenn ich mich recht entsinne.»

Der Earl blickte Sir Simon mit hochgezogener Augenbraue an, während dieser angesichts der Verbohrtheit des Schreibers den Kopf schüttelte. «Der Junge, Mylord», sagte Sir Simon mit betonter Höflichkeit, die fast an Frechheit grenzte, «ist ein Neffe von Herzog Charles.»

«Aber da er mittellos ist», entgegnete der Earl, «bezweifle ich, dass man ihn als kostbare Bereicherung empfindet. Eher als Last, meint Ihr nicht? Außerdem, was soll ich Eurer Meinung nach tun? Den Kleinen dazu bringen, dass er dem rechtmäßigen Herzog den Lehnseid schwört? Der rechtmäßige Herzog, Sir Simon, ist ein fünfjähriger Junge, der in London sitzt. Die reinste Kindergartenposse! Ein Dreijähriger, der sich vor einem Fünfjährigen verneigt! Werden ihre Ammen der Zeremonie beiwohnen? Sollen wir danach ein Festmahl aus Milch und Butterkuchen abhalten? Oder vielleicht können wir nach den Festlichkeiten noch eine Partie Pantoffelverstecken spielen?»

«Die Gräfin hat uns von der Stadtmauer bekämpft!», begehrte Sir Simon ein letztes Mal auf.

«Widersprecht mir nicht!», donnerte der Earl und schlug mit der Faust auf die Sessellehne. «Ihr vergesst, dass ich der Vertreter des Königs bin und seine Machtbefugnisse habe.» Zornerfüllt lehnte sich der Earl zurück, und Sir Simon schluckte seine eigene Empörung hinunter, konnte sich jedoch nicht verkneifen, leise zu murmeln, die Gräfin habe mit der Armbrust auf die Engländer geschossen.

«Ist sie die Amsel?», fragte Thomas Skeat.

«Die Gräfin? Ja, so heißt es.»

«Sie ist eine Schönheit.»

«Wie willst du das beurteilen, nach dem, was du heute Nacht offenbar befingert hast?», spöttelte Skeat.

Der Earl warf Skeat und Thomas einen gereizten Blick zu und wandte sich dann wieder an Sir Simon. «Falls die Gräfin uns tatsächlich von der Mauer bekämpft haben sollte», sagte er, «so bewundere ich ihren Mut. Was den Rest betrifft …» Er hielt inne und stieß einen Seufzer aus. Belas sah ihn erwartungsvoll an, Sir Simon argwöhnisch. «Die beiden Schiffe», verkündete der Earl, «sind Kriegsbeute, sie werden entweder in England verkauft oder in königliche Dienste genommen, und Ihr, Sir Simon, werdet mit einem Drittel ihres Wertes entlohnt werden.» Diese Regelung entsprach dem Gesetz. Der König würde ein Drittel einbehalten, der Earl ein weiteres, und das letzte ging an denjenigen, der die Beute ergattert hatte. «Was das Schwert und die Rüstung betrifft …» Wieder hielt der Earl inne. Er hatte Jeanette vor der Vergewaltigung bewahrt und mochte sie, er hatte die Qual auf ihrem Gesicht gesehen und sich ihr leidenschaftliches Flehen angehört,

dass ihr nichts von ihrem Mann geblieben war als die kostbare Rüstung und das prächtige Schwert, doch solche Dinge waren schon aufgrund ihrer Natur rechtmäßige Kriegsbeute. «Die Rüstung, das Schwert und die Pferde gehören Euch, Sir Simon», sagte der Earl. Er bedauerte das Urteil, doch er wusste, es war gerecht. «Den Jungen unterstelle ich hiermit dem Schutz der Krone von England, und wenn er mündig ist, kann er selbst entscheiden, wem er seinen Eid schwören will.» Er warf einen Blick auf die Schreiber, um sich zu vergewissern, dass sie seine Entscheidungen festhielten. «Ihr sagt, Ihr wünscht Euch im Haus der Witwe niederzulassen?», fragte er Sir Simon.

«Ich habe es eingenommen», erwiderte Sir Simon schroff.

«Und gründlich ausgenommen, wie ich höre», bemerkte der Earl eisig. «Die Gräfin behauptet, Ihr hättet ihr Geld gestohlen.»

«Sie lügt.» Sir Simon zog eine empörte Miene. «Nichts als Lügen, Mylord.»

Der Earl bezweifelte es, aber er konnte einen Edelmann kaum des Meineids bezichtigen, ohne ein Duell zu provozieren, und obgleich William Bohun niemanden außer seinem König fürchtete, wollte er sich nicht wegen einer solchen Kleinigkeit schlagen. Er ging nicht weiter darauf ein. «Allerdings habe ich der Dame Schutz vor Belästigungen versprochen», sagte er und sah Sir Simon durchdringend an. Dann wandte er sich auf Englisch an Will Skeat. «Du willst deine Männer doch sicher beisammenhalten, nicht wahr, Will?»

«In der Tat, Mylord.»

«Dann bekommst du das Haus der Witwe. Und sie wird mit Respekt behandelt, hörst du? Mit Respekt! Sag das deinen Männern, Will!»

Skeat nickte. «Ich werde ihnen die Ohren abschneiden, wenn sie sie anfassen.»

«Nicht die Ohren, Will. Schneide ihnen etwas Passenderes ab. Sir Simon wird euch das Haus zeigen, und Ihr, Sir Simon», der Earl wechselte wieder zu Französisch, «werdet Euch anderswo ein Bett suchen.»

Sir Simon öffnete den Mund, um zu protestieren, doch ein Blick des Earls brachte ihn zum Schweigen. Der nächste Bittsteller trat vor und forderte Entschädigung für einen Keller voll Wein, der ihm gestohlen worden war, doch der Earl verwies ihn an einen der Schreiber, der seine Beschwerde auf Pergament festhalten würde, obwohl der Earl bezweifelte, dass er je Zeit zum Lesen haben würde.

Dann winkte er Thomas zu sich. «Ich schulde dir Dank, Thomas von Hookton.»

«Dank? Wofür, Mylord?»

Der Earl lächelte. «Du hast einen Weg in die Stadt gefunden, nachdem alle unsere Versuche gescheitert waren.»

Thomas errötete. «Es war mir ein Vergnügen, Mylord.»

«Du kannst dir eine Belohnung wünschen», sagte der Earl. «So ist es Brauch.»

Thomas zuckte die Achseln. «Mir fehlt nichts, Mylord.»

«Dann bist du ein glücklicher Mann, Thomas. Aber ich werde meine Schuld nicht vergessen. Und danke, Will.»

Will Skeat grinste. «Wenn dieser dusselige Torfkopf keine Belohnung will, Mylord, dann nehme ich sie.»

Das gefiel dem Earl. «Meine Belohnung für dich, Will Skeat, ist, dass ich dich hier lasse. Ich gebe dir einen ganzen neuen Landstrich zum Plündern frei. Bei den Zähnen Gottes, du wirst bald reicher sein als ich.» Er erhob sich. «Sir Simon wird euch zu eurem Quartier führen.»

Diese knappe Anordnung, als einfacher Führer zu dienen, hätte Sir Simon normalerweise empört aufbegehren lassen, doch zur allgemeinen Überraschung gehorchte er, ohne mit der Wimper zu zucken, möglicherweise, weil er auf eine Gelegenheit hoffte, Jeanette noch einmal zu sehen. Und so führte er gegen Mittag Will Skeat und seine Männer durch die Straßen zu dem großen Haus am Fluss. Er hatte seine neue Rüstung angelegt und trug sie ohne Waffenrock, sodass die polierten Platten mit den Goldreliefs in der schwachen Wintersonne funkelten. Als er den helmbesetzten Kopf neigte und durch den Torbogen in den Hof ritt, kam Jeanette sofort zur Küchentür herausgelaufen, die sich direkt links vom Tor befand.

«Verschwindet!», rief sie auf Französisch. «Verschwindet!»

Thomas, der dicht hinter Sir Simon folgte, starrte sie an. Sie war tatsächlich die Amsel, und aus der Nähe war sie genauso schön wie zuvor, als er sie auf der Mauer erblickt hatte.

«Verschwindet, allesamt!», schimpfte sie mit offenem Haar, die Hände in die Hüften gestemmt.

Sir Simon schob das Visier seines Helmes hoch. «Dieses Haus ist beschlagnahmt, Madame», sagte er voller Genugtuung. «Der Earl hat es befohlen.»

«Der Earl hat mir versprochen, man würde mich in Ruhe lassen!», protestierte Jeanette hitzig.

«Dann hat Seine Lordschaft seine Meinung geändert», entgegnete Sir Simon.

Sie spuckte ihn an. «Ihr habt bereits alles gestohlen, was mir gehörte, wollt Ihr mir jetzt auch noch das Haus nehmen?»

«Ja, Madame.» Sir Simon trieb sein Pferd auf sie zu, bis sie zurückweichen musste. «Ganz recht, Madame», wiederholte er, dann zog er die Zügel herum, sodass das Pferd wendete und Jeanette dabei mit der Flanke zu Boden stieß. «Ich werde Euer Haus nehmen», sagte Sir Simon, «und alles andere, wonach mir der Sinn steht.» Die Bogenschützen, die das Ganze beobachteten, johlten beim Anblick von Jeanettes langen, nackten Beinen. Sie zerrte ihren Rock herunter und versuchte aufzustehen, doch Sir Simon trieb wiederum sein Pferd auf sie zu, um sie auf allen vieren über den Hof zu scheuchen.

«Lasst das Mädchen in Ruhe!», befahl Will Skeat grimmig.

«Sie und ich sind alte Freunde, Master Skeat», erwiderte Sir Simon, der Jeanette noch immer mit den Hufen seines Pferdes bedrohte.

«Ich hab gesagt, lasst sie in Ruhe!», donnerte Will.

Wütend, weil er von einem einfachen Landmann herumkommandiert wurde, noch dazu vor den Bogenschützen, wandte Sir Simon sich zu ihm um, doch

Will Skeat strahlte ein ruhiges Selbstbewusstsein aus, das ihn innehalten ließ. Skeat war doppelt so alt wie er, und er hatte all die Jahre mit Kämpfen zugebracht. Sir Simon besaß gerade noch genug Verstand, um sich nicht mit ihm anzulegen. «Das Haus gehört Euch, Master Skeat», sagte er herablassend. «Aber passt gut auf seine Herrin auf. Ich habe noch etwas mit ihr vor.» Er wendete das Pferd von Jeanette ab, der Tränen der Demütigung über das Gesicht liefen, und trabte aus dem Hof.

Jeanette sprach kein Englisch, aber sie hatte begriffen, dass Will Skeat für sie eingetreten war. Sie stand auf und wandte sich flehentlich an ihn. «Er hat mir alles gestohlen, was ich besaß!», sagte sie und zeigte auf den verschwindenden Reiter. «Alles!»

«Verstehst du, was die Kleine sagt, Tom?», fragte Skeat.

«Sie mag Sir Simon nicht», erwiderte Thomas lakonisch. Er stützte sich auf seinen Sattelknauf und betrachtete Jeanette.

«Beruhige das Mädchen, um Himmels willen», bat Skeat, dann wandte er sich im Sattel um. «Jake? Kümmere dich darum, dass wir Wasser und Heu für die Pferde kriegen. Peter, schlachte zwei von den jungen Kühen, damit wir essen können, bevor es dunkel wird. Und ihr anderen hört auf, die Kleine anzugaffen, und schlagt das Lager auf!»

«Dieb!», rief Jeanette Sir Simon hinterher. Dann fragte sie, an Thomas gewandt: «Wer bist du?»

«Ich heiße Thomas, Madame.» Er schwang sich aus dem Sattel und warf Sam seine Zügel zu. «Der Earl hat uns

befohlen, uns hier niederzulassen und Euch zu beschützen.»

«Mich beschützen!» Jeanette funkelte ihn wütend an. «Ihr seid alle Diebe! Wie könnt ihr mich beschützen? Für Diebe wie euch gibt es einen Platz in der Hölle, da könnt ihr euch ganz wie zu Hause fühlen. Diebe seid ihr, allesamt! Und jetzt verschwindet! Fort mit euch!»

«Wir bleiben», sagte Thomas ungerührt.

«Wie könnt ihr hier wohnen?», fragte Jeanette. «Ich bin Witwe! Es schickt sich nicht, euch in meinem Haus zu haben.»

«Wir sind nun mal hier, Madame», sagte Thomas, «und Ihr und wir werden das Beste daraus machen müssen. Wir werden Euch nicht zu nahe treten. Zeigt mir, wo Eure Privatgemächer sind, und ich werde dafür sorgen, dass kein Mann über Eure Schwelle tritt.»

«Du willst dafür sorgen? Ha!» Jeanette wandte sich ab, drehte sich aber sofort wieder um. «Du willst, dass ich dir meine Gemächer zeige, ja? Damit du weißt, wo meine Wertsachen sind, stimmt’s? Ich soll dir zeigen, wo du mich bestehlen kannst? Da kann ich dir doch gleich alles geben!»

Thomas lächelte. «Habt Ihr nicht eben gesagt, Sir Simon hätte Euch bereits alles gestohlen?»

«Ja, das hat er auch! Er hat mir alles genommen! Er ist kein Edelmann, er ist ein Schwein. Er ist …» Jeanette hielt inne, krampfhaft nach einer niederschmetternden Beschimpfung suchend, «… er ist Engländer!» Sie spuckte Thomas vor die Füße und stieß die Küchentür auf. «Siehst du diese Tür, Engländer? Alles hinter dieser Tür ist mein

Privatbereich. Alles!» Sie ging hinein, knallte die Tür zu und riss sie sofort wieder auf. «Und der Herzog wird kommen. Der echte Herzog, nicht euer schniefender Rotzbengel. Und dann werdet ihr alle sterben!» Erneut knallte die Tür ins Schloss.

Will Skeat lachte leise. «Dich mag sie auch nicht, Tom. Was hat die Kleine gesagt?»

«Dass wir alle sterben würden.»

«Das stimmt. Aber in unseren Betten, so es Gott gefällt.»

«Und sie sagt, wir dürfen nicht weiter als bis zu dieser Tür.»

«Hier draußen ist genug Platz», sagte Skeat gelassen und sah zu, wie einer seiner Männer die Axt schwang, um eine Kuh zu töten. Das Blut strömte über den Hof und lockte ein Rudel Hunde an, die es aufleckten, während zwei Bogenschützen das noch zuckende Tier zu zerlegen begannen.

«Alle mal herhören!» Skeat war auf einen Trittstein neben den Ställen geklettert und wandte sich an seine Männer. «Der Earl hat befohlen, dass die Kleine, die Tom angespuckt hat, nicht belästigt werden darf. Habt ihr das begriffen, ihr Hurensöhne? Haltet eure Hosen geschlossen, wenn sie in der Nähe ist, sonst schneide ich euch die Eier ab! Ihr behandelt sie mit Respekt, und ihr geht nicht durch diese Tür. Ihr habt euren Spaß gehabt, jetzt will ich wieder vernünftige Soldatenarbeit sehen.»

Der Earl of Northampton verließ die Stadt nach einer Woche und nahm den größten Teil seiner Armee wieder mit

zurück zu den Festungen im Finistère, dem Zentrum der Anhänger von Herzog Jean. Er ließ Richard Totesham als Befehlshaber über die Truppen zurück, ebenso jedoch Sir Simon Jekyll als dessen Vertreter.

«Der Earl will den Bastard nicht», sagte Will Skeat zu Thomas, «deshalb hat er ihn uns aufgehalst.»

Da Skeat und Totesham beide unabhängige Hauptmänner waren, hätte Neid zwischen ihnen aufkommen können, doch die beiden respektierten einander. Während Totesham und seine Männer in La Roche-Derrien blieben und ihre Verteidigung sicherten, ritt Skeat über das Land, um die Bevölkerung zu bestrafen, die ihren Zehnt und ihre Treue Herzog Charles gab. So fielen die *hellequins* wie eine Seuche über die nördliche Bretagne her.

Es war nicht schwer, ein Land zu verwüsten. Auch wenn die Häuser und Ställe aus Stein gebaut waren, ihre Dächer brannten lichterloh. Das Vieh wurde eingefangen, und wenn die Tiere zu zahlreich waren, um sie nach La Roche-Derrien zu treiben, wurden sie abgeschlachtet und in Brunnen geworfen, um das Wasser zu vergiften. Skeats Männer setzten alles in Brand, was sich verbrennen ließ, zerstörten, was sich zerstören ließ, und stahlen, was sich verkaufen ließ. Sie mordeten, vergewaltigten und plünderten. Die Angst vor ihnen trieb die Menschen von ihren Höfen, sodass das Land verlassen zurückblieb. Sie waren die Reiter des Teufels, und sie setzten den Willen von König Edward um, indem sie das Land seines Feindes zerstörten.

Sie verwüsteten ein Dorf nach dem anderen – Kervec und Lanvellec, Saint-Laurent und Les Sept Saints, Tonquedec und Berhet und ein Dutzend andere Orte, deren Namen sie niemals erfuhren. Es war Weihnachtszeit, und daheim in England wurden die Weihnachtsscheite über frostharte Felder zu hell erleuchteten Hallen gezogen, in denen Troubadoure von Arthur und seinen Rittern sangen, von edlen Kriegern, die Mitleid und Stärke in sich vereinten, doch in der Bretagne fochten die *hellequins* den echten Krieg aus. Soldaten eigneten sich nicht als Vorbilder; sie waren vernarbte, verdorbene Männer, die sich an der Zerstörung berauschten. Sie schleuderten brennende Fackeln in Strohdächer und rissen nieder, was in Generationen aufgebaut worden war. Orte, die zu klein waren, um einen Namen zu haben, starben, und nur die Bauernhöfe auf der breiten Halbinsel zwischen den beiden Flüssen nördlich von La Roche-Derrien wurden verschont, weil sie gebraucht wurden, um die Truppen zu versorgen. Einige von den Leibeigenen wurden von ihrem Land entführt, um die Stadtmauern von La Roche-Derrien zu erhöhen, das Vorfeld vor den Mauern zu verbreitern und das Flussufer mit neuen Wällen zu verstärken. Es war ein Winter entsetzlichen Leids für die Bretonen. Kalter Regen peitschte vom tosenden Atlantik herüber, und die Engländer verwüsteten das Land.

Gelegentlich gab es ein wenig Widerstand. Ein tapferer Mann schoss vom Waldrand mit seiner Armbrust, aber Skeats Männer waren geübt darin, solche Feinde zu fangen und zu töten. Ein Dutzend Bogenschützen saß ab und

kreiste den Feind von vorne ein, während ein weiterer Trupp von hinten auf ihn zupreschte, und innerhalb kurzer Zeit ertönte ein Schrei, und die Beute erhöhte sich um eine weitere Armbrust. Der Besitzer der Armbrust wurde ausgezogen, verstümmelt und an einem Baum gehenkt, als Warnung für andere, die *hellequins* in Ruhe zu lassen. Und die Lektionen zeigten Wirkung, denn solche Hinterhalte wurden seltener. Es war die Zeit der Plünderung, und Skeats Männer wurden reich. Es gab elende Tage, an denen sie sich mit aufgesprungenen Händen und nassen Kleidern durch eisigen Regen schleppen mussten, und Thomas hasste es, wenn seine Männer an der Reihe waren, die Ersatzpferde am Zügel zu führen und das erbeutete Vieh heimwärts zu treiben. Gänse waren einfach – man drehte ihnen den Hals um und hängte sich die toten Vögel an den Sattel –, aber Kühe waren träge, Ziegen eigenwillig, Schafe dämlich und Schweine widerspenstig. Doch in der Truppe gab es genügend Bauernjungen, um die Tiere unversehrt nach La Roche-Derrien zu bringen. Sobald sie dort ankamen, wurden sie zu einem kleinen Platz getrieben, der zum Schlachthof umfunktioniert worden war und nach Blut stank. Außerdem schickte Will Skeat Wagen voller Beute zur Stadt, und das meiste davon wurde nach England verschifft. Größtenteils waren es bescheidene Dinge: Töpfe, Messer, Pflugscharen, Eggenzinken, Hocker, Eimer, Spindeln – alles, was verkauft werden konnte, bis schließlich der Spruch umging, in ganz Südengland gebe es kein Haus, das nicht mindestens ein in der Bretagne geplündertes Teil besaß.

In England sang man von Arthur und Lancelot, von Gawain und Parzival, doch in der Bretagne wüteten die *hellequins*.

Und Thomas war ein glücklicher Mann.

Jeanette hätte es niemals zugegeben, aber die Gegenwart von Will Skeats Männern war für sie durchaus von Vorteil. Solange sie im Hof waren, fühlte sie sich im Haus sicher, und sie begann die langen Zeiten ihrer Abwesenheit zu fürchten, denn dann belauerte Sir Simon Jekyll sie. Für sie war er der Teufel, zwar ein dummer Teufel, aber dennoch ein skrupelloser, gefühlloser Flegel, der sich in den Kopf gesetzt hatte, es sei Jeanettes größter Wunsch, seine Frau zu werden. Gelegentlich zwang er sich zu linkischer Höflichkeit, meist jedoch war er wichtigtuerisch und verletzend, und jedes Mal starrte er sie gierig an wie ein Hund eine Rinderkeule. Er nahm an der Messe in St. Renan teil, um sie zu umwerben, und Jeanette hatte den Eindruck, dass sie nicht in die Stadt gehen konnte, ohne ihm zu begegnen. Einmal, als er Jeanette in der Gasse neben der Jungfrauenkirche über den Weg lief, drängte er sie gegen die Mauer und strich mit seinen derben Fingern über ihre Brüste.

«Ich finde, wir passen gut zusammen, Madame», erklärte er ihr voller Überzeugung.

«Ihr braucht eine Frau mit Geld», erwiderte sie, denn sie hatte von anderen in der Stadt erfahren, wie es um Sir Simons Finanzen bestellt war.

«Ich habe Euer Geld», sagte er. «Das hat gereicht, um die Hälfte meiner Schulden zu begleichen. Und mit dem Anteil für die Schiffe werde ich mehr oder weniger den Rest bezahlen können. Aber mir steht der Sinn nicht nach Geld, Schönste, sondern nach Euch.» Jeanette versuchte, sich ihm zu entwinden, doch er hielt sie fest an die Mauer gedrückt. «Ihr braucht einen Beschützer», sagte er und küsste sie zart auf die Stirn. Er hatte ungewöhnlich volle, große Lippen, die stets feucht waren, als sei seine Zunge zu groß, und der Kuss war nass und stank nach saurem Wein. Er fuhr mit der Hand an ihrem Bauch hinunter, und sie wand sich noch verzweifelter, doch er presste einfach seinen Körper an ihren und packte ihr Haar unter der Kappe. «Berkshire würde Euch gefallen, meine Liebe.»

«Eher würde ich in der Hölle leben.»

Er zupfte an den Bändern ihres Mieders, und Jeanette versuchte vergeblich, ihn zurückzustoßen. Rettung nahte erst, als ein Trupp Männer durch die Gasse geritten kam und ihr Anführer Sir Simon einen Gruß zurief. Er musste sich umdrehen, um ihn zu erwidern, und das gab Jeanette die Gelegenheit, sich loszureißen. Sie ließ ihre Kappe in seiner Hand zurück, lief nach Hause, verriegelte die Tür und weinte vor lauter Wut und Hilflosigkeit. Sie hasste ihn.

Sie hasste alle Engländer, doch im Verlauf der Wochen musste sie erkennen, dass die Stadtbevölkerung ihre Besatzer zusehends schätzte, denn diese ließen gutes Geld in La Roche-Derrien. Englisches Silber war verlässlich, im Gegensatz zum französischen, das mit Blei oder Zinn versetzt war. Die Anwesenheit der Engländer hatte die

Stadt von ihrem üblichen Handel mit Rennes und Guingamp abgeschnitten, aber dafür durften die Schiffsbesitzer jetzt mit der Gascogne und England Handel treiben, und damit verdienten sie noch mehr. Schiffe der Einheimischen wurden angemietet, um Pfeile für die englischen Truppen zu holen, und einige der Kapitäne brachten Ballen englischen Tuchs mit zurück, die sie in anderen bretonischen Häfen verkauften, deren Einwohner ebenfalls Anhänger von Herzog Charles waren. Nur wenige Leute trauten sich, La Roche-Derrien auf dem Landweg zu verlassen, denn dazu mussten sie sich von Richard Totesham einen Passierschein ausstellen lassen. Dieser Fetzen Pergament schützte sie zwar vor den *hellequins*, aber nicht vor den Gesetzlosen, die sich in den von Skeats Männern ausgeräucherten Bauernhöfen niedergelassen hatten. Aber mit dem Schiff konnte man noch immer von La Roche-Derrien oder Tréguier ostwärts nach Paimpol oder westwärts nach Lannion segeln und dort mit Englands Feinden Handel treiben. Auf diesem Weg gelangten auch Briefe aus La Roche-Derrien hinaus, und Jeanette schrieb beinahe jede Woche an Herzog Charles, um ihm zu schildern, wie die Engländer die Verteidungseinrichtungen der Stadt veränderten. Obwohl sie nie eine Antwort bekam, redete sie sich ein, ihre Briefe seien hilfreich.

La Roche-Derrien florierte, Jeanette jedoch litt. Das Geschäft ihres Vaters existierte noch, doch die Einkünfte verschwanden auf geheimnisvolle Weise. Die größeren Schiffe waren stets von den Anlegern in Tréguier losgesegelt, das eine Stunde flussaufwärts lag. Jeanette

schickte sie in die Gascogne, um Wein für den englischen Markt zu holen, doch sie kamen nie zurück. Entweder waren sie von den französischen Schiffen gekapert worden, oder – was wahrscheinlicher war – die Kapitäne waren auf eigene Faust ins Geschäft eingestiegen. Die Bauernhöfe der Familie lagen südlich von La Roche-Derrien in dem Gebiet, das Will Skeats Männer verwüstet hatten, und so kam von dort keine Pacht mehr. Plabennec, das Lehen ihres Mannes, befand sich im Finistère, das von den Engländern besetzt war, und Jeanette hatte von dort schon seit drei Jahren keinen Sou mehr bekommen. Zu Beginn des Jahres 1346 war sie so verzweifelt, dass sie den Notar Belas zu sich bestellte.

Mit sichtlichem Genuss wies Belas sie darauf hin, dass sie seinen Rat nicht befolgt hatte, und dass es ein Fehler gewesen war, die beiden Boote zu Kriegsschiffen umrüsten zu lassen. Jeanette ließ seine Wichtigtuerei über sich ergehen und bat ihn, ein Bittschreiben aufzusetzen, das sie an das englische Gericht schicken konnte. In dem Schreiben bat sie um die Erstattung der Steuern aus Plabennec, die die Besatzer in die eigene Tasche gesteckt hatten. Es ärgerte sie, dass sie König Edward III. von England um Geld anbetteln musste, aber was blieb ihr anderes übrig? Sir Simon Jekyll hatte sie in die Armut gestoßen.

Belas setzte sich an ihren Tisch und machte sich auf einem Stück Pergament Notizen. «Wie viele Mühlen gibt es in Plabennec?», fragte er.

«Zwei.»

«Aha.» Er notierte die Zahl. «Ist Euch bekannt», fügte er vorsichtig hinzu, «dass der Herzog Anspruch auf die Steuern erhoben hat?»

«Der Herzog?», fragte Jeanette erstaunt. «Auf Plabennec?»

«Herzog Charles behauptet, das Lehen gehöre ihm.»

«Mag sein, aber mein Sohn ist der Graf.»

«Der Herzog betrachtet sich als Vormund des Jungen», bemerkte Belas.

«Woher wisst Ihr das alles?»

Belas zuckte die Achseln. «Ich habe Nachrichten von den Geschäftsleuten des Herzogs in Paris bekommen.»

«Was für Nachrichten?», fragte Jeanette scharf.

«Über andere Dinge», erwiderte Belas beiläufig, «gänzlich andere Dinge. Ich nehme an, die Pacht wurde in Plabennec vierteljährlich eingezogen?»

Argwöhnisch beobachtete Jeanette den Notar. «Warum sollten die Geschäftsleute des Herzogs Euch gegenüber Plabennec erwähnen?»

«Sie haben mich gefragt, ob ich die Familie kenne. Natürlich habe ich ihnen nichts gesagt.»

Er lügt, dachte Jeanette. Sie schuldete ihm Geld, und nicht nur ihm, sondern der Hälfte aller Kaufleute von La Roche-Derrien. Vermutlich nahm Belas an, sie würde seine Rechnung nicht begleichen können, und streckte diesbezüglich seine Fühler nach Herzog Charles aus. «Monsieur Belas», sagte sie kühl, «Ihr werdet mir jetzt genau sagen, was Ihr dem Herzog erzählt habt und warum.»

Belas zuckte die Achseln. «Ich habe nichts zu sagen!»

«Wie geht es eigentlich Eurer Frau?», fragte Jeanette unvermittelt.

«Ihre Schmerzen lassen nach, jetzt, wo der Winter zu Ende geht, dem Himmel sei Dank. Es geht ihr gut, Madame.»

«Nun, dann wird es ihr sicher nicht mehr ganz so gutgehen», erwiderte Jeanette schneidend, «wenn sie erfährt, was Ihr mit der Tochter Eures Schreibers anstellt. Wie alt ist sie, Belas? Zwölf?»

«Madame!»

«Spart Euch Euer ‹Madame›!» Jeanette schlug mit der Faust auf den Tisch, dass beinahe das Tintenfass umgefallen wäre. «Was habt Ihr mit den Geschäftsleuten des Herzogs beredet?»

Belas seufzte. Er verschloss das Tintenfass, legte den Federkiel beiseite und rieb sich über die mageren Wangen. «Von jeher kümmere ich mich um die rechtlichen Angelegenheiten dieser Familie», sagte er. «Es ist meine Pflicht, Madame, und bisweilen bin ich gezwungen, Dinge zu tun, die mir nicht gefallen, aber auch diese Dinge sind Teil meiner Pflicht.» Er deutete ein Lächeln an. «Ihr seid verschuldet, Madame. Ihr könntet Eure finanziellen Schwierigkeiten ganz einfach beheben, indem Ihr einen wohlhabenden Mann heiratet, aber diese Lösung scheint Euch nicht zu gefallen, und so sehe ich in Eurer Zukunft nur den Ruin. Den völligen Ruin. Wollt Ihr meinen Rat? Verkauft dieses Haus, dann habt Ihr für zwei oder drei Jahre genug Geld zum Leben, und bis dahin wird der

Herzog sicher die Engländer aus der Bretagne vertrieben haben, und Ihr und Euer Sohn könnt nach Plabennec zurückkehren.»

Jeanette sah ihn zweifelnd an. «Glaubt Ihr wirklich, diese Teufel werden sich so leicht besiegen lassen?» Von der Straße klang Hufgetrappel herauf, und sie sah, dass Skeats Männer in den Hof zurückkehrten. Sie lachten, und sie sahen nicht aus wie Männer, die bald besiegt werden würden; ja, sie fürchtete sogar, dass sie unbesiegbar waren, denn sie besaßen eine unbekümmerte Selbstsicherheit, die sie erboste.

«Ich glaube, Madame», sagte Belas, «Ihr müsst Euch entscheiden, wer Ihr seid. Seid Ihr Louis Halevys Tochter? Oder Henri Cheniers Witwe? Seid Ihr eine Händlerin oder eine Adlige? Wenn Ihr eine Händlerin seid, Madame, dann heiratet und gebt Euch zufrieden. Wenn Ihr eine Adlige seid, dann macht zu Geld, was Ihr könnt, geht zum Herzog und sucht Euch einen neuen Mann mit einem Titel.»

Jeanette fand seinen Rat unverschämt, hielt sich jedoch zurück. «Wie viel würden wir für das Haus bekommen?»

«Ich werde mich erkundigen, Madame», sagte Belas, obwohl er die Antwort bereits kannte. Er wusste, sie würde Jeanette nicht gefallen, denn ein Haus in einer feindlich besetzten Stadt brachte nur einen Bruchteil seines eigentlichen Wertes ein. Jetzt war also nicht der richtige Zeitpunkt, um Jeanette aufzuklären. Es war geschickter, damit zu warten, bis sie wirklich verzweifelt war, dachte er, denn dann konnte er das Haus und seine

heruntergekommenen Bauernhöfe für einen lächerlichen Preis erwerben.

«Gibt es in Plabennec eine Brücke über den Fluss?», fragte er und griff wieder nach dem Pergament.

«Lassen wir das mit dem Bittbrief.»

«Wie Ihr wünscht, Madame.»

«Ich werde über Euren Rat nachdenken, Belas.»

«Ihr werdet es nicht bedauern», sagte er ernst. Sie war verloren, dachte er, verloren und besiegt. Er würde ihr das Haus und die Höfe wegnehmen, der Herzog würde Plabennec zurückfordern, und sie würde mit leeren Händen dastehen. Und das hatte sie auch verdient, denn sie war eine eigensinnige und hochmütige Schlampe, die sich weit über den ihr zustehenden Platz erhoben hatte. «Stets zu Euren Diensten, Madame», sagte Belas unterwürfig. Ein kluger Mann konnte aus einer Notsituation stets Gewinn schlagen, und Jeanette war reif zum Pflücken. Wer die Katze zum Gänsehüten schickt, bereitet den Wölfen ein gutes Mahl.

Jeanette wusste nicht, was sie tun sollte. Es widerstrebte ihr, das Haus zu verkaufen, denn sie fürchtete, dass es einen schlechten Preis erzielen würde, aber sie wusste auch nicht, wie sie anders zu Geld kommen sollte. Würde Herzog Charles sie willkommen heißen? Er hatte nie irgendetwas in der Art erkennen lassen, denn er war von Anfang an gegen die Heirat seines Neffen mit ihr gewesen. Aber vielleicht war er in der Zwischenzeit zugänglicher geworden? Vielleicht würde er sie beschützen? Sie beschloss, um Rat zu beten. Sie schlang sich einen Schal

um die Schultern, überquerte den Hof, ohne die frisch zurückgekehrten Soldaten zu beachten, und betrat St. Renan. In der Kirche stand eine Statue der Jungfrau, die die gierigen Engländer ihres goldenen Heiligenscheins beraubt hatten. Jeanette betete oft zu dem Abbild der Mutter Gottes, weil sie daran glaubte, dass diese sich besonders um alle Frauen in Notlagen kümmerte.

Anfangs dachte sie, die nur spärlich beleuchtete Kirche sei leer, doch dann sah sie einen englischen Bogen, der an einen Pfeiler gelehnt war, und einen Bogenschützen, der vor dem Altar kniete. Es war der gutaussehende Mann mit dem langen Haar, das er zum Zopf gebunden trug. Sie sah darin ein ärgerliches Zeichen von Eitelkeit. Die meisten Engländer trugen ihr Haar kurz geschnitten, aber ein paar ließen es auf eine unverschämte Länge wachsen, und das waren auch diejenigen, die die größte Dreistigkeit an den Tag legten. Sie wünschte, er würde die Kirche verlassen; dann jedoch reizte der Bogen ihre Neugier, sie nahm ihn in die Hand und war überrascht, wie schwer er war. Die Sehne hing lose daran, und sie fragte sich, wie viel Kraft man wohl brauchte, um das Holz zu biegen und die Schlaufe der Sehne über die Hornkerbe zu streifen. Sie drückte das eine Ende des Bogens gegen den Steinfußboden und versuchte, ihn zu biegen. In diesem Moment glitt ein Pfeil über die Steine auf sie zu und stieß gegen ihren Fuß.

«Wenn Ihr es schafft, den Bogen zu schnüren», sagte Thomas, der noch immer vor dem Altar kniete, «gewähre ich Euch einen Freischuss.»

Jeanette war zu stolz, um vor seinen Augen zu versagen, und zu wütend, um es gar nicht erst zu versuchen; so bemühte sie sich, ihre Anstrengung zu überspielen, doch der schwarze Eibenstab gab kaum nach. Wütend schleuderte sie den Bogen beiseite. «Mein Mann wurde von einem solchen Bogen getötet», sagte sie erbittert.

«Ich habe mich oft gefragt, warum die Bretonen und Franzosen nicht lernen, damit zu schießen. Bringt es Eurem Sohn mit sieben oder acht Jahren bei, Madame, und zehn Jahre später wird er sehr gefährlich sein.»

«Er wird als Ritter kämpfen, wie sein Vater.»

Thomas lachte. «Wir töten Ritter. Sie haben noch keine Rüstung gebaut, die einem englischen Pfeil standhält.»

Jeanette erschauerte. «Wofür betest du, Engländer?», fragte sie. «Um Vergebung?»

«Ich bedanke mich, Madame», erwiderte Thomas lächelnd. «Dafür, dass wir sechs Tage durch Feindesland geritten sind und nicht einen einzigen Mann verloren haben.»

Er erhob sich und deutete auf ein hübsches Silberkästchen, das auf dem Altar stand. Es war eine Reliquie und besaß ein kleines Fenster aus Kristall, das von winzigen getönten Glastropfen umrahmt war. Er hatte durch das Fenster gespäht und lediglich einen kleinen schwarzen Klumpen gesehen, ungefähr in der Größe eines menschlichen Daumens. «Was ist das?», fragte er.

«Die Zunge des heiligen Renan», erwiderte Jeanette herausfordernd. «Sie wurde an dem Tag gestohlen, als ihr in unsere Stadt kamt, aber Gott war gütig, der Dieb starb

am nächsten Tag, und die Reliquie kehrte an ihren Platz zurück.»

«Gott ist in der Tat gütig», sagte Thomas trocken. «Und wer war der heilige Renan?»

«Ein wunderbarer Prediger, der die *nains* und *gorics* von unseren Ländereien vertrieben hat. Sie leben noch immer an wilden Orten, aber ein Gebet an den heiligen Renan verscheucht sie.»

«*Nains* und *gorics*?»

«Das sind Geister», erklärte sie. «Böse Geister. Einst haben sie das ganze Land heimgesucht, und ich bete täglich zu dem Heiligen, damit er die *hellequins* ebenso verjagt wie die *nains*. Weißt du, wer die *hellequins* sind?»

«Ja, wir», erwiderte Thomas stolz.

Bei seinem Tonfall verzog sie das Gesicht. «Die *hellequins*», sagte sie eisig, «sind die seelenlosen Toten. Diejenigen, die im Leben so böse waren, dass der Teufel sie zu sehr liebt, um sie in der Hölle zu bestrafen. Stattdessen gibt er ihnen seine Pferde und lässt sie auf die Lebenden los.» Sie hob seinen schwarzen Bogen wieder auf und deutete auf das silberne Abzeichen, das an seiner Mitte befestigt war. «Du hast sogar das Bild des Teufels auf deinem Bogen.»

«Das ist ein Greif», sagte Thomas.

«Es ist ein Teufel», widersprach sie und warf ihm den Bogen zu. Thomas fing ihn auf, und weil er zu jung war, um der Versuchung des Angebens zu widerstehen, schnürte er ihn lässig, als würde es ihn keinerlei Kraft kosten. «Ihr

betet zu St. Renan und ich zu St. Guinefort. Mal sehen, wer von beiden stärker ist.»

«St. Guinefort? Die kenne ich nicht.»

«Den», korrigierte Thomas sie. «Und er stammte aus dem Lyonnais.»

«Du betest zu einem französischen Heiligen?», fragte Jeanette erstaunt.

«Immer», sagte Thomas und berührte die vertrocknete Hundepfote, die um seinen Hals hing. Mehr erzählte er Jeanette nicht über den Heiligen, der der Liebling seines Vaters gewesen war – eine Geschichte, über die sein Vater in guten Momenten gelacht hatte. Guinefort war ein Hund gewesen und, soweit Thomas' Vater wusste, das einzige Tier, das je heiliggesprochen worden war. Der Hund hatte einen Säugling vor einem Wolf gerettet und war dann von seinem Besitzer zu Tode gequält worden, weil dieser meinte, er hätte das Kind gefressen, während er es in Wirklichkeit unter dem Bettchen versteckt hatte. «Bete zum heiligen Guinefort!», war Vater Ralphs Rezept für jedwede häusliche Krise gewesen, und Thomas hatte Guinefort zu seinem persönlichen Schutzheiligen erwählt. Bisweilen fragte er sich, ob dieser Heilige im Himmel überhaupt etwas zu erreichen vermochte, doch vielleicht war Guineforts Jaulen und Bellen ebenso wirkungsvoll wie die Bitten jedes anderen Heiligen. Außerdem war Thomas überzeugt, dass außer ihm nur wenige den Hund als ihren Vertreter bei Gott nutzten, und vielleicht wurde ihm dadurch ein besonderer Schutz zuteil. Vater Hobbe war schockiert gewesen, als er von dem heiligen Hund erfahren

hatte, aber Thomas betrachtete das Tier trotz der Belustigung, die er mit seinem Vater teilte, als seinen Beschützer.

Jeanette hätte gern mehr über den heiligen Guinefort erfahren, aber da sie keinerlei Vertraulichkeit mit einem von Skeats Männern aufkommen lassen wollte, schob sie ihre Neugier beiseite und ließ ihre Stimme wieder kühl werden. «Ich wollte dich ohnehin sprechen», sagte sie, «um dir zu sagen, dass deine Männer und ihre Frauen den Hof nicht als Latrine benutzen sollen. Ich sehe sie von meinem Fenster. Es ist ekelerregend! In England könnt ihr euch ja meinetwegen so benehmen, aber hier seid ihr in der Bretagne. Benutzt den Fluss.»

Thomas nickte, sagte jedoch nichts. Stattdessen durchquerte er mit seinem Bogen das Kirchenschiff, das zur einen Seite von Fischernetzen verdeckt war, die zum Flicken dort aufgehängt waren. Er ging bis zum westlichen Ende der Kirche, das mit einer finsteren Darstellung des Jüngsten Gerichts geschmückt war. Die Rechtschaffenen verschwanden durch die Dachbalken gen Himmel, während die verurteilten Sünder unter dem Beifall der Engel und Heiligen in eine glühende Hölle stürzten. Thomas blieb vor dem Bild stehen.

«Ist Euch schon mal aufgefallen, dass die hübschen Frauen immer in die Hölle stürzen und die hässlichen in den Himmel kommen?»

Jeanette hätte beinahe gelächelt, weil sie schon oft über diese Eigentümlichkeit nachgedacht hatte, doch sie verkniff es sich und folgte Thomas schweigend. Er machte kehrt

und schlenderte an einem Bild von Jesus vorbei, der über ein graues, von Gischt gekröntes Wasser ging, wie das Meer vor der Küste der Bretagne. Ein Schwarm Heringe reckte die Köpfe aus dem Wasser, um das Wunder zu betrachten.

«Eins solltet Ihr verstehen, Madame», sagte er. «Unsere Männer mögen es nicht, unerwünscht zu sein. Ihr lasst sie nicht einmal die Küche benutzen. Warum nicht? Sie ist groß genug, und sie wären froh, wenn sie einen Ort hätten, wo sie nach einem Ritt durch den Regen ihre Stiefel trocknen könnten.»

«Warum sollte ich euch Engländer in meine Küche lassen? Damit ihr die auch noch als Latrine benutzen könnt?»

Thomas wandte sich um und sah sie an. «Ihr habt keinen Respekt vor uns, warum also sollten wir Respekt vor Eurer Küche haben?»

«Respekt!» Sie stieß ein verächtliches Schnauben aus. «Wie könnte ich Respekt vor euch haben? Alles, was mir kostbar war, habt ihr mir gestohlen!»

«Nicht wir, sondern Sir Simon Jekyll», entgegnete Thomas.

«Ihr oder Sir Simon, was macht das schon für einen Unterschied?»

Thomas hob den Pfeil auf und schob ihn in seine Tasche. «Der Unterschied liegt darin, Madame, dass ich gelegentlich zu Gott spreche, während Sir Simon meint, er sei Gott. Ich werde die Jungs bitten, in den Fluss zu pinkeln, aber ich bezweifle, dass sie Lust haben, Euch einen Gefallen zu tun.» Er lächelte ihr kurz zu und verschwand.

Der Frühling begrünte das Land, verlieh den Bäumen einen Flor und füllte die gewundenen Straßen mit bunten Blumen. Auf den Dächern wuchs frisches grünes Moos, in den Hecken blühten weiße Waldsternmieren, und zwischen den jungen Blättern der Flussweiden flitzten Eisvögel hindurch. Skeats Männer mussten sich weiter von La Roche-Derrien entfernen, um neue Beute zu finden, und ihre langen Ritte führten sie gefährlich nah an Guingamp heran, das Hauptquartier von Herzog Charles, obgleich die Truppen die Stadt nur selten verließen, um die Plünderer herauszufordern. Guingamp befand sich im Süden, während im Westen Lannion lag, eine wesentlich kleinere Stadt mit sehr viel kriegerischeren Soldaten, angeführt von Geoffroy de Pont Blanc, einem Ritter, der einen Eid geschworen hatte, dass er Skeats Plünderer in Ketten nach Lannion schleifen würde. Er verkündete, er werde die Engländer auf Lannions Marktplatz verbrennen lassen, weil sie Ketzer seien, Männer des Teufels.

Will Skeat bereiteten solche Drohungen keine Kopfschmerzen. «Ich würde vielleicht ein bisschen unruhiger schlafen, wenn der elende Trottel vernünftige Bogenschützen hätte», sagte er zu Tom, «aber die hat er nicht, also soll er schwadronieren, so viel er will. Heißt er wirklich so?»

«Geoffroy von der Weißen Brücke.»

«Alberner Kerl. Ist er Bretone oder Franzose?»

«Soweit ich weiß, Franzose.»

«Dann sollten wir ihm mal eine Lektion erteilen, was?»

Wie sich zeigte, war Geoffroy de Pont Blanc ein verstockter Schüler. Will Skeat trug seine Flagge immer näher an Lannion heran, brannte in Sichtweite der Mauern Häuser nieder, um de Pont Blanc in einen Hinterhalt von Bogenschützen zu locken, doch dieser hatte gesehen, was englische Pfeile mit Rittern zu Pferde anstellen konnten, und so weigerte er sich, seine Männer in einen Sturmangriff zu führen, der unweigerlich in einem Haufen verwundeter Pferde und blutender Männer enden würde. Stattdessen belauerte er Skeat und suchte nach einem Ort, wo er die Engländer aus dem Hinterhalt überfallen konnte, doch Skeat war ebenso wenig ein Dummkopf wie de Pont Blanc, und so kreisten und strichen die beiden Kampftruppen drei Wochen lang umeinander herum. Die Anwesenheit des Ritters bremste Skeat, aber sie verhinderte die Zerstörung nicht. Zweimal stießen die Truppen zusammen; beide Male schickte de Pont Blanc seine Armbrustschützen zu Fuß vor, in der Hoffnung, dass sie Skeats Bogenschützen niedermähen würden, doch beide Male siegten die längeren Pfeile, und de Pont Blanc zog sich zurück, ohne einen Kampf zu erzwingen, von dem er wusste, dass er ihn verlieren würde. Nach dem zweiten ergebnislosen Zusammenstoß versuchte er sogar, an Will Skeats Ehre zu appellieren. Er ritt vor, ganz allein, in eine Rüstung gekleidet, die ebenso prachtvoll war wie die von Sir Simon Jekyll, obwohl der Helm von Geoffroy de Pont Blanc nur ein altmodischer Topfhelm war, mit kleinen Löchern statt eines Visiers. Sein Waffenrock und die Schabracke seines Pferdes zeigten weiße Brücken auf

dunkelblauem Grund, und dasselbe Abzeichen war auch auf seinem lederbezogenen Schild aufgenäht. In der Hand trug er eine blau bemalte Lanze, an deren Spitze ein weißer Schal flatterte, als Zeichen, dass er in friedlicher Absicht kam. Skeat ritt ihm mit Thomas als Dolmetscher entgegen. De Pont Blanc nahm seinen Helm ab und fuhr sich mit der Hand durch das schweißfeuchte Haar. Er war ein junger Kerl, blond und blauäugig, mit einem breiten, gutmütigen Gesicht, und Thomas dachte bei sich, dass er ihn wahrscheinlich gemocht hätte, wäre er nicht ein Feind. De Pont Blanc lächelte, als die beiden Engländer ihre Pferde zum Stehen brachten.

«Es ist langweilig, mit Pfeilen auf die Schatten des anderen zu schießen», sagte er. «Ich schlage vor, Ihr bringt Eure Soldaten in die Mitte des Feldes und kämpft dort mit uns, von Mann zu Mann.»

Thomas machte sich gar nicht erst die Mühe, dies zu übersetzen, da er wusste, wie Skeats Antwort lauten würde. «Ich habe einen besseren Vorschlag», erwiderte er. «Ihr bringt Eure Soldaten und wir unsere Bogenschützen.»

De Pont Blanc sah ihn verwirrt an. «Seid Ihr der Anführer?» Er hatte angenommen, der ältere, grauhaarige Skeat sei der Hauptmann, doch der schwieg.

«Er hat im Kampf gegen die Schotten seine Zunge verloren», sagte Thomas. «Deshalb spreche ich für ihn.»

«Dann sagt ihm, ich will einen ehrenhaften Kampf», sagte de Pont Blanc beherzt. «Lasst meine Reiter gegen Eure antreten.»

Thomas übersetzte für Skeat, der sich in seinem Sattel umdrehte und auf die Wiese spuckte.

«Er schlägt vor, dass unsere Bogenschützen gegen Eure Männer antreten», erklärte Thomas. «Ein Dutzend von unseren Bogenschützen gegen zwanzig von Euren Soldaten.»

De Pont Blanc schüttelte traurig den Kopf. «Ihr Engländer habt keinen Sportsgeist», sagte er. Dann stülpte er seinen ledergefütterten Helm wieder über den Kopf und ritt davon. Thomas berichtete Skeat, was sie besprochen hatten.

«Dieser gottverdammte Trottel», sagte Skeat. «Was sollte das werden? Ein Turnier? Was glaubt der denn, wer wir sind? Die verfluchten Ritter der Tafelrunde, oder was? Ich weiß nicht, was in solchen Kerlen vorgeht. Kaum haben sie einen Titel vor ihrem Namen, können sie nicht mehr klar denken. Ein ehrenhafter Kampf! Wer denkt sich denn so was Verrücktes aus? Wer ehrenhaft kämpft, verliert. Alberner Schwachkopf.»

Geoffroy von der Weißen Brücke verfolgte die *hellequins* weiterhin, doch Skeat gab ihm keine Gelegenheit für einen Kampf. Eine große Einheit Bogenschützen hatte die Truppe des Franzosen immer im Blick, und falls die Männer aus Lannion sich zu weit vorwagten, mussten sie damit rechnen, dass ihre Pferde eine Ladung weiß gefiederter Pfeile abbekamen. Somit war de Pont Blanc zu einem Schatten geschrumpft, aber es war ein irritierender und hartnäckiger Schatten, der Skeat und seinen Männern fast bis zu den Toren von La Roche-Derrien folgte.

Der Ärger begann, als er Skeat zum dritten Mal verfolgte und sich dadurch der Stadt näherte. Sir Simon Jekyll hatte von dem französischen Ritter gehört, und auf die Meldung eines Wachmanns vom höchsten Kirchenturm, Skeats Männer seien in Sicht, ritt er den *hellequins* mit zwanzig Soldaten entgegen. Skeat war nur noch gut eine Meile von der Stadt entfernt, und de Pont Blanc folgte ihm mit fünfzig Soldaten und ebenso vielen berittenen Armbrustschützen im Abstand einer weiteren halben Meile. Die Franzosen hatten Skeat keine größeren Schwierigkeiten bereitet, und wenn de Pont Blanc nach Lannion zurückreiten und dort verkünden wollte, er habe die *hellequins* in ihre Höhle zurückgejagt, dann war Skeat nur allzu gern bereit, ihm diese Befriedigung zu gönnen.

Doch dann kam Sir Simon, und plötzlich herrschten Wichtigtuerei und Arroganz. Die englischen Lanzen gingen nach oben, die Visiere knallten zu, und die Pferde begannen zu tänzeln. Sir Simon ritt auf die französischen und bretonischen Reiter zu und brüllte eine Herausforderung. Will Skeat folgte Sir Simon und riet ihm, die Kerle in Ruhe zu lassen, doch damit vergeudete er nur seinen Atem.

Skeats Soldaten ritten an der Spitze der Kolonne, als Eskorte für das gefangene Vieh und die drei Wagen mit Beute, während sechzig berittene Bogenschützen die Nachhut bildeten. Diese sechzig Mann waren gerade in dem großen Waldstück angekommen, in dem die Armee während der Belagerung von La Roche-Derrien kampiert hatte, und auf ein Zeichen von Skeat teilten sie sich in zwei Gruppen und verschwanden zwischen den Bäumen rechts

und links der Straße. Dort stiegen sie ab, schlangen die Zügel ihrer Pferde um die Äste und gingen mit ihren Bogen zurück an den Rand der Bäume. Die Straße lief zwischen den beiden Gruppen entlang, flankiert von einem breiten Grasstreifen.

Sir Simon riss sein Pferd zu Skeat herum. «Ich will dreißig von Euren Männern, Skeat», befahl er gebieterisch.

«Wollen könnt Ihr sie», erwiderte Will Skeat, «aber kriegen tut Ihr sie nicht.»

«Gütiger Himmel, Mann, ich bin ranghöher als Ihr!» Sir Simon war fassungslos, dass Skeat sich ihm widersetzte. «Ich bin ranghöher, Skeat! Das war keine Bitte, Hornochse, das war ein Befehl!»

Skeat blickte zum Himmel. «Sieht aus, als würde es bald regnen, meint Ihr nicht? Könnten wir auch gebrauchen. Die Felder sind verdammt trocken, und die Flüsse führen kaum noch Wasser.»

Sir Simon packte Skeat am Arm und zwang den älteren Mann damit, sich ihm zuzuwenden. «Der Franzose hat fünfzig Ritter», sagte Sir Simon, «und ich habe zwanzig. Gebt mir dreißig Mann, und ich nehme ihn gefangen. Oder gebt mir wenigstens zwanzig!» Jetzt bettelte er, alle Arroganz war verschwunden, denn dies war eine Gelegenheit für Sir Simon, ein richtiges Gefecht zu führen, Reiter gegen Reiter, und dem Sieger winkten Ruhm und Beute in Form von Gefangenen und Pferden.

Doch Will Skeat wusste alles über Männer, Pferde und Ruhm. «Ich bin nicht hier, um Spielchen zu spielen», sagte er und entriss Sir Simon seinen Arm. «Und Ihr könnt mir

Befehle erteilen, bis den Kühen Flügel wachsen, aber von mir kriegt Ihr keinen einzigen Mann.»

Sir Simon sah ihn gequält an, doch in diesem Moment entschied Geoffroy de Pont Blanc die Angelegenheit. Er sah, dass seine Truppe größer war als die des Engländers, und befahl dreißig von seinen Rittern, nach hinten zu reiten und sich den Armbrustschützen anzuschließen. Nun waren die beiden Reitertruppen gleich groß. De Pont Blanc ritt auf seinem mächtigen schwarzen Hengst vor, der in die blau-weiße Schabracke gehüllt war und als Kopfschutz eine Rossstirn trug, eine Maske aus gehärtetem Leder. Sir Simon ritt ihm in seiner neuen Rüstung entgegen, aber sein Pferd hatte keine gepolsterte Schabracke und keine Rossstirn, und er wollte beides, so wie er diesen Kampf wollte. Den ganzen Winter hindurch hatte er das Elend eines Bauernkrieges erduldet, nichts als Schlamm und Schlamassel, und jetzt bot der Feind Ehre, Ruhm und die Gelegenheit, ein paar gute Pferde, Rüstungen und Waffen zu erbeuten. Die beiden Männer grüßten einander, indem sie ihre Lanzen senkten, dann nannten sie ihren Namen und bezeugten einander ihren Respekt.

Will Skeat hatte sich zu Thomas in den Wald begeben. «Du bist ja schon ein elender Dummkopf, Tom, aber es gibt ’ne Menge, die sind noch viel dämlicher. Sieh dir diese Trottel an! Kein bisschen Grips im Kopf, die beiden. Man könnte sie an den Füßen packen und schütteln, und aus ihren Ohren käme nichts als getrockneter Lehm.» Verächtlich spuckte er aus.

De Pont Blanc und Sir Simon verständigten sich über die Kampfregeln. Im Grunde waren es Turnierregeln, nur dass Töten erlaubt war, um dem Ganzen Würze zu geben. Ein Mann, der sein Pferd verlor, so beschlossen sie, schied aus und wurde verschont, durfte jedoch gefangen genommen werden. Sie wünschten einander Glück, dann wandten sie sich um und ritten zu ihren Männern zurück.

Skeat band sein Pferd an einem Baum fest und schnürte seinen Bogen. «In York gibt es einen Ort, wo man sich die Verrückten anschauen kann. Sie stecken sie in einen Käfig, und für einen Farthing kann man hingehen und über sie lachen. Die beiden Spinner da könnten sie direkt dazusperren.»

«Mein Vater war eine Zeitlang verrückt», sagte Thomas.

«Das überrascht mich nicht, Junge, das überrascht mich ganz und gar nicht.» Skeat spannte seine Sehne auf einen Bogen, der mit Kreuzen beschnitzt war.

Seine Bogenschützen beobachteten die beiden Truppen vom Waldrand. Der Anblick war beeindruckend, wie bei einem Turnier, nur dass es auf dieser Frühlingswiese keinen Turniermarschall gab, der das Leben der Männer rettete. Die beiden Reitergruppen machten sich bereit. Knappen zogen die Sattelgurte nach, Ritter legten ihre Lanze an und vergewisserten sich, dass die Riemen ihres Schildes fest saßen. Visiere klappten zu und verwandelten die Welt des Reiters in Dunkelheit, die von Schlitzen aus Tageslicht durchbrochen war. Sie ließen ihre Zügel los, denn von nun an wurden die gut ausgebildeten Streitrösser nur durch Sporen und Kniedruck gelenkt; die Reiter

brauchten beide Hände für Schild und Waffen. Einige Männer trugen zwei Schwerter, ein schweres zum Schlagen und ein schmaleres zum Stechen, und sie überprüften, ob sie leicht aus ihren Scheiden glitten. Manche reichten die Lanze kurz ihrem Knappen, um sich mit der freien Hand zu bekreuzigen. Die Pferde tänzelten auf dem Gras, dann senkte Geoffroy de Pont Blanc seine Lanze als Zeichen, dass er bereit war. Sir Simon erwiderte die Geste, und die vierzig Männer trieben ihre mächtigen Pferde vorwärts. Dies waren nicht die zierlichen Stuten und Wallache, wie die Bogenschützen sie ritten, sondern schwere Streitrösser, ausnahmslos Hengste, die kräftig genug waren, um einen Mann mit voller Rüstung zu tragen. Die Tiere schnaubten, warfen die Köpfe hoch und fielen in Trab, als die Reiter ihre langen Lanzen senkten. Einer von de Pont Blancs Männern beging den Anfängerfehler, die Lanze zu weit zu senken, sodass die Spitze im trockenen Boden stecken blieb, und er hatte Glück, dass er nicht aus dem Sattel gerissen wurde. Er ließ die Lanze fallen und zog sein Schwert. Als die Reiter in verhaltenen Galopp wechselten, scherte einer von Sir Simons Männern ein wenig nach links aus, vermutlich weil sein Pferd nicht ordentlich ausgebildet war, und es stieß gegen das nächste Pferd. Die Welle der Zusammenstöße setzte sich nach außen fort, während die Sporen zum gestreckten Galopp antrieben. Dann trafen die beiden Fronten aufeinander.

Das dumpfe Knirschen der Lanzen, die gegen Schilde und Kettenpanzer prallten, klang wie berstende Knochen. Zwei Reiter wurden rücklings aus ihren hohen Sätteln gestoßen,

aber die meisten der Lanzenstöße waren von Schilden pariert worden, und die Reiter ließen die zersplitterten Waffen fallen, als sie an ihren Gegnern vorbeipreschten. Sie wendeten die Pferde und zogen ihre Schwerter, doch für die beobachtenden Bogenschützen war es offensichtlich, dass der Feind im Vorteil war. Beide Reiter, die ihr Pferd verloren hatten, waren Engländer, und de Pont Blancs Männer bildeten eine wesentlich dichtere Reihe, sodass sie nach dem Wenden als massive Einheit auf Sir Simons Truppe stießen. Klirrend trafen sich die Schwerter. Ein Engländer taumelte mit abgeschlagener Hand aus dem Gemenge. Staub und Grasstücke wirbelten von den Hufen auf. Ein reiterloses Pferd hinkte davon. Die Schwerter prallten aufeinander wie Hammer und Amboss. Männer stöhnten vor Anstrengung. Ein riesiger Bretone mit wappenlosem Schild schwang ein Falchion, eine Mischung aus Schwert und Axt, und er setzte die breite Klinge mit grausamem Geschick ein. Einem Engländer wurde der Helm gespalten und der Kopf gleich mit, sodass er schwankend und blutüberströmt aus dem Gefecht ritt. Ein paar Schritte neben dem Getümmel blieb sein Pferd stehen, und der Soldat kippte ganz langsam vornüber, bis er schließlich aus dem Sattel fiel. Sein einer Fuß blieb im Steigbügel hängen, doch sein Pferd schien es nicht zu bemerken. Es rupfte ungerührt weiter Gras.

Zwei von Sir Simons Männern ergaben sich und wurden zu den französischen und bretonischen Knappen geführt, die sie gefangen nahmen. Sir Simon selbst kämpfte wie ein Besessener und wandte sein Pferd hin und her, um zwei

Angreifer zurückzuschlagen. Den einen schickte er taumelnd und mit unbrauchbarem Arm aus dem Gefecht, dann traktierte er den anderen mit schnellen Hieben seines gestohlenen Schwertes. Bei den Franzosen kämpften noch fünfzehn Mann, und die Engländer waren nur noch zu zehnt, als der Riese mit dem Falchion beschloss, sich Sir Simon vorzuknöpfen. Mit wildem Gebrüll schlug er zu, doch Sir Simon fing die Waffe mit seinem Schild auf und hieb dem Bretonen sein Schwert unter die Achsel. Als er es wieder herauszog, lief Blut aus dem Spalt im Kettenhemd und Lederwams seines Feindes. Der Riese krümmte sich im Sattel, und Sir Simon hämmerte ihm das Schwert gegen den Hinterkopf. Dann wendete er kurz sein Pferd, um einen anderen Angreifer abzuwehren, fuhr wieder herum und schwang seine schwere Waffe mit voller Wucht gegen die Kehle des Bretonen. Der Mann ließ sein Falchion fallen, packte sich an den Hals und ritt davon.

«Nicht übel, was?», sagte Skeat gleichmütig. «Statt Hirn nur Talg im Kopf, aber kämpfen kann er.»

Doch trotz Sir Simons Kampfleistung drohte der Feind zu siegen, und Thomas wollte die Bogenschützen einsetzen. Sie bräuchten nur etwa dreißig Schritt zu laufen, dann wären sie auf jeden Fall nah genug an den tobenden feindlichen Reitern, doch Will Skeat schüttelte den Kopf. «Töte nie zwei Franzosen, wenn du ein Dutzend töten kannst, Tom», ermahnte er ihn.

«Aber unsere Männer werden geschlagen», protestierte Thomas.

«Vielleicht lernen sie dann, sich nicht wie verdammte Trottel aufzuführen.» Skeat grinste. «Wart’s ab, Junge, wart’s ab, wir werden die Gans schon noch rupfen.»

Die englischen Soldaten wurden zurückgedrängt, und nur Sir Simon kämpfte voller Elan. Er war wirklich gut. Er hatte den riesigen Bretonen außer Gefecht gesetzt und hielt jetzt vier feindliche Reiter mit wilder Kampfwut und Geschick in Schach, doch seine restlichen Männer, die sahen, dass die Schlacht verloren war und sie nicht zu Sir Simon durchdringen konnten, weil er von zu vielen Feinden umgeben war, wandten sich um und flohen.

«Sam!», rief Will über die Straße. «Wenn ich das Kommando gebe, nimmst du ein Dutzend Männer und läufst davon! Hast du gehört, Sam?»

«Verstanden!», rief Sam zurück.

Die englischen Soldaten, von denen einige bluteten und einer fast aus seinem hohen Sattel fiel, galoppierten über die Straße zurück nach La Roche-Derrien. Die Franzosen und Bretonen hatten Sir Simon umringt, aber Geoffroy von der Weißen Brücke hatte eine romantische Ader und weigerte sich, einen tapferen Gegner zu töten, deshalb befahl er seinen Männern, den englischen Ritter zu verschonen.

Sir Simon, der unter dem Leder und den Eisenplatten schwitzte wie ein Schwein, schob das schnauzenartige Visier seines Helms hoch. «Ich ergebe mich nicht», verkündete er. Seine neue Rüstung war angeschlagen und die Schneide seines Schwertes gekerbt, aber die

erstklassige Ausstattung hatte ihm im Kampf geholfen. «Ich ergebe mich nicht», wiederholte er, «also kämpft weiter!»

De Pont Blanc verneigte sich im Sattel. «Ich respektiere Eure Tapferkeit, Sir Simon», sagte er großmütig, «und stelle Euch frei, in aller Ehre zu gehen.» Er winkte seine Männer beiseite, und Sir Simon ritt, wie durch ein Wunder am Leben und frei, mit hoch erhobenem Kopf davon. Er hatte seine Männer in Unheil und Tod geführt, aber er war in Ehren daraus hervorgegangen.

De Pont Blanc konnte an Sir Simon vorbei die lange Straße entlangblicken, auf der sich Scharen von fliehenden Soldaten drängten und dahinter das gefangene Vieh und die Wagen mit Plünderbeute, die von Skeats Männern eskortiert wurden. Dann gab Will Skeat Sam das Signal, und auf einmal sah de Pont Blanc einen Trupp aufgescheuchte Bogenschützen, die panikartig Richtung Norden galoppierten. «Er fällt drauf rein», sagte Skeat. «Da verwette ich meinen Hintern.»

Geoffroy de Pont Blanc hatte im Laufe der letzten Wochen bewiesen, dass er kein Dummkopf war, aber an diesem Tag ließ ihn sein Verstand im Stich. Er witterte eine Chance, die verhassten Bogenschützen der *hellequins* zu dezimieren und drei Wagen voller Beute zurückzuerobern, und so überließ er die vier Gefangenen und die neun erbeuteten Pferde der Aufsicht seiner Armbrustschützen, befahl seinen verbliebenen dreißig Soldaten, ihm zu folgen, und stürmte seinen Männern voran. Darauf hatte Will Skeat seit Wochen gewartet.

Alarmiert drehte Sir Simon sich um, als er Hufgetrappel hinter sich hörte. Fast fünfzig bewaffnete Reiter preschten mit ihren gewaltigen Streitrössern auf ihn zu. Einen Moment lang dachte er, sie versuchten, ihn zu fangen, und so trieb er sein Pferd auf den Wald zu, doch die französischen und bretonischen Reiter donnerten in vollem Galopp an ihm vorbei. Sir Simon duckte sich unter den Ästen hindurch und beschimpfte Will Skeat, der ihn jedoch ignorierte. Er beobachtete den Feind.

De Pont Blanc führte den Angriff, und er sah nur den Ruhm. Er hatte die Bogenschützen im Wald vergessen oder glaubte, sie seien nach der Niederlage von Sir Simons Truppe alle geflohen. Für den französischen Ritter war ein großer Sieg zum Greifen nah. Er würde die Beute zurückholen und, was noch viel besser war, die gefürchteten *hellequins* auf dem Marktplatz von Lannion ihrem finsteren Schicksal zuführen.

«Jetzt!», brüllte Skeat, die Hände wie einen Trichter um den Mund gelegt. «Jetzt!»

Zu beiden Seiten der Straße standen Bogenschützen bereit, und sie traten aus dem zarten Frühlingsgrün heraus und schossen ihre Pfeile ab. Thomas' zweiter Pfeil war in der Luft, noch bevor der erste sein Ziel getroffen hatte. Ziehen und loslassen, dachte er, nicht nachdenken. Er brauchte nicht einmal zu zielen, denn der Feind war ein dichter Pulk, und die Bogenschützen schossen einfach ihre langen Pfeile in die Reitermenge, sodass der donnernde Ansturm im Handumdrehen auf ein Durcheinander aus aufgebäumten Hengsten, gestürzten Männern,

Pferdegebrüll und spritzendem Blut zusammenschrumpfte. Der Feind hatte keine Chance. Ein paar von den hintersten Männern konnten noch wenden und davongaloppieren, aber die Mehrheit war in einem immer enger werdenden Ring von Bogenschützen eingeschlossen, die ihre Pfeile erbarmungslos durch Kettenpanzer und Leder trieben. Jeder, der auch nur zuckte, bekam drei oder vier Pfeile ab. Der Haufen aus Blech und Fleisch war mit Federn gespickt, und noch immer kamen neue Pfeile und bohrten sich in Menschen- und Pferdefleisch. Nur die paar Männer am Ende und ein einzelner Reiter an der Front überlebten.

Dieser Reiter war Geoffroy de Pont Blanc. Er war zehn Schritt vor seinen Männern geritten, und vielleicht war das der Grund, weshalb er den Pfeilen entgangen war; vielleicht waren die Bogenschützen auch beeindruckt von der Art, wie er Sir Simon behandelt hatte, doch wie dem auch sei, er ritt aus der Schlächterei hervor, als hätte er einen persönlichen Schutzengel. Kein Pfeil kam in seine Nähe, aber er hörte die Schreie und den Lärm hinter sich, zügelte sein Pferd und wandte sich zu dem Bild des Schreckens um. Einen Moment lang starrte er es ungläubig an, dann trieb er seinen Hengst langsam zurück zu dem pfeilgespickten Haufen, der einst seine Truppe gewesen war. Skeat rief einigen seiner Bogenschützen zu, sie sollten sich umdrehen und die feindlichen Armbrustschützen abwehren, doch die hatten gesehen, was mit ihren Soldaten geschehen war, und waren nicht in der Stimmung, sich den englischen Pfeilen zu stellen. Sie traten den Rückzug nach Süden an.

Dann herrschte eigentümliche Stille. Gestürzte Pferde zuckten, und einige schlugen mit den Hufen auf die Straße. Ein Mann stöhnte, ein anderer rief Jesus an, andere wimmerten nur leise. Thomas, noch einen Pfeil im Anschlag, hörte Lerchen, den Ruf eines Regenpfeifers und das Rascheln des Windes in den Blättern. Ein Regentropfen fiel klatschend in den Staub der Straße, doch es war nur ein einzelner Ausbrecher aus einem Schauer, der nach Westen zog. De Pont Blanc brachte sein Pferd neben seinen toten und sterbenden Männern zum Stehen, als wolle er die Bogenschützen auffordern, seinen Leichnam dem blutbefleckten, von Gänsefedern durchsetzten Haufen hinzuzufügen.

«Siehst du, was ich meine, Tom?», sagte Skeat. «Warte nur lang genug, dann tun diese Hornochsen stets, was du willst. Los, Jungs, blast den Kerlen das Licht aus!» Seine Männer legten die Bogen beiseite, zogen ihre Messer und liefen zu dem zuckenden Haufen, doch Skeat hielt Thomas zurück. «Geh zu diesem dussligen Bastard von der weißen Brücke und sag ihm, er soll sich aus dem Staub machen.»

Thomas ging auf den Franzosen zu, der offenbar dachte, sie erwarteten seine Kapitulation, denn er nahm den Helm ab und streckte Thomas den Griff seines Schwertes entgegen. «Meine Familie kann kein hohes Lösegeld bezahlen», sagte er entschuldigend.

«Ihr seid kein Gefangener», erwiderte Thomas.

Diese Worte schienen de Pont Blanc zu verwirren. «Ihr lasst mich gehen?»

«Wir wollen Euch nicht. Vielleicht solltet Ihr nach Spanien gehen», schlug er vor. «Oder ins Heilige Land. Da gibt es nicht allzu viele *hellequins*.»

De Pont Blanc schob sein Schwert in die Scheide. «Ich muss gegen die Feinde meines Königs kämpfen, also kämpfe ich hier. Aber ich danke Euch.» Er ergriff seine Zügel, und genau in diesem Augenblick kam Sir Simon Jekyll zwischen den Bäumen hervorgeritten, das gezogene Schwert auf de Pont Blanc gerichtet.

«Er ist mein Gefangener!», rief er Thomas zu. «Mein Gefangener!»

«Er ist niemandes Gefangener», entgegnete Thomas. «Wir lassen ihn gehen.»

«So, ihr lasst ihn gehen?», sagte Sir Simon spöttisch. «Weißt du, wer hier befiehlt?»

«Was ich weiß, ist, dass dieser Mann kein Gefangener ist.» Thomas versetzte der schabrackenbedeckten Flanke von de Pont Blancs Pferd einen Klaps, um es in Bewegung zu setzen. «Spanien oder das Heilige Land!», rief er dem französischen Ritter hinterher.

Sir Simon wendete sein Pferd, um de Pont Blanc zu folgen, sah jedoch, dass Will Skeat bereitstand, um jeglichen Versuch in dieser Richtung zu verhindern, und wandte sich wieder Thomas zu. «Du hattest kein Recht, ihn freizulassen! Kein Recht!»

«Er hat Euch freigelassen», sagte Thomas.

«Weil er ein Dummkopf ist. Aber wenn er dumm ist, muss ich es ja nicht auch sein!» Sir Simon bebte vor Zorn. Auch wenn de Pont Blanc erklärt hatte, er sei arm und kaum in

der Lage, ein Lösegeld aufzubringen, war doch allein sein Pferd mindestens fünfzig Pfund wert, und dieses Geld hatten Skeat und Thomas einfach davontraben lassen. Sir Simon sah ihm nach, dann senkte er seine Schwertspitze, sodass sie direkt vor Thomas' Kehle schwebte. «Von dem Augenblick an, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe, warst du unverschämt. Ich bin der höchstgeborene Mann auf diesem Feld, und *ich* entscheide über das Schicksal von Gefangenen. Ist das klar?»

«Er hat sich mir ergeben, nicht Euch», wandte Thomas ein. «Deshalb tut es nichts zur Sache, in welchem Bett Ihr geboren seid.»

«Du bist ein arroganter Schnösel!», fauchte Sir Simon. «Skeat! Ich verlange eine Entschädigung für diesen Gefangenen. Habt Ihr mich verstanden?»

Skeat ignorierte Sir Simon, doch Thomas war nicht klug genug, dasselbe zu tun.

«Allmächtiger», sagte er angewidert, «der Mann hat Euch verschont, und Ihr seid nicht bereit, diese Geste zu erwidern? Ihr seid kein Ritter, sondern bloß ein aufgeblasener Rüpel. Lasst Euch doch den Arsch verbrühen.»

Das Schwert wanderte in die Höhe, und Thomas' Bogen ebenfalls. Sir Simon starrte auf die glänzende Pfeilspitze, deren Kanten vom Schärfen wie gefiedert aussahen, und sein Verstand reichte gerade noch, um nicht zuzustoßen. Stattdessen rammte er das Schwert scheppernd zurück in die Scheide, riss sein Streitross herum und galoppierte davon.

Daraufhin mussten Skeats Männer sich um die Toten der Feinde kümmern. Es waren achtzehn, weitere dreiundzwanzig waren schwer verletzt. Außerdem gab es sechzehn verwundete Pferde und vierundzwanzig tote Streitrösser, und das war, wie Will Skeat bemerkte, eine verdammte Verschwendung von gutem Pferdefleisch.

Und Geoffroy de Pont Blanc hatte seine Lektion gelernt.

Als sie nach La Roche-Derrien zurückkamen, gab es einigen Wirbel. Sir Simon Jekyll beklagte sich bei Richard Totesham, dass Will Skeat sich geweigert hatte, ihn im Kampf zu unterstützen, und behauptete obendrein, dank seines Einsatzes seien einundvierzig feindliche Soldaten getötet oder verwundet worden. Er brüstete sich, er habe das Gefecht gewonnen, und fing dann wieder von Skeats Befehlsverweigerung an, doch Richard Totesham war nicht in der Stimmung, sich Sir Simons Genörgel anzuhören. «Habt Ihr den Kampf gewonnen oder nicht?»

«Selbstverständlich haben wir gewonnen!» Sir Simon blinzelte empört. «Sie sind tot, oder etwa nicht?»

«Wozu brauchtet Ihr dann Wills Soldaten?», fragte Totesham.

Sir Simon suchte nach einer Antwort, fand jedoch keine. «Er war unverschämt», maulte er.

«Das müsst Ihr selbst mit ihm klären, dafür bin ich nicht zuständig», sagte Totesham, und damit war die Diskussion für ihn beendet, doch er behielt die Sache im Kopf und sprach am Abend mit Skeat darüber.

«Einundvierzig tot oder verletzt?», überlegte er laut. «Das dürfte rund ein Drittel von Lannions Besatzung sein.»

«Aye, so ungefähr.»

Toteshams Quartier lag in der Nähe des Flusses, und von seinem Fenster konnte er das Wasser unter der Brücke hindurchfließen sehen. Fledermäuse schwirrten um den Befestigungsturm, der das entfernte Ende der Brücke bewachte, und die Häuser auf der anderen Uferseite

zeichneten sich im Licht des klar umrissenen Mondes ab.
«Sie sind jetzt unterbesetzt, Will», sagte Totesham.

«Auf jeden Fall sind sie nicht glücklich.»

«Und die Stadt steckt bestimmt voller Wertsachen.»

«Sieht ganz so aus», stimmte Will ihm zu. Viele Leute hatten ihren Besitz aus Angst vor den *hellequins* in die umliegenden Festungen geschafft, und Lannion musste voll davon sein. Vor allem aber würde Totesham dort Vorräte finden. Seine Truppen bekamen einiges von den Bauernhöfen nördlich von La Roche-Derrien, und zusätzlich wurden Nahrungsmittel aus England über den Kanal gebracht, aber die Zerstörung der Landstriche durch die *hellequins* hatte den Hunger in gefährliche Nähe gerückt.

«Fünfzig Mann als Schutzreserve?» Totesham dachte immer noch laut, aber einem alten Soldaten wie Skeat brauchte er seine Gedanken nicht zu erklären.

«Wir brauchen neue Leitern», sagte Skeat.

«Was ist mit den alten?»

«Feuerholz. War ’n kalter Winter.»

«Nachtangriff?», schlug Totesham vor.

«In fünf oder sechs Tagen ist Vollmond.»

«Dann heute in fünf Tagen», beschloss Totesham. «Und ich brauche deine Männer, Will.»

«Wenn sie bis dahin wieder nüchtern sind.»

«Nach dem Einsatz heute haben sie sich das Saufen verdient», sagte Totesham voller Wärme, dann schmunzelte er Skeat zu. «Sir Simon hat sich über dich beschwert. Meinte, du wärst unverschämt gewesen.»

«Das war nicht ich, sondern mein Junge Tom. Hat zu dem Bastard gesagt, er soll sich den Arsch verbrühen lassen.»

«Ich fürchte, Sir Simon hat guten Rat noch nie beherzigt», sagte Totesham mit leisem Spott.

Das Gleiche galt für Skeats Männer. Er hatte ihnen in der Stadt Freigang gewährt, sie jedoch gewarnt, sie würden sich am nächsten Morgen scheußlich fühlen, wenn sie zu viel tranken, aber sie schlugen seinen Rat in den Wind und feierten in den Wirtshäusern von La Roche-Derrien. Thomas war mit einem Trupp seiner Freunde und deren Frauen in ein Gasthaus gegangen, wo sie sangen, tanzten und versuchten, sich mit einer Bande von Herzog Jeans weißen Ratten anzulegen, doch die waren zu vernünftig, um sich provozieren zu lassen, und verschwanden still in die Nacht. Kurz darauf kamen zwei Soldaten herein, beide mit dem Abzeichen des Earl of Northampton auf dem Wams. Ihre Ankunft löste lautstarken Beifall aus, doch sie ließen es nur geduldig über sich ergehen und fragten, ob Thomas anwesend sei.

«Das ist der hässliche Kerl dahinten», sagte Jake und zeigte auf Thomas, der zu den Klängen von Flöte und Trommel tanzte. Die beiden Soldaten warteten, bis er seinen Tanz beendet hatte, und teilten ihm dann mit, Will Skeat sei beim Befehlshaber der Truppen und wolle ihn sprechen.

Thomas leerte sein Bier. «Seht ihr», sagte er zu den anderen Bogenschützen, «sie können keine Entscheidung mehr ohne mich fällen. Ich bin einfach unentbehrlich.» Die Schützen spotteten darüber, verabschiedeten ihn aber mit

gutmütigen Zurufen, als er mit den beiden Soldaten das Gasthaus verließ.

Einer von den beiden stammte aus Dorset und hatte sogar schon von Hookton gehört. «Sind da nicht die Franzosen gelandet?», fragte er.

«Die Dreckskerle haben es in Schutt und Asche gelegt. Ich glaube kaum, dass noch irgendwas davon übrig ist», erwiderte Thomas. «Was will Skeat denn von mir?»

«Das weiß nur Gott, und Er verrät’s nicht», sagte einer der beiden Männer. Er hatte Thomas in die Richtung von Richard Toteshams Quartier geführt, deutete jetzt jedoch in eine dunkle Gasse. «Sie sind in einem Wirtshaus dort unten am Ende. Das mit dem Anker über der Tür.»

«Schön für sie», sagte Thomas. Wäre er nicht schon halb betrunken gewesen, wäre ihm vielleicht aufgefallen, dass Totesham und Skeat ihn gewiss nicht in ein Wirtshaus bestellt hätten, und schon gar nicht in das kleinste der ganzen Stadt, das am Flussende der dunkelsten Gasse lag, doch Thomas ahnte nichts Böses, bis er die Gasse halb durchschritten hatte und zwei Männer aus einem Toreingang traten. Er bemerkte sie erst, als ihn ein Schlag auf den Hinterkopf traf. Er fiel nach vorn auf die Knie, und der zweite Mann trat ihn ins Gesicht. Dann hagelte es Tritte und Schläge, bis er keinerlei Widerstand mehr leistete und sie ihn an den Armen durch das Tor in den Hof einer kleinen Schmiede schleifen konnten. Thomas’ Mund war voll Blut, seine Nase war erneut gebrochen, eine Rippe war eingedrückt, und in seinem Bauch rumorte das Bier.

In der Schmiede brannte ein Feuer. Durch halbgeschlossene Augen konnte Thomas einen Amboss erkennen. Dann umringten ihn weitere Männer und schlugen auf ihn ein. Er rollte sich zu einer Kugel zusammen und versuchte vergeblich, sich zu schützen.

«Genug», sagte eine Stimme, und als Thomas die Augen öffnete, erblickte er Sir Simon Jekyll. Die beiden Männer, die ihn aus dem Gasthaus geholt und so freundlich gewirkt hatten, kamen zum Tor herein und zogen die geliehenen Wämser mit dem Abzeichen des Earl of Northampton aus. «Gut gemacht», sagte Sir Simon zu ihnen, dann sah er zu Thomas hinunter. «Einfache Bogenschützen sagen Rittern nicht, sie sollen sich den Arsch verbrühen lassen.»

Neben Thomas stand ein hochgewachsener Mann, ein massiger Kerl mit strähnigem gelblichem Haar und schwarz verfärbten Zähnen, der aussah, als warte er nur darauf, Thomas einen Tritt zu versetzen, falls dieser eine freche Entgegnung wagte, und so hielt Thomas sich zurück. Stattdessen sandte er ein stilles Gebet zum heiligen Sebastian, dem Schutzpatron der Bogenschützen. Diese Notlage war zu ernst, um sie einem Hund zu überlassen.

«Zieh ihm die Hosen runter, Colley», befahl Sir Simon und wandte sich wieder dem Feuer zu. Thomas sah, dass ein gewaltiger dreibeiniger Topf in der rot glühenden Kohle stand. Er fluchte leise, da er begriff, dass nun er derjenige war, dessen Hintern gegart werden sollte. Sir Simon spähte in den Topf. «Wir werden dir eine Lektion in Höflichkeit erteilen», sagte er zu Thomas, der wimmerte, als der gelbhaarige Kerl seinen Gürtel durchschnitt und ihm die

Hosen herunterzog. Die anderen Männer durchsuchten seine Taschen, nahmen ihm alle Münzen, die sie fanden, und ein gutes Messer, dann drehten sie ihn auf den Bauch, sodass sein nackter Hintern bereit war für das kochende Wasser.

Sir Simon sah die ersten Dampfschwaden vom Topf aufsteigen. «Weicht ihn ein», befahl er seinen Männern.

Drei von Sir Simons Soldaten hielten Thomas am Boden fest, und da er zu verletzt und zu schwach war, um sich zu wehren, tat er das Einzige, was er konnte. Er holte tief Luft und brüllte, so laut er konnte. «Mörder! Mörder!» Da er sich in einer kleinen Stadt befand, die voller Menschen war, nahm er an, dass irgendjemand ihn hören musste, und so schrie er, was die Lungen hergaben. Ein Mann trat ihm gegen die Rippen, doch Thomas brüllte weiter.

«Verflucht noch mal, bringt ihn zum Schweigen!», bellte Sir Simon, woraufhin Colley, der Gelbhaarige, sich neben Thomas kniete und versuchte, ihm den Mund mit Stroh zu stopfen, doch es gelang Thomas, es wieder auszuspucken.

«Mörder!», schrie er. «Mörder!»

Colley fluchte, nahm eine Handvoll schmierigen Lehm und klatschte ihn Thomas in den Mund. Sein Gebrüll verstummte. «Bastard», sagte Colley und schlug Thomas gegen den Hinterkopf. «Bastard!»

Thomas würgte, doch er bekam den Lehm nicht aus dem Mund.

Sir Simon stellte sich vor ihn. «Du wirst jetzt Manieren lernen», sagte er und sah zu, wie der dampfende Topf nach draußen gebracht wurde.

Dann ging das Tor auf, und jemand trat in den Hof. «Was in Gottes Namen ist hier los?», fragte der Mann, und Thomas hätte ein *Te Deum* für den heiligen Sebastian singen können, wenn er nicht den Mund voller Lehm gehabt hätte, denn sein Retter war Vater Hobbe, der offenbar das Gebrüll gehört hatte und die Gasse hinuntergelaufen war, um der Sache auf den Grund zu gehen. «Was tut Ihr da?», fragte der Priester Sir Simon argwöhnisch.

«Das geht Euch nichts an, Vater», erwiderte Sir Simon.

«Thomas, bist du das?» Er wandte sich wieder zu dem Ritter. «Bei Gott, und ob mich das was angeht!» Vater Hobbe war ein friedfertiger Mann, aber was zu viel war, war zu viel. «Teufel noch mal, was glaubt Ihr eigentlich, wer Ihr seid?»

«Nehmt Euch in Acht, Priester», bellte Sir Simon.

«*Ich* soll mich in Acht nehmen? Ich werde Eure Seele in die Hölle schicken, wenn Ihr nicht verschwindet.» Der kleine Priester schnappte sich den schweren Schürhaken des Schmiedes und fuchtelte damit herum, als wäre es ein Schwert. «Ich werde alle eure Seelen in die Hölle schicken! Raus! Allesamt! Und zwar sofort! Verschwindet! Im Namen Gottes, raus mit euch!»

Sir Simon gab nach. Es war eine Sache, einen Bogenschützen zu foltern, aber eine ganz andere, sich mit einem Priester anzulegen, dessen Stimme laut genug war, um die halbe Stadt herbeizulocken. Er beschimpfte Vater Hobbe als elenden Schnüffler, aber er zog sich zurück.

Vater Hobbe kniete sich neben Thomas und fingerte einen Teil des Lehms aus seinem Mund, zusammen mit Fäden halb geronnenen Bluts und einem Zahn. «Du armer Kerl», sagte er und half Thomas aufzustehen. «Ich bringe dich nach Hause, Tom, und dann machen wir dich erst mal sauber.»

Erst einmal musste Thomas sich übergeben, aber dann zog er seine Hosen hoch, hielt sie fest und wankte, auf den Priester gestützt, zurück zu Jeanettes Haus. Ein Dutzend Bogenschützen begrüßten ihn und wollten wissen, was passiert war, doch Vater Hobbe schob sie zur Seite. «Wo ist die Küche?»

«Da dürfen wir nicht rein», nuschelte Thomas mit seinem blutigen, angeschwollenen Mund.

«Wo ist sie?», fragte Vater Hobbe unbeirrt. Einer der Bogenschützen wies mit dem Kopf auf die Tür, und der Priester stieß sie einfach auf und trug Thomas mehr oder weniger hinein. Er setzte ihn auf einen Stuhl und zog die Talglichter an den Rand des Tisches, damit er Thomas' Gesicht sehen konnte. «Gütiger Himmel, was haben sie nur mit dir angestellt?» Er tätschelte Thomas die Hand und machte sich auf die Suche nach Wasser.

Jeanette kam wutentbrannt in die Küche gestürzt. «Ihr habt hier nichts zu suchen! Raus mit euch!» Dann sah sie Thomas' Gesicht und verstummte. Hätte ihr vorher jemand erzählt, dass sie einen übel zugerichteten Bogenschützen vor sich sehen würde, hätte sie gejubelt, aber zu ihrer Überraschung verspürte sie eine Welle des Mitgefühls. «Was ist passiert?»

«Das war Sir Simon Jekyll», brachte Thomas mühsam heraus.

«Sir Simon?»

«Er ist ein übler Mann», sagte Vater Hobbe, der mit einer großen Schüssel Wasser aus der Spülküche kam. «Durch und durch böse.» Zu Jeanette gewandt, fragte er: «Habt Ihr ein paar Tücher?»

«Sie spricht kein Englisch», sagte Thomas. Blut rann ihm über das Gesicht.

«Sir Simon hat dich überfallen?», fragte Jeanette. «Warum?»

«Weil ich zu ihm gesagt habe, er soll sich den Arsch verbrühen lassen», erwiderte Thomas, was ihm ein Lächeln eintrug.

«Gut so.» Jeanette lud Thomas zwar nicht ein, in der Küche zu bleiben, aber sie warf ihn auch nicht hinaus. Stattdessen stand sie da und sah zu, wie der Priester ihm das Gesicht wusch und ihm dann das Hemd auszog, um die angebrochene Rippe zu verbinden.

«Sag ihr, sie könnte mir helfen.»

«Sie ist zu stolz, um zu helfen», erwiderte Thomas.

«Es ist eine sündige, traurige Welt», verkündete Vater Hobbe, dann kniete er sich vor ihn. «Halt still, denn das, was ich jetzt mache, wird teuflisch wehtun.» Er umfasste die gebrochene Nase, man hörte das Geräusch von knirschendem Knorpel, und Thomas brüllte auf vor Schmerz. Vater Hobbe legte ihm ein kaltes, nasses Tuch auf die Nase. «Halt es dort fest, dann lässt der Schmerz nach. Na ja, nicht viel, aber du wirst dich dran gewöhnen.» Er

setzte sich auf ein leeres Salzfass und schüttelte den Kopf. «Süßer Jesus, Tom, was sollen wir nur mit dir machen?»

«Ihr habt doch schon alles getan», erwiderte Thomas. «Und ich bin Euch dankbar dafür. Noch ein oder zwei Tage, dann springe ich wieder herum wie ein junges Lamm.»

«Das tust du schon viel zu lange, Tom», sagte Vater Hobbe ernst. Jeanette, die kein Wort verstand, beobachtete die beiden Männer nur. «Gott hat dir einen klugen Kopf gegeben», fuhr der Priester fort, «aber du verschwendest deinen Verstand, du verschwendest ihn.»

«Wollt Ihr, dass ich Priester werde?»

Vater Hobbe lächelte. «Ich bezweifle, dass du der Kirche viel Ruhm einbringen würdest. Wahrscheinlich würdest du es sogar bis zum Erzbischof schaffen, denn du bist gescheit und durchtrieben genug, aber ich glaube, als Soldat bist du glücklicher. Aber du hast Schulden bei Gott, Tom. Denk an das Versprechen, das du deinem Vater gegeben hast! Du hast es in einer Kirche gegeben, und es wäre gut für deine Seele, wenn du es einhalten würdest.»

Thomas lachte, bereute es jedoch sofort, weil ein stechender Schmerz durch seine Rippen schoss. Er fluchte, entschuldigte sich bei Jeanette, dann wandte er sich wieder an den Priester. «Und wie in Gottes Namen soll ich mein Versprechen halten, Vater? Ich weiß ja nicht mal, wer der Bastard war, der die Lanze gestohlen hat.»

«Welcher Bastard?», fragte Jeanette, denn dieses Wort hatte sie verstanden. «Sir Simon?»

«Er ist ein Bastard», sagte Thomas, «aber er ist nicht der Einzige.» Er berichtete ihr von der Lanze, von dem Tag, als

sein Dorf niedergemetzelt worden war, von seinem sterbenden Vater und von dem Mann, dessen Banner drei gelbe Falken auf blauem Grund zeigte. Er erzählte die Geschichte langsam, mit blutigen Lippen, und als er fertig war, zuckte Jeanette mit den Schultern.

«Du willst diesen Mann also töten?»

«Ja, eines Tages.»

«Er hat es verdient», sagte Jeanette.

Erstaunt musterte Thomas sie mit halb geschlossenen Augen. «Ihr kennt ihn?»

«Sein Name ist Guillaume d'Evecque.»

«Was sagt sie?», fragte Vater Hobbe.

«Ich kenne ihn», sagte Jeanette grimmig. «In Caen, wo er herkommt, nennt man ihn bisweilen den Ritter zu Wasser und zu Lande.»

«Weil er auf beidem kämpft?», vermutete Thomas.

«Er ist ein Edelmann», sagte Jeanette, «aber auch ein Pirat. Mein Vater besaß sechzehn Schiffe, und d'Evecque hat ihm drei davon gestohlen.»

«Er hat gegen Euch gekämpft?», fragte Thomas erstaunt.

«Er meint, jedes Schiff, das nicht französisch ist, gehört dem Feind. Wir sind Bretonen.»

Thomas sah zu dem Priester hinüber. «Da haben wir's, Vater», sagte er leichthin. «Um mein Versprechen zu halten, brauche ich bloß gegen den Ritter zu Wasser und zu Lande zu kämpfen.»

Vater Hobbe hatte den französischen Wortwechsel nicht verstanden, aber er schüttelte nur traurig den Kopf. «Wie du dein Versprechen hältst, ist deine Sache, Thomas. Aber

Gott weiß, dass du es gegeben hast, und ich weiß, dass du nichts dafür tust.» Er spielte mit dem Holzkreuz, das er an einer Lederschnur um den Hals trug. «Und was soll ich wegen Sir Simon machen?»

«Nichts.»

«Aber ich muss es doch wenigstens Totesham sagen!», beharrte der Priester.

«Nein, Vater.» Thomas war ebenso hartnäckig. «Versprecht es mir.»

Vater Hobbe sah Thomas argwöhnisch an. «Du hast doch wohl nicht vor, selbst Rache zu nehmen, oder?»

Thomas bekreuzigte sich und stöhnte wegen des Schmerzes in seinem Brustkorb. «Sagt uns Mutter Kirche nicht, wir sollen die andere Wange hinhalten?»

«In der Tat», erwiderte Vater Hobbe zweifelnd. «Aber das trifft nicht auf das zu, was Sir Simon heute Abend getan hat.»

«Wir werden seinem Zorn mit Milde begegnen», sagte Thomas, und Vater Hobbe nickte, beeindruckt über diesen Beweis wahren Christentums.

Jeanette war ihrem Gespräch gefolgt, so gut sie konnte, und hatte zumindest den groben Sinn ihrer Worte verstanden. «Besprecht ihr, was mit Sir Simon geschehen soll?», fragte sie Thomas.

«Ich werde den Schweinehund umbringen», sagte Thomas auf Französisch.

Sie zog eine spöttische Miene. «Was für eine hervorragende Idee! Sie werden dich als Mörder hängen,

und dann haben wir, Gott sei gepriesen, zwei tote Engländer.»

«Was sagt sie?», fragte Vater Hobbe.

«Sie stimmt mir zu, dass ich meinen Feinden vergeben soll.»

«Gute Frau, gute Frau.»

«Willst du ihn wirklich töten?», fragte Jeanette kalt.

Thomas erschauerte vor Schmerzen, aber er war nicht so schwer verletzt, dass er Jeanettes Nähe nicht zu schätzen wusste. Sie war eine harte Frau, fand er, aber trotzdem so lieblich wie der Frühling, und wie der Rest von Skeats Männern hatte er sich unmöglichen Träumen hingegeben, ihr näherzukommen. Ihre Frage gab ihm diese Gelegenheit. «Ich werde ihn töten», versicherte er ihr. «Und wenn ich ihn töte, Madame, werde ich Euch die Rüstung und das Schwert Eures Mannes zurückgeben.»

Jeanette runzelte die Stirn. «Kannst du das wirklich?»

«Wenn Ihr mir helft.»

Sie sah ihn überrascht an. «Wie?»

Thomas erklärte es ihr, und zu seinem Erstaunen wies sie den Plan nicht entsetzt von sich, sondern willigte widerstrebend ein. «Es könnte funktionieren», sagte sie nach einer Weile. «Es könnte tatsächlich funktionieren.»

Was bedeutete, dass Sir Simon seine Feinde zusammengebracht und Thomas eine Verbündete gefunden hatte.

Jeanette war von Feinden umgeben. Sie hatte ihren Sohn, aber alle anderen, die sie liebte, waren tot, und die, die

noch lebten, hasste sie. Da waren natürlich die Engländer, die ihre Stadt besetzt hielten, aber auch Belas, der Notar, und die Kapitäne, die sie hintergangen hatten, die Pächter, die die Anwesenheit der Engländer nutzten, um ihr die Pacht vorzuenthalten, und die Kaufleute der Stadt, die Geld von ihr forderten, das sie nicht besaß. Sie war eine Gräfin, doch ihr Stand zählte nicht. Nachts, wenn sie über ihr düsteres Schicksal brütete, träumte sie davon, einem mächtigen Ritter zu begegnen, einem Herzog vielleicht, der nach La Roche-Derrien kommen und ihre Feinde bestrafen würde, jeden einzelnen. Sie sah vor sich, wie sie vor Angst winselten und vergeblich um Gnade flehten. Doch wenn der Tag anbrach, gab es keinen Herzog, ihre Feinde wanden sich nicht im Staub, und Jeanette war nicht von ihren Sorgen befreit, bis Thomas ihr versprach, den einen Feind zu töten, den sie mehr hasste als alle anderen.

Zu diesem Zweck begab sich Jeanette früh am Morgen nach ihrem Gespräch mit Thomas zum Hauptquartier von Richard Totesham. Sie ging deshalb so früh, weil sie hoffte, dass Sir Simon Jekyll noch im Bett lag. Obwohl es wichtig war, dass er den Grund ihres Besuchs erfuhr, wollte sie ihm nicht begegnen. Sollte er von anderen erfahren, was sie vorhatte.

Das Hauptquartier lag wie ihr eigenes Haus am Ufer des Jaudy, und trotz der frühen Stunde hatten sich in dem zum Wasser hin geöffneten Hof bereits eine Schar Bittsteller eingefunden, die etwas von den Engländern wollten. Jeanette wurde aufgefordert, zusammen mit den anderen

zu warten. «Ich bin die Gräfin von Armorika», sagte sie zu dem Schreiber.

«Ihr müsst warten wie alle anderen», erwiderte der Schreiber in gebrochenem Französisch. Dann schnitzte er eine weitere Markierung in ein Kerbholz, mit dem er Pfeilbündel zählte, die ein Leichter vom Seehafen in Tréguier herübergebracht hatte. Ein zweiter Leichter trug Fässer mit Räucherheringen, und der Fischgestank ließ Jeanette erschauern. Englisches Essen! Sie nahmen die Heringe nicht mal aus, bevor sie sie räucherten, und obwohl die Fische mit Schimmel überzogen waren, wenn sie aus den Fässern kamen, aßen die Bogenschützen sie mit Genuss. Sie versuchte, dem stinkenden Fisch zu entkommen, indem sie zur anderen Seite des Hofes hinüberging, wo ein Dutzend Einheimische lange, auf Böcken liegende Holzbalken zurechtsägten. Einer der Tischler hatte früher gelegentlich für Jeanettes Vater gearbeitet, obwohl er meist zu betrunken war, um eine Arbeit länger als ein paar Tage zu behalten. Er war barfuß, zerlumpt, bucklig und hatte eine Hasenscharte, aber wenn er nüchtern war, arbeitete er ebenso gut wie jeder andere in der Stadt.

«Jacques! Was machst du da?», rief Jeanette auf Bretonisch.

Jacques schob seine Stirnlocke zurück und verbeugte sich kurz. «Ihr seht gut aus, Madame.» Nur wenige konnten verstehen, was er sagte, weil sein gespaltener Gaumen die Töne verzerrte. «Euer Vater hat immer gesagt, Ihr wärt sein Engel.»

«Ich habe gefragt, was du da machst.»

«Leitern, Madame, Leitern.» Jacques wischte sich mit dem Ärmel den Rotz von der Nase. Er hatte ein offenes Geschwür am Hals, dessen Gestank ebenso schlimm war wie der des Herings. «Sie haben sechs extralange Leitern bestellt.»

«Wozu?»

Jacques blickte nach rechts und links, um sich zu vergewissern, dass ihn niemand hören konnte. «Der da», er wies mit dem Kopf auf den Engländer, der offenbar die Arbeit beaufsichtigte, «der da sagt, sie wollen damit nach Lannion. Und die Dinger sind lang genug für die große Mauer, nicht wahr?»

«Lannion?»

«Trinkt ganz gern, der Kerl», sagte Jacques, um die Indiskretion des Engländers zu erklären.

«He, Schönling!», rief der Aufpasser herüber. «Ab an die Arbeit!» Jacques grinste Jeanette zu und ergriff sein Werkzeug.

«Mach die Sprossen locker!», sagte Jeanette auf Bretonisch zu ihm. Dann wandte sie sich um, weil jemand aus dem Haus ihren Namen gerufen hatte. Sir Simon Jekyll stand verschlafen und mit schweren Lidern im Türrahmen. Bei seinem Anblick sank ihr das Herz.

«Madame», sagte Sir Simon mit einer Verbeugung, «Ihr solltet nicht mit dem gemeinen Volk warten.»

«Sagt das dem Schreiber», erwiderte Jeanette kalt.

Der Schreiber, der die Pfeilbündel zählte, quiekte auf, als Sir Simon ihn beim Ohr packte. «Meint Ihr den hier?»,

fragte er.

«Er hat mir gesagt, ich soll hier draußen warten.»

Sir Simon schlug dem Mann ins Gesicht. «Das ist eine Dame, du Nichtsnutz! Also behandle sie auch wie eine Dame.» Er versetzte ihm einen Tritt und riss die Tür weit auf. «Tretet ein, Madame.»

Als Jeanette sich der Tür näherte, sah sie zu ihrer Erleichterung, dass drinnen vier weitere Schreiber an ihren Tischen saßen. «Die Armee hat fast ebenso viele Schreiber wie Bogenschützen», erklärte Sir Simon, als sie an ihm vorbeirauschte. «Schreiber, Hufschmiede, Maurer, Köche, Hirten, Schlachter – alles auf zwei Beinen, was sich vom König bezahlen lassen kann.» Er lächelte ihr zu und strich mit der Hand über seinen verschlissenen, mit Fell verzierten Wollrock. «Wenn ich geahnt hätte, dass Ihr uns mit Eurem Besuch beehrt, Madame, hätte ich mich angezogen.»

Zu Jeanettes Erleichterung war Sir Simon an diesem Morgen eher gutmütig gelaunt. Er war stets entweder rüpelhaft oder auf linkische Weise höflich, und sie konnte beides nicht leiden, aber zumindest war leichter mit ihm umzugehen, wenn er sie mit seinen guten Manieren zu beeindrucken versuchte. «Ich bin gekommen», sagte sie, «um Monsieur Totesham um einen Passierschein zu bitten.» Die Schreiber beobachteten sie verstohlen, während ihre Federkiele über das abgeschabte Pergament kratzten.

«Ich kann Euch einen Passierschein ausstellen», sagte Sir Simon galant. «Aber ich hoffe doch, Ihr verlasst La Roche-Derrien nicht dauerhaft?»

«Nein, ich möchte nur nach Louannec.»
«Und wo, verehrte Dame, liegt Louannec?»
«An der Küste», sagte Jeanette. «Nördlich von Lannion.»
«So, Lannion?» Er setzte sich auf die Kante eines Tisches und ließ das nackte Bein baumeln. «In der Gegend kann ich Euch nicht herumlaufen lassen. Nicht in dieser Woche. Vielleicht in der nächsten, aber nur wenn Ihr mich davon überzeugen könnt, dass Ihr einen guten Grund für Eure Reise habt.» Er strich seinen blonden Schnurrbart glatt. «Und ich lasse mich bisweilen sehr gern überzeugen.»
«Ich möchte am dortigen Schrein beten», erklärte Jeanette.
«Es würde mir nicht einfallen, Euch von Euren Gebeten abzuhalten», sagte Sir Simon. Ihm ging durch den Kopf, dass er sie in den Wohnraum hätte führen sollen, doch im Grunde stand ihm an diesem Morgen der Sinn nicht nach Liebesspielen. Er hatte sich über seinen gescheiterten Versuch, Thomas von Hookton das Hinterteil zu verbrühen, hinweggetröstet, indem er bis tief in die Nacht getrunken hatte, und nun gurgelte sein Bauch, seine Kehle war ausgetrocknet, und sein Kopf dröhnte wie eine Kesselpauke. «Welcher Heilige kommt denn in den Genuss, Eure Stimme zu hören?»
«Der Schrein ist dem heiligen Yves gewidmet, dem Schutzpatron der Kranken. Mein Sohn hat Fieber.»
«Der arme Junge», sagte Sir Simon in gespieltem Mitgefühl. Dann befahl er einem der Schreiber gebieterisch, der Dame einen Passierschein auszustellen. «Ihr werdet doch nicht allein reisen, Madame?», fragte er.

«Ich werde Diener mitnehmen.»
«Soldaten wären besser. Es gibt überall Banditen.»
«Ich fürchte mich nicht vor meinen Landsleuten, Sir Simon.»
«Solltet Ihr aber», erwiderte er scharf. «Wie viele Diener?»
«Zwei.»
Sir Simon befahl dem Schreiber, zwei Begleiter auf dem Passierschein einzutragen, dann wandte er sich wieder Jeanette zu. «Es wäre wirklich sicherer für Euch, Soldaten als Eskorte mitzunehmen.»
«Gott wird mich beschützen», sagte Jeanette.
Sir Simon sah zu, wie die Tinte auf dem Passierschein mit Sand getrocknet und ein Klecks heißes Wachs auf das Pergament getropft wurde. Er drückte sein Siegel in das Wachs und hielt Jeanette das Dokument hin. «Vielleicht sollte ich Euch begleiten?»
«Dann verzichte ich lieber auf die Reise», entgegnete Jeanette, ohne sich zu rühren.
«In dem Fall trete ich meine Pflichten an Gott ab.»
Jeanette nahm den Passierschein, zwang sich, ihm zu danken, und flüchtete. Sie rechnete halb damit, dass Sir Simon ihr folgen würde, doch er ließ sie unbehelligt gehen. Sie fühlte sich schmutzig, aber auch siegesgewiss, denn die Falle war jetzt ausgelegt. Mit einem fetten Köder.
Sie ging nicht direkt nach Hause, sondern zunächst zum Haus von Belas, dem Notar, der noch an seinem Frühstück aus Blutwurst und Brot saß. Der Duft der Blutwurst ließ Jeanette das Wasser im Mund zusammenlaufen, aber sie

lehnte seine Einladung, ihm Gesellschaft zu leisten, ab. Sie war eine Gräfin und er nur ein einfacher Notar, und sie würde sich nicht so weit erniedrigen, mit ihm zu essen.

Belas strich sein Gewand glatt, entschuldigte sich, dass es in dem Wohnraum kalt war, und fragte, ob sie sich endlich entschieden habe, das Haus zu verkaufen. «Das ist das einzig Vernünftige, Madame. Eure Schulden wachsen.»

«Ich werde Euch meine Entscheidung mitteilen», sagte sie, «aber ich bin wegen einer anderen Angelegenheit gekommen.»

Belas öffnete die Fensterläden. «Geschäftliche Angelegenheiten kosten Geld, Madame, und vergebt mir, aber Ihr habt keins mehr.»

«Die Angelegenheit betrifft Herzog Charles. Schreibt Ihr noch immer seinen Geschäftsleuten?»

«Gelegentlich», antwortete Belas vorsichtig.

«Wie erreicht Ihr sie?»

Die Frage machte Belas misstrauisch, doch nach kurzem Überlegen sah er keinen Grund, sie nicht zu beantworten. «Die Nachrichten gehen mit dem Schiff nach Paimpol und von dort über Land nach Guingamp.»

«Wie lange dauert das?»

«Etwa zwei oder drei Tage. Das hängt davon ab, ob die Engländer zwischen Paimpol und Guingamp patrouillieren.»

«Dann schreibt an den Herzog», sagte Jeanette, «und richtet ihm von mir aus, dass die Engländer Ende dieser Woche Lannion angreifen werden. Sie bauen Leitern, um die Stadtmauer einzunehmen.» Sie hatte beschlossen, die

Nachricht über Belas zu schicken, da ihre eigenen Kuriere zwei Fischer waren, die nur donnerstags nach La Roche-Derrien kamen, um ihre Ware zu verkaufen, und das war zu spät. Belas' Kuriere hingegen konnten Guingamp noch rechtzeitig erreichen, um die Pläne der Engländer zu durchkreuzen.

Belas tupfte Ei von seinem Bart. «Seid Ihr sicher, Madame?»

«Natürlich bin ich sicher!» Sie berichtete ihm von Jacques, den Leitern und dem gesprächigen englischen Aufseher und davon, wie Sir Simon sie gezwungen hatte, ihren Besuch des Schreins in Louannec um eine Woche zu verschieben, damit sie nicht in die Nähe von Lannion kam.

«Der Herzog wird Euch dankbar sein», sagte Belas und führte sie zur Tür.

Belas sandte die Nachricht noch am gleichen Tag, allerdings erwähnte er nicht, dass sie von der Gräfin kam, sondern gab sie als seine eigene aus. Er gab den Brief einem Kapitän mit, der am Nachmittag in See stach, und am nächsten Tag verließ ein reitender Bote Paimpol Richtung Süden. Da in dem zerstörten Landstrich zwischen dem Hafen und dem Hauptsitz von Herzog Charles keine *hellequins* mehr waren, kam die Botschaft sicher an. Wenig später überprüften in Guingamp die Hufschmiede die Eisen der Streitrösser, die Armbrustschützen schmierten ihre Waffen, Knappen schrubbten Kettenpanzer, bis sie glänzten, und tausend Schwerter wurden geschärft.

Der geplante Überfall der Engländer auf Lannion war verraten worden.

Jeanettes ungewöhnliches Bündnis mit Thomas hatte die Feindseligkeit in ihrem Haus gemildert. Skeats Männer benutzten jetzt anstelle des Hofes den Fluss als Latrine, und Jeanette erlaubte ihnen, die Küche zu betreten, was sich als praktisch herausstellte, denn sie brachten ihre Rationen mit, und so aß ihr Haushalt besser als in der ganzen Zeit seit dem Fall der Stadt. Allerdings brachte sie es noch immer nicht über sich, die geräucherten Heringe mit ihrer leuchtend roten, von Schimmel überzogenen Haut zu essen. Das Beste jedoch war die Abreibung, die sich zwei aufdringliche Kaufleute einhandelten, als sie kamen, um ihre Schulden bei Jeanette einzutreiben. Ein Trupp Bogenschützen nahm sie so in die Mangel, dass die beiden Männer ohne Hut, humpelnd und blutig davonschlichen, und natürlich mit leeren Taschen.

«Ich werde sie bezahlen, sobald ich kann», sagte Jeanette zu Thomas.

«Sir Simon hat bestimmt Geld bei sich.»

«Meinst du?»

«Nur ein Dummkopf lässt sein Geld dort, wo Bedienstete es finden können.»

Vier Tage nach dem Überfall war sein Gesicht noch immer angeschwollen und die Lippen schwarz von getrocknetem Blut. Seine Rippe schmerzte, und sein ganzer Körper war mit Blutergüssen übersät, aber er hatte Skeat hartnäckig versichert, er fühle sich gut genug, um nach Lannion zu reiten. Sie würden an diesem Nachmittag losziehen. Gegen Mittag fand Jeanette ihn in der Kirche.

«Warum betest du?», fragte sie ihn.

«Das tue ich immer vor einem Kampf.»

«Wird es denn heute einen Kampf geben? Ich dachte, ihr reitet erst morgen.»

«Ich mag gut gewahrte Geheimnisse», sagte Thomas schmunzelnd. «Wir gehen einen Tag eher. Alles ist bereit, also warum warten?»

«Wohin wollt ihr denn?», fragte Jeanette, obwohl sie es bereits wusste.

«Wohin sie uns führen.»

Jeanette zog eine Grimasse und betete im Stillen, dass Herzog Charles ihre Nachricht bekommen hatte. «Sei vorsichtig», sagte sie zu Thomas, nicht weil sie Angst um ihn hatte, sondern weil sie ihn für ihre Rache an Sir Simon brauchte. «Vielleicht wird Sir Simon ja getötet?»

«Gott wird ihn für mich bewahren», sagte Thomas.

«Und wenn er mir nicht nach Louannec folgt?»

«Er wird Euch folgen wie ein Hund, und es kann gefährlich für Euch werden.»

«Ich bekomme die Rüstung zurück», sagte Jeanette, «und das ist das Einzige, was zählt. Betest du zu St. Renan?»

«Zu St. Sebastian», sagte Thomas. «Und zu St. Guinefort.»

«Ich habe den Priester nach St. Guinefort gefragt», sagte Jeanette vorwurfsvoll. «Und er hat gesagt, er hätte noch nie von ihm gehört.»

«Wahrscheinlich hat er auch noch nie von St. Wilgefortis gehört.»

«Wilgefortis?» Jeanette brachte den ungewohnten Namen kaum über die Lippen. «Wer ist der denn nun wieder?»

«Die», korrigierte Thomas. «Sie war eine sehr fromme Jungfrau, die in Flandern lebte und einen langen Bart hatte. Sie betete jeden Tag zu Gott, er möge sie so hässlich lassen, damit sie keusch bleiben konnte.»

Jeanette konnte sich das Lachen nicht verkneifen. «Das ist nicht wahr!»

«O doch, Madame», versicherte Thomas ihr. «Meinem Vater wurde mal ein Haar aus ihrem Bart angeboten, aber er weigerte sich, es zu kaufen.»

«Dann werde ich zu der bärtigen Heiligen beten, dass du den Angriff überlebst», sagte Jeanette. «Aber nur, damit du mir gegen Sir Simon hilfst. Davon abgesehen hoffe ich, ihr sterbt alle.»

Die Armee in Guingamp hegte den gleichen Wunsch, und damit er wahr wurde, stellte sie eine starke Truppe aus Armbrustschützen und Soldaten zusammen, um den Engländern auf dem Weg nach Lannion aufzulauern. Aber genau wie Jeanette glaubten sie, die Besatzer aus La Roche-Derrien würden am Freitag angreifen, und so brachen sie erst spät im Laufe des Donnerstags auf, als Toteshams Truppe bereits fünf Meilen vor Lannion war. Die dezimierte Armee wusste nicht, dass die Engländer im Anmarsch waren, da die Hauptmänner von Herzog Charles, die seine Truppen in Guingamp befehligten, während er in Paris war, beschlossen hatten, die Stadt nicht zu warnen. Wenn zu viele Leute wussten, dass der Plan der Engländer verraten worden war, würden die Engländer womöglich selbst davon erfahren, das Ganze abblasen und so den

Männern des Herzogs die seltene Gelegenheit eines glanzvollen Sieges nehmen.

Die Engländer rechneten ebenfalls mit einem glanzvollen Sieg. Es war trocken, und kurz vor Mitternacht glitt der Vollmond hinter einer silbern umrandeten Wolke hervor, sodass Lannions Mauern klar und deutlich zu erkennen waren. Die Plünderer versteckten sich im Wald und beobachteten die wenigen Wachen auf der Brustwehr. Nach eine Weile wurden die Wachen müde und gingen zu den Bastionen, wo Feuer brannten, und so sahen sie weder die sechs Leitertrupps, die über die nächtlichen Felder schlichen, noch die hundert Bogenschützen, die ihnen folgten. Und sie schliefen tief und fest, als die Bogenschützen die Leitern erklommen und Toteshams Haupteinheit aus dem Wald hervorkam, bereit, durch das Osttor zu stürmen, das die Bogenschützen ihr öffnen würden.

Die Wachen starben. Die ersten Hunde in der Stadt merkten auf, dann begann eine Kirchenglocke zu läuten, und Lannions Garnison wurde wach, doch es war zu spät, denn das Tor war offen, und die Plünderungsrufe von Toteshams Soldaten hallten durch die dunklen Gassen, während immer mehr Bewaffnete und Bogenschützen durch das schmale Tor hereinströmten.

Skeats Männer bildeten die Nachhut und warteten außerhalb der Stadt, während die Plünderung begann. Die Kirchenglocken läuteten panisch, als Lannions Albtraum begann, doch nach und nach verstummte der Lärm.

Will Skeat blickte auf die mondbeschienenen Felder südlich der Stadt. «Wie ich höre, war es Sir Simon Jekyll, der dich so verschönt hat», sagte er zu Thomas.

«Stimmt.»

«Weil du zu ihm gesagt hast, er soll sich den Arsch verbrühen lassen?» Skeat grinste. «Du kannst es ihm nicht verübeln, dass er dir eine Abreibung verpasst hat. Aber er hätte vorher mit mir reden sollen.»

«Was hättest du getan?»

«Natürlich dafür gesorgt, dass er dich nicht zu sehr in die Mangel nimmt.» Skeat ließ seinen scharfen Blick über die Landschaft schweifen. Thomas hatte sich die gleiche Wachsamkeit angeeignet, doch rund um die Stadt rührte sich nichts. Vom flachen Boden stieg Dunst auf. «Was hast du jetzt vor?», fragte Skeat.

«Mit dir reden.»

«Ich bin nicht für deine gottverdammten Rangeleien zuständig, Junge», knurrte Skeat. «Was hast du vor?»

«Dich fragen, ob du mir am Samstag Jake und Sam leihst. Und ich brauche drei Armbrustschützen.»

«Armbrustschützen, soso», sagte Skeat ungerührt. Er sah, dass die letzten von Toteshams Soldaten in die Stadt eingedrungen waren, schob zwei Finger zwischen die Lippen und stieß einen gellenden Pfiff aus, als Zeichen, dass seine Männer jetzt folgen konnten. «Auf die Mauern!», brüllte er, als die *hellequins* auf die Stadt zuritten. «Auf die Mauern!» Das war die Aufgabe der Nachhut: die Verteidigungsposten der gefallenen Stadt zu besetzen. «Die Hälfte der verfluchten Bastarde wird sich trotzdem

besaufen», knurrte Skeat. «Deshalb bleibst du bei mir, Tom.»

Die meisten von Skeats Männern taten ihre Pflicht und erklommen die Steinstufen zur Brustwehr der Stadtmauer, aber einige schlichen sich davon, um sich auf die Suche nach Beute und Bier zu machen, und so durchkämmten Skeat, Thomas und ein halbes Dutzend Bogenschützen die Stadt, um die Drückeberger zu finden und sie zur Mauer zurückzuscheuchen. Ein Trupp von Toteshams Soldaten tat in etwa dasselbe – sie schleiften Männer aus den Wirtshäusern und trieben sie dazu, die vielen Wagen zu beladen, die aus Angst vor den *hellequins* in die Stadt geschafft worden waren. Totesham wollte vor allem Nahrung für seine Garnison, und die zuverlässigeren von seinen Männern taten ihr Bestes, um die Soldaten vom Trinken, Huren und allem anderen wegzuholen, was die Plünderung bremste.

Die Soldaten der Stadt, die vollkommen unvorbereitet aus dem Schlaf gerissen worden waren, hatten ihr Bestes getan, um sich zu verteidigen, aber sie hatten viel zu spät reagiert, und nun lagen ihre Leichen in den mondbeschienenen Straßen. Doch im westlichen Teil der Stadt, in der Nähe der Anleger, die auf den Fluss Léguer hinausgingen, war der Kampf noch nicht beendet, und Skeat folgte dem Lärm.

Die meisten Männer beachteten ihn nicht, weil sie zu sehr damit beschäftigt waren, Türen einzutreten und Lagerhäuser auszuräumen, aber Skeat war der Ansicht,

dass niemand in der Stadt in Sicherheit war, solange sie nicht alle Verteidiger ausgeschaltet hatten.

Thomas folgte ihm, und sie stießen auf eine Gruppe von Toteshams Soldaten, die gerade aus einer schmalen Straße zurückwichen. «Dahinten ist ein Wahnsinniger», sagte einer von ihnen zu Skeat, «und er hat ein Dutzend Armbrustschützen bei sich.»

Der Wahnsinnige und seine Armbrustschützen hatten bereits eine ganze Anzahl von Engländern getötet, denn an der Stelle, wo die Straße eine scharfe Biegung zum Fluss machte, lag ein Haufen Leichen mit dem roten Kreuz des heiligen Georg.

«Räuchern wir sie aus», schlug einer der Soldaten vor.

«Erst wenn wir die Häuser durchsucht haben», sagte Skeat und schickte zwei seiner Männer los, um eine der Leitern zu holen, mit denen sie die Mauer erstürmt hatten. Sobald die Leiter da war, lehnte er sie gegen das nächste Haus und sah Thomas auffordernd an. Der grinste, erklomm die Sprossen und kletterte auf das steile Dach. Seine angebrochene Rippe schmerzte, aber er schaffte es bis nach oben, nahm dort seinen Bogen von der Schulter und legte einen Pfeil ein. Dann balancierte er über den First, und das Mondlicht ließ seinen langen Schatten über das Stroh gleiten. Das Dach endete genau oberhalb der Stelle, wo der Feind wartete, also hielt er kurz vor dem Rand inne, spannte den Bogen auf volle Stärke und trat dann zwei Schritte vor.

Der Feind sah ihn, und ein Dutzend Armbrüste zuckte hoch, doch gleichzeitig hob sich auch das helmlose Gesicht

eines blonden Mannes, der ein langes Schwert in der Hand trug. Thomas erkannte ihn. Es war Geoffroy de Pont Blanc, und Thomas zögerte, denn er bewunderte den Mann. Doch dann zischte der erste Bolzen so nah an seinem Kopf vorbei, dass er den Flugwind auf der Wange spüren konnte, und er ließ die Sehne los. Er wusste, dass der Pfeil genau in den offenen Mund von de Pont Blanc fliegen würde, sah jedoch nicht, wie er traf, weil er zurückgewichen war, als die anderen Armbrüste knallten und ihre Bolzen gen Himmel schickten.

«Er ist tot!», rief Thomas.

Unter lautem Fußgetrappel stürmten die Soldaten los, bevor die Armbrustschützen ihre behäbigen Waffen neu laden konnten. Thomas trat wieder zum Dachrand vor und sah zu, wie die Schwerter und Äxte niederstießen. Er sah das Blut, das auf die verputzen Häuserwände spritzte. Sah, wie die Männer auf den Leichnam von de Pont Blanc einstachen, nur um sicherzugehen, dass er wirklich tot war. In dem Haus, das der französische Ritter verteidigt hatte, schrie eine Frau.

Thomas rutschte das Dach hinunter, sprang an der Stelle auf die Straße, wo de Pont Blanc gestorben war, schnappte sich drei Armbrüste und eine Tasche mit Bolzen und brachte sie zu Will Skeat.

Der Mann aus Yorkshire grinste. «Sieh an, Armbrüste. Ich nehme an, du willst dich als Feind ausgeben, und da du das in La Roche-Derrien nicht machen kannst, lauerst du Sir Simon irgendwo außerhalb der Stadt auf. Stimmt’s?»

«So was in der Art.»

«Ich könnte in dir lesen wie in einem Buch, mein Junge, wenn ich lesen könnte, was ich vernünftigerweise nie gelernt habe.» Skeat ging weiter bis zum Fluss, wo drei Schiffe geplündert wurden und zwei weitere, die bereits ausgeraubt waren, lichterloh brannten. «Aber wie willst du den Schweinehund aus der Stadt kriegen? Er ist schließlich nicht vollkommen blöd.»

«Wenn es um die Gräfin geht, schon.»

«Ah!» Skeat grinste. «Und die Gräfin ist plötzlich so nett zu uns allen. Also hast du was mit ihr, nicht?»

«Nein, absolut nicht.»

«Na, was nicht ist, kann ja noch werden», sagte Skeat.

«Das bezweifle ich.»

«Warum? Weil sie eine Gräfin ist? Sie ist trotzdem eine Frau, mein Junge. Aber ich würde mich vor ihr in Acht nehmen.»

«Warum?»

«Weil sie stahlhart ist. Von außen sehr hübsch, aber innendrin nur kalter Stahl. Sie wird dir das Herz brechen, Tom.»

Skeat blieb auf dem breiten steinernen Anleger stehen, wo Männer Leder, Korn, Räucherfisch, Wein und Stoffballen aus den Lagerhäusern schleppten. Sir Simon war unter ihnen und brüllte seine Leute an, weitere Wagen herbeizuschaffen. Die Stadt gab ein gewaltiges Vermögen preis. Sie war wesentlich größer als La Roche-Derrien, und da sie im Winter der Belagerung durch den Earl of Northampton standgehalten hatte, war sie den Bretonen

als sicherer Hort für ihre Reichtümer erschienen. Jetzt wurde sie ausgenommen.

«Es war ein Kinderspiel, hier reinzukommen», sagte Skeat. «Aber es wird eine verteufelte Arbeit, diese elenden Nichtsnutze wieder hier rauszukriegen.»

Sir Simon schlug mit dem Schwert nach zwei Betrunkenen, die seinen Männern dabei im Weg waren, ein Lagerhaus voller Stoffballen auszuräumen. Er sah überrascht aus, als er Thomas erblickte, doch Will Skeat war ihm nicht geheuer, und so sagte er nichts, sondern wandte sich einfach ab.

«Der Bastard dürfte seine Schulden inzwischen los sein», sagte Skeat, den Blick auf Sir Simons Rücken geheftet. «Krieg ist eine gute Möglichkeit, reich zu werden, solange man nicht gefangen wird und Lösegeld zahlen muss. Obwohl sie uns nicht nach Lösegeld fragen werden, mein Junge. Eher schlitzen sie uns den Bauch auf und stechen uns die Augen aus. Hast du schon mal mit einer Armbrust geschossen?»

«Nein.»

«Ist nicht ganz so einfach, wie's aussieht. Natürlich längst nicht so schwer, wie mit einem richtigen Bogen zu schießen, aber man braucht schon etwas Übung. Die verfluchten Dinger können ziemlich querschlagen, wenn man's nicht gewohnt ist. Wollen Sam und Jake dir helfen?»

«Haben sie gesagt.»

«Klar tun sie das, hinterhältig, wie sie sind.» Skeat fixierte noch immer Sir Simon, der seine neue, schimmernde

Rüstung trug. «Der Kerl trägt sein Geld bestimmt mit sich herum.»

«Da könntest du recht haben.»

«Halbe-halbe, und ich stelle am Samstag keine Fragen.»

«Danke, Will.»

«Aber mach's richtig, Tom», sagte Skeat mit Nachdruck. «Keine halben Sachen. Ich will nicht zusehen, wie du hängst. Bei den meisten Trotteln ist es mir egal, wenn sie unterm Seil tanzen und ihnen die Pisse an den Beinen runterläuft, aber es wär verdammt schade, zusehen zu müssen, wie du dich zuckend auf den Weg zum Teufel machst.»

Sie kehrten zur Stadtmauer zurück. Keiner von den Männern hatte irgendwelche Sachen erbeutet, aber sie hatten bei ihren Plünderzügen durch die nordbretonischen Bauernhöfe bereits mehr als genug mitgenommen, und jetzt waren Toteshams Männer an der Reihe, sich an einer eingenommenen Stadt zu weiden.

Nach und nach wurden sämtliche Häuser durchsucht und die Fässer in den Wirtshäusern geleert. Richard Totesham wollte, dass seine Truppe Lannion bis zum Morgengrauen verließ, aber es gab zu viele erbeutete Wagen, die sich vor dem schmalen Osttor stauten, und bei weitem nicht genug Pferde, um die Wagen zu ziehen, sodass die Männer sich selbst davorspannten, um die Beute nicht zurücklassen zu müssen. Andere waren restlos betrunken, und Toteshams Männer durchkämmten die Stadt, um sie zu finden, doch die meisten Betrunkenen wurden vom Feuer aus ihren

Verstecken gescheucht. Die Stadtbevölkerung floh gen Süden, als die Engländer die Strohdächer in Brand setzten.

Der Rauch verdichtete sich zu einer gewaltigen, schmutzigen Säule, die der leichte Seewind nach Süden trieb. Am unteren Ende glühte die Säule in einem gespenstischen Rot, und es war wohl dieser Anblick, der den nahenden Truppen aus Guingamp sagte, dass sie zu spät gekommen waren, um die Stadt zu retten. Sie waren die ganze Nacht hindurch marschiert, um sich einen Ort zu suchen, wo sie einen Hinterhalt für die Engländer legen konnten, doch der Schaden war bereits passiert. Lannion brannte, und ihr Besitz war auf Wagen gehäuft, die noch immer durch das Tor gerollt wurden. Aber wenn die verhassten Engländer schon nicht auf dem Weg zur Stadt überfallen werden konnten, dann wenigstens auf dem Weg nach Hause, und so lenkten die feindlichen Hauptmänner ihre Truppen nach Osten, zu der Straße, die nach La Roche-Derrien führte.

Der schielende Jake entdeckte den Feind als Erster. Er blickte durch den schimmernden Dunst, der über dem flachen Land lag, nach Süden und bemerkte die Schatten in der Ferne. Zuerst hielt er es für eine eine Kuhherde, dann dachte er, es seien geflohene Bürger aus Lannion. Doch schließlich sah er ein Banner, eine Lanze und das matte Grau eines Kettenpanzers, und er rief Skeat zu, es seien Reiter in Sicht.

Skeat spähte über die Brustwehr. «Kannst du irgendwas sehen, Tom?»

Es war kurz vor Sonnenaufgang, und das Land war eine Mischung aus Grautönen, durchzogen von Dunstschwaden. Thomas strengte seine Augen an. Etwa eine oder zwei Meilen südwärts konnte er einen dichten Wald und eine niedrige Hügelkette erkennen, die sich dunkel gegen den Dunst abzeichneten. Dann sah er die Banner und die Kettenpanzer und ein Dickicht von Lanzen im trüben Licht.

«Soldaten», sagte er. «Und verdammt viele.»

Skeat fluchte. Toteshams Männer waren entweder noch in der Stadt oder auf dem Weg nach La Roche-Derrien und so weit verstreut, dass keine Hoffnung bestand, sie hinter die Mauern von Lannion zurückzuholen. Und selbst wenn es möglich gewesen wäre, wäre es nicht sinnvoll gewesen, denn der gesamte Westen der Stadt brannte lichterloh, und das Feuer breitete sich rasend schnell aus. Sich hinter die Mauern zurückzuziehen bedeutete das Risiko, bei lebendigem Leib geröstet zu werden, aber Toteshams Männer waren kaum in der Lage zu kämpfen; viele waren betrunken, und alle schleppten Beute, so viel sie tragen konnten.

«Die Hecke», sagte Skeat knapp und deutete auf eine zerzauste Reihe aus Schwarzdorn und Holunder, die parallel zu der Straße verlief, über die die Wagen rumpelten. «Die Bogenschützen zur Hecke, Tom. Weiß der Himmel, wie wir die Bastarde aufhalten sollen», sagte er und bekreuzigte sich, «aber wir haben keine andere Wahl.»

Thomas kämpfte sich energisch durch das verstopfte Tor und führte vierzig Bogenschützen über eine aufgeweichte Wiese zu der Hecke, die angesichts des Feindes, der sich im

silbrigen Dunst zusammenrottete, nur einen dürftigen Schutz zu bieten schien. Dort drüben standen mindestens dreihundert Reiter. Sie rückten noch nicht vor, sondern gruppierten sich für den Angriff, und Thomas hatte nur vierzig Mann, um sie aufzuhalten.

«Verteilt euch!», rief er. «Verteilt euch!» Er beugte kurz das Knie und bekreuzigte sich. Heiliger Sebastian, steh uns bei, betete er. Heiliger Guinefort, beschütze mich. Er berührte die vertrocknete Hundepfote und bekreuzigte sich erneut.

Ein weiteres Dutzend Bogenschützen verstärkte seine Einheit, aber sie war noch immer viel zu klein. Ein Trupp Pagen auf Ponys und mit Spielzeugschwertern hätte die Männer auf der Straße niedermetzeln können, denn Thomas' Hecke bot keinen vollständigen Sichtschutz, sondern verlor sich etwa eine halbe Meile vor der Stadt im Nichts. Die feindlichen Soldaten brauchten nur um das offene Ende herumzureiten, und dann gab es nichts mehr, was sie aufhalten würde. Thomas konnte seine Bogenschützen ins offene Feld führen, aber fünfzig Mann würden keine dreihundert Reiter aufhalten. Bogenschützen waren am wirkungsvollsten, wenn sie eine dichte Masse bildeten, sodass ihre Pfeile wie ein spitzenbewehrter Stahlregen niederprasselten. Fünfzig Mann konnten einen Schauer erzeugen, aber sie würden trotzdem überwältigt und von den Reitern abgeschlachtet werden.

«Armbrustschützen», grunzte Jake, und Thomas sah, wie die Männer in ihren rot-grünen Waffenröcken hinter den feindlichen Soldaten aus dem Wald kamen. Kalt spiegelte

sich das junge Tageslicht in den Kettenpanzern, Schwertern und Helmen. «Die Schweinehunde lassen sich Zeit», sagte Jake nervös. Er hatte ein Dutzend Pfeile in den Boden hinter der Hecke gesteckt, die zwar so eben ausreichte, um die Reiter aufzuhalten, aber nicht annähernd dicht genug war, um einen Armbrustbolzen abzufangen.

Will Skeat hatte sechzig von seinen Soldaten neben der Straße aufgestellt, bereit, gegen den Feind anzutreten, der von Minute zu Minute zahlreicher wurde. Die Männer von Herzog Charles und ihre Verbündeten ritten jetzt ostwärts, anscheinend um das offene Ende der Hecke zu umrunden, hinter der eine einladende offene Grasfläche lag, die bis an die Straße reichte. Thomas fragte sich, worauf zum Teufel sie warteten. Und er fragte sich, ob er hier sterben würde. Großer Gott, sie waren viel zu wenige, um diesen Feind aufzuhalten. Das Feuer in Lannion brannte weiter und sandte Rauch in den fahlen Himmel.

Er lief zum linken Ende der Reihe, wo er Vater Hobbe mit einem Bogen in der Hand entdeckt hatte. «Ihr solltet nicht hier sein, Vater», sagte er.

«Gott wird mir vergeben», erwiderte der Priester. Er hatte den Saum seiner Soutane in den Gürtel gestopft und eine kleine Anzahl Pfeile vor sich in den Boden gesteckt. Thomas ließ den Blick über das offene Land schweifen und fragte sich, wie lange seine Männer in dieser Graswüste wohl überleben würden. Wie geschaffen für den Feind, dachte er. Eine endlose, flache Ebene, auf der die Pferde schnell und ungehindert vorpreschen konnten. Doch das

Land war nicht vollkommen flach, sondern von kleinen Erhebungen durchsetzt, durch die zwei Graureiher staksten, auf der Suche nach Fröschen und Entenküken. Frösche, dachte Thomas. Süßer Jesus, es war eine Marsch! Obwohl der Frühling ungewöhnlich trocken gewesen war, waren seine Stiefel durchweicht von dem Weg durch das Feld. Die Erkenntnis traf Thomas wie ein gleißender Sonnenstrahl. Das offene Land war Marschland! Kein Wunder, dass der Feind wartete. Sie sahen Toteshams Männer, bereit zum Abschlachten, aber sie wussten nicht, wie sie das sumpfige Gelände überqueren sollten.

«Hier entlang!», rief Thomas den Bogenschützen zu. «Hier entlang, schnell! Beeilt euch, ihr Nichtsnutze!»

Er führte sie um das offene Ende der Hecke herum zu dem Sumpfland, wo sie sich springend und platschend durch ein Labyrinth aus Erhebungen und kleinen Bächen kämpften. Sie bewegten sich gen Süden, auf den Feind zu, und sobald sie in Reichweite waren, befahl Thomas seinen Männern, sich zu verteilen und ein wenig Zielscheibenschießen zu üben. Seine Angst war verschwunden, und stattdessen verspürte er jubelnde Freude. Der Feind war durch die Marsch gelähmt. Seine Pferde kamen nicht von der Stelle, aber Thomas' leichte Bogenschützen konnten von einer Erhebung zur anderen springen wie Dämonen. Wie *hellequins*.

«Tötet die Bastarde!», rief er.

Die weiß geflügelten Pfeile zischten über das Sumpfland und trafen Männer und Pferde. Ein paar von den feindlichen Soldaten versuchten die Bogenschützen

anzugreifen, aber ihre Pferde stolperten auf dem schlammigen Boden und wurden zur Zielscheibe für Pfeilsalven. Die Armbrustschützen saßen ab und rückten zu Fuß vor, doch die Bogenschützen nahmen sie unter Beschuss, und jetzt kamen weitere Männer, die Totesham und Skeat zur Verstärkung geschickt hatten, sodass die Marsch plötzlich von englischen und walisischen Bogenschützen wimmelte, die den verwirrten Feind mit einem tödlichen Hagel beschossen. Es wurde zum Spiel. Die Männer schlossen Wetten ab, ob sie ein bestimmtes Ziel treffen würden. Die Sonne stieg höher und warf Schatten von den toten Pferden. Der Feind zog sich zwischen die Bäume zurück. Ein Reiter wollte nicht aufgeben und schlug mit dem flachen Schwert auf sein Pferd ein, um es anzutreiben. Thomas schoss einen Pfeil in den Hals des Tieres, Jake einen in seine Flanke, und der Hengst bäumte sich mit einem erbarmungswürdigen Wiehern auf und stürzte auf den sumpfigen Boden. Der Mann brachte es irgendwie fertig, die Füße aus den Steigbügeln zu ziehen, und taumelte mit gesenktem Schwert und erhobenem Schild fluchend auf die Bogenschützen zu. Doch Sam versenkte einen Pfeil in seinen Lenden, und ein Dutzend weitere Bogenschützen folgten seinem Beispiel, bevor sie über die gefallenen Feinde herfielen. Messer wurden gezückt, Kehlen durchgeschnitten, dann konnte das Plündern beginnen. Den Leichen wurden Kettenpanzer und Waffen abgenommen, den Pferden Zaumzeug und Sattel, und Vater Hobbe sprach sein Gebet über den Toten, während die Bogenschützen ihre Beute zählten.

Bis zum Vormittag war der Feind verschwunden. Er hinterließ vierzig Tote, und doppelt so viele waren verwundet worden, aber kein einziger englischer oder walisischer Bogenschütze war gefallen.

Herzog Charles’ Männer schlichen zurück nach Guingamp. Lannion war zerstört, sie waren gedemütigt worden, und in La Roche-Derrien feierten Will Skeats Männer. Sie waren die *hellequins*, sie waren die Besten, und sie waren unbesiegbar.

Am darauf folgenden Tag verließen Thomas, Sam und Jake La Roche-Derrien bei Tagesanbruch. Sie ritten nach Westen, auf Lannion zu, doch sobald sie im Wald angekommen waren, bogen sie von der Straße ab und banden ihre Pferde tief zwischen den Bäumen an. Dann schlichen sie sich wie Wilderer zurück zur Straße. Jeder von ihnen hatte seinen Bogen um die Schulter und zusätzlich eine Armbrust in der Hand, und sie übten damit, während sie in einem Meer von Glockenblumen am Waldrand warteten und das Westtor von La Roche-Derrien im Auge behielten. Thomas hatte nur ein Dutzend Bolzen mitgebracht, kurz und mit Stummelfedern, sodass jeder von ihnen nur zwei Probeschüsse machen konnte. Will Skeat hatte recht gehabt: Die Waffen brachen tatsächlich aus, als die Sehne vorschnellte, sodass ihre Bolzen viel zu weit oben in dem Baum landeten, den sie als Zielscheibe benutzten. Thomas’ zweiter Schuss war besser, aber längst nicht so genau wie ein Pfeil, der von einem richtigen Bogen abgeschossen wurde. Der unsaubere Treffer machte ihn ein

wenig nervös, was seinen Plan betraf, aber Jake und Sam freuten sich auf den bevorstehenden Überfall.

«Das haut schon hin», sagte Sam, nachdem auch sein zweiter Schuss nach oben ausgebrochen war. «Vielleicht treffen wir den Schweinehund nicht in den Bauch, aber irgendwo treffen wir ihn auf jeden Fall.» Ächzend vor Anstrengung spannte er die Sehne wieder an. Da es unmöglich war, die Sehne einer Armbrust allein mit der Kraft der Arme zu spannen, musste man sich mit einem Mechanismus behelfen. Die teuersten Armbrüste, diejenigen mit der größten Reichweite, waren mit einer Schraubenwinde ausgestattet. Der Schütze steckte einen Griff in das Ende der Schraube und zog die Sehne in mühsamen Drehungen Stück für Stück zurück, bis sie hinter der Nuss einschnappte. Manche Armbrustschützen benutzten ihren Körper als Hebel. Sie trugen dicke Ledergürtel, an denen ein Haken befestigt war; damit beugten sie sich hinunter, hakten die Sehne ein und richteten sich wieder auf. Doch die Armbrüste, die Thomas aus Lannion mitgebracht hatte, funktionierten mittels eines Spannhebels, der wie ein Geißfuß geformt war und die Sehne und den kurzen Bogen, der aus mehreren Schichten Horn, Holz und Kleber bestand, auseinanderdrückte. Der Spannhebel war vermutlich die schnellste Art, die Waffe schussbereit zu machen, obwohl er nicht die Kraft einer Schraubenwinde bot und im Vergleich zu einem Eibenbogen noch immer langsam war. Tatsächlich gab es nichts, was an den englischen Bogen heranreichte, und Skeats Männer debattierten endlos darüber, warum der

Feind diese Waffe nicht übernahm. «Weil sie dämlich sind», lautete Sams knappes Urteil, doch Thomas wusste, dass der Grund eher darin lag, dass andere Länder ihre Söhne einfach nicht früh genug ausbildeten. Wer Bogenschütze werden wollte, musste als Junge damit anfangen und dann üben, üben, üben, bis der Brustkorb breit und der Arm wie aus Stahl war und der Pfeil flog, ohne dass der Schütze einen Gedanken an sein Ziel zu verschwenden schien.

Jake schoss seinen zweiten Bolzen in die Eiche und fluchte lästerlich, als er danebentraf. Er betrachtete die Armbrust. «Blödes Mistding! Wie nah kommen wir ran?»

«So nah, wie es geht», sagte Thomas.

Jake zog die Nase hoch. «Am besten ramme ich ihm das verfluchte Ding direkt in den Bauch, dann treffe ich vielleicht.»

«Auf dreißig, vierzig Fuß müsste es klappen», meinte Sam.

«Zielt auf seinen Schritt», ermunterte Thomas sie, «dann kriegen wir ihn.»

«Klar kriegen wir ihn», sagte Jake. «Wir sind zu dritt. Einer von uns wird den Schweinehund schon aufspießen.»

«In Deckung, Jungs», sagte Thomas und winkte sie tiefer zwischen die Bäume. Er hatte gesehen, wie Jeanette durch das Tor gekommen war und die Wachposten ihren Passierschein überprüft und sie dann weitergewunken hatten. Sie saß im Damensitz auf einem zierlichen Pferd, das Will Skeat ihr geliehen hatte, und wurde von zwei grauhaarigen Dienern begleitet, einem Mann und einer Frau, die beide ihr Leben lang im Dienst von Jeanettes Vater gearbeitet hatten und ihre Herrin nun zu Fuß

begleiteten. Hätte Jeanette tatsächlich vorgehabt, nach Louannec zu reiten, hätte eine so schwache und alte Eskorte sofort Ärger heraufbeschworen, aber genau darauf war sie ja aus, und kaum hatte sie den Wald erreicht, erschien der Ärger in Form von Sir Simon Jekyll, der zu Pferd mit zwei weiteren Männern aus dem Schatten des Tores kam.

«Was ist, wenn die beiden Kerle bei ihm bleiben?», fragte Sam.

«Das werden sie nicht», erwiderte Thomas. Davon war er überzeugt, so wie er und Jeanette überzeugt gewesen waren, dass Sir Simon ihr folgen und dass er dabei die kostbare Rüstung tragen würde, die er ihr gestohlen hatte.

«Ganz schön mutig, die Kleine», grunzte Jake.

«Sie hat Kampfgeist», meinte Thomas. «Und eine Menge Hass im Bauch.»

Jake fühlte ihm auf den Zahn. «Treibst du's mit ihr?»

«Nein.»

«Aber du würdest gern, was? Ich würd auch nicht nein sagen.»

«Ich weiß nicht», sagte Thomas. Er fand Jeanette schön, aber Skeat hatte recht, in ihr war eine Härte, die ihn abstieß. «Wahrscheinlich schon», gab er zu.

«Natürlich würdest du gern», sagte Jake. «Wärst ein Trottel, wenn nicht.»

Als Jeanette zwischen den Bäumen angekommen war, folgten Thomas und seine Gefährten ihr, sorgfältig verborgen und stets in dem Bewusstsein, dass Sir Simon und seine beiden Kumpane sich schnell von hinten

näherten. Die drei Reiter fielen in Trab, sobald sie den Wald erreichten, und holten Jeanette an einer Stelle ein, die fast wie geschaffen für Thomas' Hinterhalt war. Die Straße führte dicht an einer Lichtung vorbei, wo ein gewundener Bach die Wurzeln einer Weide unterhöhlt hatte. Der umgestürzte Stamm war vermodert und dicht mit scheibenförmigen Pilzen besetzt. Jeanette tat so, als wolle sie den drei Reitern in ihren Rüstungen Platz machen, ritt in die Lichtung und wartete neben dem Baumstamm. Zu Thomas' Freude stand ganz in der Nähe der toten Weide eine Gruppe junger Erlen, die ihnen Schutz bot.

Sir Simon bog von der Straße ab, duckte sich unter den Ästen hindurch und lenkte sein Pferd auf Jeanette zu. Der eine von seinen Begleitern war Henry Colley, der brutale Mann mit den gelben Haaren, der Thomas so übel zugerichtet hatte, der andere sein Knappe mit dem hängenden Kinn, der in Erwartung des kommenden Schauspiels bereits grinste. Sir Simon nahm den Helm mit dem schnauzenförmigen Visier ab, stülpte ihn über seinen Sattelknauf und lächelte triumphierend.

«Es ist gefährlich, ohne bewaffnete Eskorte zu reisen, Madame.»

«Mir wird nichts passieren», erwiderte Jeanette. Ihre beiden Diener drückten sich an ihr Pferd, als Colley und der Knappe das Grüppchen mit ihren Rössern einzwängten.

Mit scheppernder Rüstung stieg Sir Simon ab. «Ich hatte gehofft, meine Liebe», sagte er und trat auf sie zu, «dass wir uns auf dem Weg nach Louannec unterhalten könnten.»

«Ihr wollt zum heiligen Yves beten?», fragte Jeanette. «Worum wollt Ihr ihn denn bitten? Dass er Euch Manieren schenkt?»

«Ich möchte nur mit Euch reden, Madame», sagte Sir Simon.

«Worüber?»

«Über Eure Beschwerde beim Earl of Northampton. Ihr habt meine Ehre beschmutzt.»

«Eure Ehre?» Jeanette lachte. «Welche Ehre habt Ihr denn, die beschmutzt werden könnte? Kennt Ihr überhaupt die Bedeutung dieses Wortes?»

Thomas, der sich im Gestrüpp der Erlen versteckt hatte, übersetzte flüsternd für Sam und Jake. Alle drei Armbrüste waren gespannt, und die tödlichen kleinen Bolzen lagen schussbereit in der Rinne.

«Wenn Ihr Euch nicht auf der Straße mit mir unterhalten wollt, Madame, dann werden wir unser Gespräch eben hier abhalten müssen», verkündete Sir Simon.

«Ich habe Euch nichts zu sagen.»

«Dann wird es Euch ja nicht schwerfallen zuzuhören.» Er streckte die Hände aus, um sie aus dem Sattel zu heben. Sie schlug auf seine gepanzerten Handschuhe ein, doch sosehr sie sich auch wehrte, sie konnte ihn nicht daran hindern, sie zu sich herunterzuziehen. Die beiden Diener protestierten aufgeregt, doch Colley und der Knappe brachten sie zum Schweigen, indem sie sie an den Haaren packten und sie von der Lichtung schleiften, damit Jeanette und Sir Simon ungestört waren.

Jeanette war ein paar Schritte zurückgewichen und stand jetzt neben dem umgestürzten Baumstamm. Thomas hatte seine Armbrust angehoben, doch Jake drückte sie wieder hinunter, weil Sir Simons Begleiter noch zu nah waren.

Sir Simon versetzte Jeanette einen kräftigen Stoß, sodass sie sitzend auf dem vermoderten Stamm landete. Dann zog er einen langen Dolch aus seinem Schwertgurt, rammte die schmale Klinge durch Jeanettes Röcke tief in das Holz und trat sogar noch einmal mit seinem stahlummantelten Fuß gegen den Dolchgriff, damit sie sich nicht mehr von der Stelle rühren konnte. Colley und der Knappe waren mittlerweile verschwunden, und das Hufgetrappel ihrer Pferde war zwischen den Bäumen verklungen.

Mit einem Lächeln trat Sir Simon vor und nahm Jeanette den Umhang von den Schultern. «Als ich Euch zum ersten Mal sah, Madame», sagte er, «dachte ich, das muss ich gestehen, an Heirat. Doch da Ihr Euch als hinterhältig erwiesen habt, habe ich meine Meinung geändert.» Er umfasste den Rand ihres Mieders und zerrte es mit einem Ruck auseinander, dass die Schnüre aus ihren umstickten Löchern rissen. Mit einem Schrei versuchte Jeanette, ihre Blöße zu bedecken.

Jake drückte erneut Thomas' Armbrust hinunter. «Warte, bis er die Rüstung abgelegt hat», flüsterte er. Sie wussten, dass die Bolzen einen Kettenpanzer durchdringen konnten, aber keiner von ihnen hatte eine Ahnung, wie widerstandsfähig die Rüstung sein würde.

Sir Simon schlug Jeanettes Hände beiseite. «So unterhält es sich doch gleich viel netter, Madame», sagte er und

betrachtete ihre Brüste.

Er trat zurück und begann, sich von der Rüstung zu befreien. Zuerst zog er die Panzerhandschuhe aus, löste den Schwertgurt und hob den Schulterschutz mitsamt dem darunterliegenden Lederharnisch über den Kopf. Dann nestelte er an den seitlichen Riemen der Brust- und Rückenplatte herum, die an einem Leibrock aus Leder festgeschnürt waren, an dem auch das Armzeug befestigt war. Der Leibrock endete in einem Lendenschurz aus Kettenpanzer, und zusammen mit den Stahlplatten hatte er ein solches Gewicht, dass Sir Simon einige Mühe hatte, ihn über den Kopf zu ziehen. Schwankend zerrte er an den schweren Rüstungsteilen, und Thomas hob erneut die Armbrust, doch Sir Simon bewegte sich in dem Versuch, das Gleichgewicht zu wahren, so stark hin und her, dass Thomas fürchtete, sein Ziel zu verfehlen, und so ließ er den Finger vom Drücker.

Schließlich fiel der stahlbesetzte Leibrock mit dumpfem Scheppern zu Boden, und Sir Simon stand mit bloßem Oberkörper und zerzaustem Haar da. Wiederum legte Thomas die Armbrust an, doch nun setzte Sir Simon sich hin, um die Diechlinge, Kniebuckel, Beinröhren und Eisenschuhe abzulegen, und er saß so da, dass sein Beinzeug in Thomas’ Richtung wies und ihm immer wieder in die Quere kam. Jeanette kämpfte mit dem Dolch, voll panischer Angst, dass Thomas sie im Stich gelassen hatte, doch sosehr sie auch daran zerrte, er rührte sich nicht von der Stelle.

Sir Simon zog die Eisenschuhe aus und wand sich aus den Lederbeinlingen, an denen die Beinplatten befestigt waren. Nun stand er splitterfasernackt da. «Jetzt, Madame, können wir uns unterhalten.»

Jeanette zog ein letztes Mal an dem Dolch, voll Verlangen, ihn Sir Simon in den bleichen Bauch zu stoßen, und in diesem Moment betätigte Thomas den Drücker.

Der Bolzen schlitzte Sir Simons Brust auf. Thomas hatte auf seine Lenden gezielt, in der Hoffnung, ihm den Bolzen tief in die Eingeweide zu jagen, doch das Geschoss hatte einen der peitschenartigen Erlenzweige gestreift und war dadurch abgelenkt worden. Blut lief über Sir Simons Haut, und er ließ sich so schnell zu Boden fallen, dass Jakes Bolzen über seinen Kopf hinwegschoss. Geduckt versuchte Sir Simon zu fliehen. Zunächst lief er zu seiner Rüstung, doch er erkannte, dass er keine Zeit hatte, sie zu retten, also rannte er zu seinem Pferd. Da traf Sam ihn in den rechten Oberschenkel. Sir Simon schrie auf, stürzte halb, beschloss, auch sein Pferd zurückzulassen, und hinkte nackt und blutend in den Wald. Thomas schoss seinen zweiten Bolzen ab, doch er sirrte an Sir Simon vorbei und landete in einem Baum. Dann war der nackte Mann verschwunden. Thomas fluchte. Er hatte ihn töten wollen, doch Sir Simon war nur allzu lebendig.

«Ich dachte, du wärst gar nicht hier!», schrie Jeanette, als Thomas aus seinem Versteck kam. Sie hielt ihr zerrissenes Mieder vor der Brust zusammen.

«Der Mistkerl ist uns entkommen», schimpfte Thomas. Er zog den Dolch aus ihren Röcken, während Sam und Jake

die Rüstung in zwei Säcke packten. Thomas warf die Armbrust hin und nahm seinen Bogen von der Schulter. Das einzig Sinnvolle war jetzt, Sir Simon durch den Wald zu verfolgen und den Schweinehund zu töten, dachte er. Er konnte den weiß gefiederten Pfeil herausziehen und stattdessen einen Bolzen in die Wunde stecken, sodass derjenige, der ihn fand, glauben würde, Banditen oder feindliche Soldaten hätten ihn getötet.

«Durchsucht seine Satteltaschen», befahl er seinen Gefährten. Jeanette hatte sich den Umhang um den Hals gebunden, und ihre Augen weiteten sich, als sie die Goldmünzen sah, die aus den Satteltaschen rollten. «Ihr bleibt hier bei Jake und Sam», sagte Thomas zu ihr.

«Was hast du vor?», fragte sie.

«Die Sache zu Ende zu bringen», erwiderte Thomas grimmig. Er löste die Schnur seiner Pfeiltasche und schob einen Armbrustbolzen zwischen die längeren Pfeile. «Wartet hier», sagte er zu Jake und Sam.

«Ich helfe dir», erbot sich Sam.

«Nein. Warte hier und pass auf die Gräfin auf.» Er war wütend auf sich. Er hätte von Anfang an seinen eigenen Bogen nehmen und dann den verräterischen Pfeil in Sir Simons Leiche durch einen Bolzen ersetzen sollen, doch er hatte die Sache in den Sand gesetzt. Immerhin war Sir Simon Richtung Westen geflohen, fort von seinen beiden Kumpanen, und er war nackt, verwundet und unbewaffnet. Leichte Beute, sagte sich Thomas, während er den Blutstropfen zwischen den Bäumen folgte. Die Spur führte zunächst nach Westen, dann, als die Tropfen kleiner

wurden, nach Süden. Sir Simon versuchte offensichtlich, zu seinen Gefährten zurückzukehren. Thomas gab jede Vorsicht auf und lief, so schnell er konnte, um dem Flüchtenden den Weg abzuschneiden. Als er durch einen Haselstrauch brach, erblickte er Sir Simon, hinkend und vornübergebeugt. Doch genau in dem Moment, als er den Bogen spannte, kamen Colley und der Knappe in Sicht; beide galoppierten mit gezogenem Schwert auf Thomas zu. Er schwenkte seinen Bogen auf den, der ihm am nächsten war, und ließ, ohne nachzudenken, die Sehne los. Er schoss, wie es ein guter Bogenschütze tun sollte, und der Pfeil landete zielsicher in der mit einem Kettenhemd bewehrten Brust des Knappen. Die Wucht des Aufpralls warf den Jungen im Sattel nach hinten, er ließ sein Schwert fallen, und sein Pferd machte eine scharfe Kehrtwendung nach links, sodass es zwischen Thomas und Sir Simon stand.

Colley riss die Zügel herum und streckte Sir Simon seine Hand hin, der sie ergriff und halb laufend und halb gezogen zwischen den Bäumen verschwand. Thomas hatte einen zweiten Pfeil aus der Tasche gezogen, doch als er ihn abschoss, waren die beiden Männer bereits halb von Bäumen verdeckt, und der Pfeil streifte einen Ast und verlor sich zwischen den Blättern.

Thomas fluchte. Colley hatte Thomas einen Moment lang genau ins Gesicht geblickt. Sir Simon hatte ihn ebenfalls gesehen, und während er, den dritten Pfeil bereits im Anschlag, dastand und die Bäume anstarrte, wurde ihm klar, dass alles vorbei war. Innerhalb einer Sekunde. Alles.

Er lief zu der Lichtung am Bach zurück. «Bringt die Gräfin zurück in die Stadt», sagte er zu Jake und Sam. «Aber seid um Gottes willen vorsichtig. Sie werden bald nach uns suchen. Ihr dürft nicht gesehen werden.»

Sie starrten ihn nur verständnislos an, und Thomas berichtete ihnen, was geschehen war. Dass er Sir Simons Knappen getötet hatte und damit jetzt ein Mörder war und fliehen musste. Sir Simon und der gelbhaarige Colley hatten ihn gesehen, sie würden als Zeugen gegen ihn aussagen und jubelnd seine Hinrichtung feiern.

Er wiederholte das Ganze für Jeanette auf Französisch. «Ihr könnt Jake und Sam vertrauen», sagte er. «Aber Ihr müsst vorsichtig sein. Niemand darf Euch sehen!»

Jake und Sam versuchten auf ihn einzureden, doch Thomas wusste nur zu gut, welche Folgen der tödliche Pfeil haben würde. «Sagt Will, was passiert ist», trug er ihnen auf. «Gebt mir die ganze Schuld und sagt ihm, ich warte in Quatre Vents auf ihn.» Das war ein Dorf südlich von La Roche-Derrien, das die *hellequins* zerstört hatten. «Sagt ihm, ich brauche seinen Rat.»

Jeanette versuchte, ihn davon zu überzeugen, dass seine Panik überflüssig war. «Vielleicht haben sie dich gar nicht erkannt?»

«O doch, das haben sie, Madame», erwiderte Thomas grimmig. Er lächelte kläglich. «Es tut mir leid, aber immerhin habt Ihr Eure Rüstung und das Schwert zurück. Versteckt sie gut.» Er schwang sich in den Sattel von Sir Simons Pferd. «Quatre Vents», sagte er zu Jake und Sam, dann ritt er Richtung Süden durch den Wald davon.

Er war ein Mörder, ein Gesuchter und ein Flüchtling, und das bedeutete, dass er vogelfrei war, allein in der Wildnis, die die *hellequins* geschaffen hatten. Er hatte keine Ahnung, was er tun oder wohin er gehen sollte, er wusste nur, wenn er überleben wollte, musste er reiten wie ein Bote des Teufels.

Und das tat er.

Quatre Vents war ein kleines Dorf gewesen, kaum größer als Hookton, mit einer kahlen, scheunenartigen Kirche, einer Ansammlung von kleinen Häusern, in denen Mensch und Vieh unter einem Dach gelebt hatten, einer Wassermühle und einigen umliegenden Bauernhöfen, die sich in geschützte Täler schmiegten. Jetzt waren nur noch die Steinmauern der Kirche und der Wassermühle übrig, alles andere war Asche, Staub und Unkraut. Die verlassenen Obstgärten standen in Blüte, als Thomas auf seinem schweißnassen Pferd dort ankam. Er ließ den Hengst auf einer üppigen, gut umzäunten Weide grasen und versteckte sich im Wald oberhalb der Kirche. Er war fassungslos, nervös und voller Angst, denn das, was ihm wie ein Spiel vorgekommen war, hatte sein Leben in Finsternis gestürzt. Noch ein paar Stunden zuvor war er ein Bogenschütze in der englischen Armee gewesen, und auch wenn seine Zukunftspläne den jungen Männern, mit denen er in Oxford herumgetobt hatte, wahrscheinlich nicht zugesagt hätten, war Thomas sicher gewesen, dass er es mindestens so weit bringen würde wie Will Skeat.

Er hatte sich ausgemalt, dass er einen Trupp Soldaten anführen, Geld verdienen und dank seines schwarzen Bogens zu Rang und Vermögen kommen würde. Doch nun war er ein Gejagter. Ihn überkam solche Panik, dass er an Will Skeats Loyalität zu zweifeln begann. Womöglich war Skeat so angewidert vom Ausgang der Sache, dass er Thomas verhaften und ihn zu einem tödlichen Seiltanz auf dem Marktplatz von La Roche-Derrien führen würde. Er machte sich Sorgen, dass Jeanette auf dem Rückweg in die

Stadt erwischt worden war. Würden sie sie auch als Mörderin verurteilen? Er zitterte, als die Dunkelheit hereinbrach. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, restlos gescheitert, allein und verloren.

Er erwachte bei Morgengrauen; es war kalt, und ein feiner Regen fiel. Über die Weide, auf der das Streitross von Sir Simon Jekyll graste, flitzten Hasen. Thomas öffnete die Börse, die er unter seinem Kettenhemd trug, und zählte die Münzen. Da war das Gold aus der Satteltasche von Sir Simon, und dazu seine eigenen paar Münzen, er war also nicht arm, aber wie die meisten der *hellequins* hatte er den größten Teil seines Geldes Will Skeat in Verwahrung gegeben. Selbst wenn sie auf Beutezug waren, blieben immer ein paar Männer in La Roche-Derrien zurück, um das Geld zu bewachen. Was sollte er tun? Er hatte einen Bogen und ein paar Pfeile, vielleicht konnte er sich bis zur Gascogne durchschlagen. Er hatte keine Ahnung, wie weit es dorthin war, aber er wusste, dass es dort englische Garnisonen gab, die einen guten Bogenschützen sicher willkommen heißen würden. Oder vielleicht konnte er irgendwie den Kanal überqueren? Nach Hause zurückkehren, sich einen anderen Namen zulegen, einen neuen Anfang machen – aber er hatte kein Zuhause. Auf jeden Fall durfte er nie wieder in die Nähe von Sir Simon Jekyll kommen.

Die *hellequins* trafen kurz nach Mittag ein. Die Bogenschützen ritten als Erste ins Dorf, gefolgt von den Soldaten, die einen einspännigen Wagen mit einer flatternden braunen Stoffplane eskortierten. Neben dem

Wagen ritten Vater Hobbe und Will Skeat, was Thomas verwirrte, denn bisher hatten die *hellequins* noch nie ein solches Gefährt benutzt. Doch dann lösten sich Skeat und der Priester von den Soldaten und trieben ihre Pferde zu der Weide, auf der der Hengst graste.

Die beiden Männer hielten an der Hecke an, Skeat legte die Hände wie einen Trichter um den Mund und rief Richtung Wald: «Komm schon raus, du elender Schwachkopf!» Sehr kleinlaut trat Thomas zwischen den Bäumen hervor, und die anderen Bogenschützen begrüßten ihn mit spöttischem Beifall. Skeat betrachtete ihn missmutig. «Bei den Knochen Christi, Tom, der Teufel hatte wirklich einen schlechten Tag, als er deine Mutter besprang.»

Vater Hobbe schnalzte missbilligend über diese Blasphemie, dann hob er die Hand zum Gruß. «Du hast einen wunderbaren Anblick verpasst, Tom», sagte er fröhlich. «Sir Simon, wie er nach La Roche-Derrien zurückkehrt, nackt und blutend wie ein abgestochenes Schwein. Ich nehme dir die Beichte ab, bevor wir gehen.»

«Spar dir dein Grinsen, du dämlicher Trottel!», fuhr Skeat Thomas an. «Süßer Jesus, wenn du ein Ding drehst, dann mach es richtig, verflucht noch mal! Warum hast du den Bastard am Leben gelassen?»

«Ich habe danebengetroffen.»

«Und stattdessen tötest du einen armseligen Knappen. Gute Güte, du bist wirklich ein gottverdammter Esel!»

«Ich nehme an, sie wollen mich hängen?», fragte Thomas.

«Aber nicht doch», sagte Skeat in gespieltem Erstaunen, «wie kommst du darauf? Sie wollen dir ein Festbankett bereiten, dir Girlanden um den Hals hängen und dir ein Dutzend Jungfrauen geben, um dein Bett zu wärmen. Was zum Teufel glaubst du denn? Natürlich wollen sie dich aufknüpfen, und ich habe auf das Leben meiner Mutter geschworen, dass ich dich zurückbringe, falls ich dich lebend finde. Findet Ihr, dass er lebendig aussieht, Vater?»

Vater Hobbe musterte Thomas. «Für mich sieht er eindeutig tot aus, Master Skeat.»

«Verdient hätte er's, dieser nichtsnutzige Idiot.»

«Ist die Gräfin sicher nach Hause gekommen?», fragte Thomas.

«Ja, nach Hause gekommen ist sie», erwiderte Skeat. «Aber was glaubst du, was Sir Simon als Erstes im Sinn hatte, sobald sein verschrumpelter Schwanz wieder eingepackt war? Ihr Haus durchsuchen lassen, und zwar nach einer Rüstung und einem Schwert, die von Rechts wegen ihm gehörten. So dumm ist er auch wieder nicht; er weiß, dass ihr beide unter einer Decke steckt.» Thomas fluchte, und Skeat stimmte ihm aus vollem Herzen zu. «Also haben sie die beiden Diener gepresst, und sie haben gestanden, dass die Gräfin das Ganze geplant hatte.»

«Sie haben was?»

«Sie haben sie gepresst», wiederholte Skeat, was bedeutete, das man das alte Paar auf den Boden gelegt und ihnen Steine auf die Brust gehäuft hatte. «Die Alte hat gleich beim ersten Stein alles rausgequiekt, sie sind also kaum verletzt», fuhr Skeat fort. «Jetzt will Sir Simon die

Gräfin wegen Mordes anklagen. Und natürlich hat er ihr Haus nach dem Schwert und der Rüstung durchsuchen lassen, aber sie haben sie nicht gefunden, weil ich das Zeug und die Lady gut versteckt habe. Trotzdem steckt sie jetzt genauso in der Scheiße wie du. Du kannst nicht einfach Ritter mit Armbrustbolzen beschießen und Knappen umbringen, Tom! Das verstößt gegen die Ordnung der Dinge!»

«Es tut mir leid, Will.»

«Der langen Rede kurzer Sinn: Die Gräfin will den Onkel ihres Mannes um Schutz bitten.» Skeat wies mit dem Daumen auf den Wagen. «Sie ist da drin, zusammen mit ihrem Kleinen, zwei angeschlagenen Dienern, einer Rüstung und einem Schwert.»

«Süßer Jesus!» Fassungslos starrte Thomas den Wagen an.

«Du hast sie dahin gebracht», knurrte Skeat, «nicht Er. Und ich hab mich abgerackert wie der Teufel, um sie vor Sir Simon zu verstecken. Totesham dachte, ich stecke mit drin, und das gefiel ihm gar nicht. Nach langem Hin und Her hat er mir geglaubt, aber ich musste ihm versprechen, dass ich dich an deinem elenden Genick zurückschleife. Aber ich habe dich nicht gesehen, Tom.»

«Es tut mir leid, Will», sagte Thomas erneut.

«Das sollte es verdammt noch mal auch», brummte Skeat, obwohl ihm leise Befriedigung darüber anzusehen war, dass es ihm gelungen war, das Unheil, das Thomas angerichtet hatte, so geschickt abzuwenden. Jake und Sam waren weder von Sir Simon noch von Colley gesehen

worden und somit in Sicherheit, Thomas war geflohen, und Jeanette hatte er rechtzeitig aus La Roche-Derrien herausgeschmuggelt, bevor Sir Simon ihr das Leben zur Hölle machen konnte. «Sie will nach Guingamp», fuhr Skeat fort, «und ich gebe ihr ein Dutzend Männer als Eskorte mit, obwohl ich keinen Schimmer habe, ob der Feind ihr Friedensbanner respektiert. Wenn ich auch nur ein Quäntchen Verstand hätte, würde ich dir bei lebendigem Leib die Haut abziehen und daraus eine Bogenhülle machen.»

«Ja, Will», sagte Thomas kleinlaut.

«Dein ‹Ja, Will› kannst du dir sonst wohin stecken», sagte Skeat. «Was willst du mit den paar Tagen anfangen, die dir noch zum Leben bleiben?»

«Ich weiß nicht.»

Skeat schnaubte. «Als Erstes könntest du mal erwachsen werden, obwohl ich kaum glaube, dass das je passieren wird. Also gut, Junge.» Er holte tief Luft und legte los. «Ich habe dein Geld aus dem Schrank genommen, hier ist es.» Er reichte Thomas einen Lederbeutel. «Und ich habe drei Bündel Pfeile in den Wagen der Lady gepackt, damit müsstest du ein paar Tage auskommen. Wenn du auch nur ein bisschen Hirn im Kopf hast, was ich bezweifle, gehst du nach Süden oder Norden. Du könntest in die Gascogne gehen, aber das ist ein verdammt langer Marsch. Flandern ist näher, und da gibt es jede Menge englische Truppen, die dich wahrscheinlich aufnehmen, wenn ihnen nichts anderes übrigbleibt. Das ist mein Rat, Junge. Geh nach Norden und bete zu Gott, dass Sir Simon nie in Flandern auftaucht.»

«Danke», sagte Thomas.

«Aber wie kommst du nach Flandern?», fragte Skeat.

«Zu Fuß?»

«Bei den Knochen Christi, du bist wirklich ein nutzloses, wurmzerfressenes Stück fauliges Fleisch! Wenn du in der Aufmachung und mit dem Bogen in der Hand losmarschierst, kannst du dir genauso gut direkt die Kehle durchschneiden. Das geht schneller, als wenn es die Franzosen tun.»

«Vielleicht hilft dir das hier weiter», mischte sich Vater Hobbe ein und hielt Thomas ein schwarzes Stoffbündel hin, das sich beim Auseinanderfalten als Kutte eines Dominikanermönchs entpuppte. «Du sprichst Latein, Tom», sagte der Priester, «also kannst du dich als Pilgermönch ausgeben. Falls jemand nachfragt, sag, du bist auf dem Weg von Avignon nach Aachen.»

Thomas dankte ihm. «Reisen viele Mönche mit einem Bogen?»

«Mein Junge», erwiderte Vater Hobbe traurig, «ich kann dir die Hosen aufschnüren und deinen Hintern in den Wind drehen, aber auch mit Gottes Hilfe kann ich nicht für dich pinkeln.»

«Mit anderen Worten», sagte Skeat, «das musst du schon allein rausfinden. Du hast dich in diesen verdammten Schlamassel gebracht, Tom, also sieh auch zu, wie du wieder rauskommst. Ich hab dich gern um mich gehabt. Anfangs dachte ich, du wärst zu nichts zu gebrauchen. Damals stimmte das nicht, aber jetzt. Alles Gute, mein Junge.» Er streckte die Hand aus, und Thomas schüttelte

sie. «Du kannst eigentlich genauso gut mit der Gräfin nach Guingamp gehen», sagte Skeat zum Abschluss, «und dich von dort auf den Weg machen, aber vorher will Vater Hobbe noch deine Seele retten, weiß der Himmel, warum.»

Vater Hobbe saß ab und führte Thomas in die dachlose Kirche, zwischen deren Steinfliesen mittlerweile Gras und Unkraut wuchsen. Er bestand darauf, Thomas die Beichte abzunehmen, und dieser fühlte sich elend genug, um reumütig zu klingen.

Als sie fertig waren, seufzte Vater Hobbe. «Du hast einen Menschen getötet, Tom», sagte er ernst, «und das ist eine große Sünde.»

«Vater ...»

«Nein, nein, keine Ausflüchte. Die Kirche sagt, im Gefecht zu töten ist eine Pflicht, die der Mann seinem Herrn schuldig ist, aber du hast außerhalb des Gesetzes getötet. Was hatte der arme Knappe dir getan? Und er hatte eine Mutter, Tom; denk nur mal an sie. Nein, du hast schwer gesündigt, und ich muss dir eine entsprechende Buße auferlegen.»

Thomas, der auf dem Boden kniete, hob den Kopf und sah einen Bussard zwischen den dünner werdenden Wolken über den verkohlten Wänden der Kirche hinweggleiten. Dann trat Vater Hobbe näher auf ihn zu, bis er direkt vor ihm stand. «Ich werde dir keine Vaterunser auftragen, sondern etwas Schwereres. Etwas viel Schwereres.» Er legte Thomas die Hand auf den Kopf. «Deine Buße soll sein, das Versprechen einzulösen, das du deinem Vater gegeben hast.» Er hielt inne und wartete auf die Reaktion des

jungen Mannes, doch Thomas schwieg. «Hast du mich verstanden?», fragte Vater Hobbe mit Nachdruck.

«Ja, Vater.»

«Du wirst die Lanze des heiligen Georg finden und sie nach England zurückbringen. Das ist deine Buße. Und jetzt», er wechselte zu schauderhaftem Latein über, *«ego te absolvo, in nomine patris et filii et spiritus sancti.»* Er schlug das Kreuz über ihm. «Vergeude dein Leben nicht, Thomas.»

«Ich glaube, das habe ich schon, Vater.»

«Du bist einfach jung. Wenn man jung ist, kommt es einem so vor. Wenn man jung ist, besteht das Leben nur aus Glück oder Elend.» Er half Thomas auf. «Immerhin hängst du nicht am Galgen. Du lebst, und in dir steckt noch eine Menge Leben.» Er lächelte. «Ich habe so eine Ahnung, dass wir uns wiedersehen.»

Thomas verabschiedete sich von ihm und sah zu, wie Will Skeat Sir Simon Jekylls Pferd von der Weide holte und die *hellequins* Richtung Osten führte, während der Wagen mit seiner kleinen Eskorte in dem zerstörten Dorf zurückblieb.

Der Anführer der Eskorte war Hugh Boltby, einer von Skeats besseren Soldaten, und er rechnete damit, dass sie am nächsten Tag irgendwo in der Nähe von Guingamp auf den Feind stoßen würden. Er würde die Gräfin abliefern und dann zu Skeats Truppe zurückreiten. «Und dann solltest du besser nicht aussehen wie ein Bogenschütze, Tom.»

Thomas ging neben dem Wagen her, der von Pierre gelenkt wurde, dem alten Mann, den Sir Simon hatte

pressen lassen. Jeanette lud Thomas nicht ein, sich zu ihr zu setzen, im Gegenteil, sie tat so, als sei er gar nicht da. Am nächsten Morgen jedoch, nachdem sie in einem verlassenen Bauernhof übernachtet hatten, lachte sie, als sie ihn in der Mönchskutte erblickte.

«Es tut mir leid, was passiert ist», sagte Thomas zu ihr.

Jeanette zuckte die Achseln. «Vielleicht war es so das Beste. Ich hätte wohl schon im Winter zu Herzog Charles gehen sollen.»

«Warum habt Ihr es nicht getan, Madame?»

«Er war nicht immer nett zu mir», sagte sie niedergeschlagen. «Aber ich denke, das könnte mittlerweile anders aussehen.» Sie hatte sich eingeredet, der Herzog hätte seine Einstellung wegen der Briefe, die sie ihm geschickt hatte und die ihm helfen würden, wenn er seine Truppen gegen die Garnison in La Roche-Derrien führte, vielleicht geändert. Sie klammerte sich an die Vorstellung, dass der Herzog sie willkommen heißen würde, weil sie dringend ein sicheres Zuhause für ihren Sohn Charles brauchte, auch wenn der die Reise in einem schaukelnden, knarzenden Wagen im Moment als Abenteuer genoss. Gemeinsam würden sie in Guingamp ein neues Leben beginnen, und Jeanette sah diesem neuen Leben mit Optimismus entgegen. Sie hatte La Roche-Derrien überstürzt verlassen müssen und nur die wiedergewonnene Rüstung, das Schwert und ein paar Kleider mitnehmen können sowie ein wenig Geld, von dem Thomas annahm, dass Will Skeat es ihr gegeben hatte. So setzte sie ihre ganze Hoffnung auf Herzog Charles, der ihr, so erklärte sie

Thomas, gewiss ein Haus geben und ihr Geld leihen würde, als Vorschuss auf die entgangene Pacht aus Plabennec. «Er wird Charles doch sicher mögen, oder?»

«Bestimmt», sagte Thomas mit einem Blick auf Jeanettes Sohn, der die Zügel des Wagens hochwarf und in dem vergeblichen Versuch, das Pferd zu einem schnelleren Gang zu bewegen, mit der Zunge schnalzte.

«Und was wirst du tun?», fragte Jeanette.

«Ich komme schon durch.» Thomas mochte nicht zugeben, dass er nicht wusste, was er tun sollte. Wahrscheinlich würde er nach Flandern gehen, falls er je dort ankam. Sich einem anderen Trupp Bogenschützen anschließen und jede Nacht beten, dass Sir Simon Jekyll ihm nie wieder über den Weg lief. Und was seine Buße betraf, so hatte er keine Ahnung, wie er die Lanze auch nur finden, geschweige denn nach England zurückschaffen sollte.

An diesem zweiten Tag ihrer Reise kam Jeanette zu dem Schluss, dass Thomas doch ein Freund war.

«Wenn wir in Guingamp ankommen», sagte sie zu ihm, «suchst du dir eine Bleibe, und ich überrede den Herzog, dir einen Passierschein auszustellen. Selbst ein wandernder Bettelmönch kommt mit einem Passierschein des Herzogs der Bretagne besser zurecht.»

Aber kein Bettelmönch trug einen Bogen, erst recht keinen langen englischen Kriegsbogen, und Thomas wusste nicht, was er mit seiner Waffe machen sollte. Er wollte sie auf keinen Fall zurücklassen, aber der Anblick einiger verkohlter Holzbalken in dem verlassenen Bauernhof brachte ihn auf eine Idee. Er brach ein kurzes Stück von

dem geschwärzten Holz ab und band es über Kreuz an den ungeschnürten Bogen, sodass es aussah wie der Kreuzstab eines Pilgers. Er erinnerte sich, dass er in Hookton einmal einen Dominikaner mit so einem Stab gesehen hatte. Der Mönch, dessen Haar so kurz geschoren war, dass er fast kahl aussah, hatte draußen vor der Kirche eine flammende Predigt gehalten, bis Thomas' Vater von dem Gefasel die Nase voll gehabt und ihn verscheucht hatte. Genau so einen Mann musste Thomas jetzt wohl spielen. Jeanette schlug vor, Blumen an den Stab zu flechten, um seine wahre Beschaffenheit noch besser zu verbergen, und so band er Klee darum, der üppig auf den verlassenen Feldern blühte.

Der Wagen, gezogen von einem knochigen Gaul, den sie in Lannion erbeutet hatten, rumpelte schaukelnd nach Süden. Die Soldaten wurden immer vorsichtiger, je mehr sie sich Guingamp näherten, stets auf der Hut vor einem Hinterhalt von Armbrustschützen, die sich in dem dichten Wald rechts und links der einsamen Straße versteckt halten konnten. Einer der Männer hatte ein Jagdhorn, in das er immer wieder blies, um dem Feind ihr Kommen anzukündigen und zu signalisieren, dass sie in friedlicher Absicht kamen, und Boltby hatte einen weißen Stoffstreifen an seiner Lanze befestigt. Es gab keinen Hinterhalt, aber ein paar Meilen vor Guingamp kamen sie in die Nähe einer Furt, an der ein Trupp feindlicher Soldaten wartete. Zwei Reiter und ein Dutzend Armbrustschützen kamen mit einsatzbereiten Waffen auf sie zu, und Boltby rief Thomas aus dem Wagen. «Rede mit ihnen», befahl er ihm.

Thomas war nervös. «Was soll ich denn sagen?»

«Gib ihnen deinen verdammten Segen, Herrgott noch mal», knurrte Boltby, «und sag ihnen, wir kommen in Frieden.»

So ging Thomas mit klopfendem Herzen und trockener Kehle die Straße entlang. Die schwarze Kutte flatterte ungewohnt um seine Beine, als er die Hände hob und sich an die Armbrustschützen wandte. «Senkt eure Waffen», rief er auf Französisch, «senkt eure Waffen. Die Engländer kommen in Frieden.»

Einer von den Reitern trieb sein Pferd auf ihn zu. Sein Schild trug dasselbe weiße Hermelinwappen wie die Männer von Herzog Jean, aber dies waren Anhänger von Herzog Charles, und sie hatten das Hermelinwappen mit einem blauen Kranz umgeben, auf den Lilien gemalt waren.

«Wer seid Ihr, Vater?», verlangte der Reiter zu wissen.

Thomas öffnete den Mund, um zu antworten, doch es kam nichts. Er starrte hinauf zu dem Reiter, der einen rötlichen Schnurrbart und eigenartig gelbe Augen hatte. Mit dem ist nicht zu spaßen, dachte Thomas und griff nach der Pfote des heiligen Guinefort. Vielleicht sandte der Heilige ihm eine Eingebung, denn plötzlich packte ihn der Übermut, und er begann seine Rolle als Priester zu genießen. «Ich bin nur eines von Gottes bescheideneren Kindern, mein Sohn», antwortete er salbungsvoll.

«Seid Ihr Engländer?», fragte der Soldat misstrauisch. Thomas' Französisch war ausgezeichnet, aber es war das Französisch, das die Herrscher Englands sprachen, nicht das Frankreichs.

Erneut spürte Thomas, wie Panik in ihm aufstieg, aber er versuchte Zeit zu gewinnen, indem er das Kreuz schlug, und während seine Hand sich bewegte, kam ihm eine Idee. «Ich bin Schotte, mein Sohn», sagte er, und das besänftigte den Argwohn des Gelbäugigen, denn die Schotten waren von jeher Verbündete der Franzosen. Thomas wusste nichts über Schottland, aber das ging den meisten Franzosen und Bretonen vermutlich genauso, denn es war weit weg und nach allem, was man so hörte, ein wenig einladender Ort. Skeat hatte immer gesagt, es sei ein Land voller Schlamm, Felsen und elender Heiden, die viel schwerer zu töten waren als die Franzosen. «Ich bin Schotte», wiederholte Thomas, «und ich bringe eine Verwandte des Herzogs aus den Händen der Engländer.»

Der Soldat warf einen Blick auf den Wagen. «Eine Verwandte von Herzog Charles?»

«Gibt es sonst noch einen Herzog?», fragte Thomas mit Unschuldsmiene. «Sie ist die Gräfin von Armorika, und ihr Sohn, den sie bei sich hat, ist der Großneffe des Herzogs und ebenfalls ein Graf. Die Engländer haben sie die letzten sechs Monate gefangen gehalten, aber dank Gottes Gnade haben sie Mitleid gezeigt und sie freigelassen. Der Herzog wird sie voller Freude willkommen heißen.»

Thomas legte Jeanettes Titel und Verwandtschaft mit dem Herzog so dick auf wie frisch geschöpften Rahm, und die feindlichen Soldaten schluckten es, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie ließen den Wagen weiterrollen, und Thomas sah zu, wie Hugh Boltby seine Männer in zügigem Trab anführte, um möglichst schnell Abstand zwischen sich und

die Armbrustschützen zu bringen. Der Anführer der feindlichen Truppe sprach mit Jeanette und schien beeindruckt von ihrem aristokratischen Auftreten. Es wäre ihm eine Ehre, erklärte er, die Gräfin nach Guingamp zu begleiten, allerdings sei der Herzog nicht in der Stadt, sondern noch auf dem Rückweg von Paris. Es hieß, er befinde sich jetzt in Rennes, einer Stadt, die eine gute Tagesreise Richtung Osten lag.

«Würdest du mit mir bis nach Rennes kommen?», fragte Jeanette Thomas.

«Wenn Ihr es wünscht, Madame.»

«Ein junger Mann kann nützlich sein. Pierre ist alt», sie wies auf den Diener, «und hat nicht mehr viel Kraft. Und wenn du nach Flandern willst, musst du ohnehin den Fluss bei Rennes überqueren.»

So blieb Thomas die drei Tage, die der quälend langsame Wagen für die Reise brauchte, bei ihr. Hinter Guingamp brauchten sie keine Eskorte mehr, da so weit im Osten der Bretagne die Gefahr englischer Plünderer gering war, außerdem wurde die Straße gut von den Truppen des Herzogs bewacht. Das Land wirkte seltsam auf Thomas, denn er war mittlerweile an verwilderte Felder, ungepflegte Gärten und verlassene Dörfer gewöhnt, während die Bauernhöfe hier bewohnt waren und gediehen. Die Kirchen waren größer und hatten Fenster aus buntem Glas, und man hörte immer weniger Bretonisch. Dies war immer noch die Bretagne, aber die Sprache war Französisch.

Sie übernachteten in Landgasthäusern, wo das Stroh von Läusen wimmelte. Jeanette und ihr Sohn bekamen das, was

die Wirte als ihr bestes Zimmer bezeichneten, während Thomas mit den beiden Dienern im Stall schlief. Unterwegs begegneten sie zwei Priestern, doch keiner von beiden kam auf den Gedanken, dass Thomas ein Hochstapler war. Er grüßte sie auf Lateinisch, was er besser beherrschte als sie, und die beiden wünschten ihm einen schönen Tag und eine gute Reise. Thomas spürte förmlich ihre Erleichterung, als er sie nicht weiter ins Gespräch zog. Die Dominikaner waren bei den Gemeindepriestern alles andere als beliebt. Die Mönche waren ebenfalls Priester, aber ihre Aufgabe bestand in der Bekämpfung des Ketzertums, daher weckte der Besuch der Dominikaner bei den Gemeindepriestern die Furcht, dass sie ihre Pflicht nicht erfüllt hatten, und selbst ein halb verwilderter, junger Mönch wie Thomas war ihnen nicht willkommen.

Sie erreichten Rennes am Nachmittag. Im Osten hingen dunkle Wolken, und vor diesem Hintergrund ragte die Stadt mächtiger auf als alle anderen, die Thomas je gesehen hatte. Die Mauern waren doppelt so hoch wie die in Lannion oder La Roche-Derrien und hatten zahlreiche Türme mit spitzen Dächern, die als Schießscharten dienten, von denen Armbrustschützen angreifende Feinde mit einem Bolzenhagel beschießen konnten. Darüber, noch höher als die Türme der Mauern, der Kirchen und der Kathedrale, lag die Zitadelle, eine Festung aus hellem Stein, mit Flaggen geschmückt. Der Geruch der Stadt wurde mit dem kalten Wind westwärts geweht, ein stinkendes Gemisch von Abwässern, Gerbereien und Rauch.

Die Wachen am Westtor wurden unruhig, als sie die Pfeile im Wagen entdeckten, aber Jeanette überzeugte sie, dass es Trophäen waren, die sie dem Herzog überbringen sollte. Dann wollten sie einen Zoll auf die prächtige Rüstung erheben, woraufhin Jeanette erneut eine Tirade auf sie losließ, reichlich gespickt mit Anspielungen auf ihren Titel und ihre Verbindung zum Herzog. Nach einigem Hin und Her gaben die Soldaten nach und ließen den Wagen in die engen Straßen fahren, die überall von Warenauslagen gesäumt waren. Bettler liefen neben dem Wagen her, und Thomas, der das Pferd führte, wurde von Soldaten angerempelt. Die Stadt wimmelte von Soldaten. Die meisten von ihnen trugen das umkränzte Hermelinabzeichen, aber viele hatte auch den grünen Kelch von Genua auf ihrem Waffenrock, und die Anwesenheit so vieler Truppen bestätigte, dass der Herzog tatsächlich in der Stadt war und sich auf den Feldzug vorbereitete, der die Engländer aus der Bretagne vertreiben sollte.

Sie fanden ein Gasthaus unterhalb der beiden gewaltigen Türme der Kathedrale. Jeanette wollte sich für ihre Audienz beim Herzog zurechtmachen und verlangte ein Zimmer für sich allein, doch alles, was sie für ihr Geld bekam, war eine winzige, spinnenverseuchte Kammer unter dem Dach. Der Besitzer des Gasthauses, ein bleicher Kerl mit einem nervösen Zucken, sagte zu Thomas, er würde sich gewiss in dem Dominikanerkloster wohler fühlen, das nördlich der Kathedrale neben der St.-Germain-Kirche lag, doch Thomas erklärte, es sei seine Aufgabe, sich unter den Sündern aufzuhalten, nicht unter den Heiligen, und so gestattete der

Wirt ihm widerstrebend, in Jeanettes Wagen zu schlafen, der im Hof des Gasthauses abgestellt war.

«Aber keine Gebete, Vater», fügte er hinzu, «keine Gebete. Davon gibt’s genug in der Stadt, das müssen wir nicht auch noch hier in den Drei Schlüsseln haben.»

Jeanettes Dienerin bürstete ihrer Herrin das Haar, flocht es und rollte die schwarzen Zöpfe zu Schnecken auf, die ihre Ohren bedeckten. Jeanette zog ein rotes Samtkleid an, das der Plünderung ihres Hauses entgangen war und dessen Rock direkt unter ihren Brüsten begann und bis zum Boden fiel, während das üppig mit Kornblumen und Gänseblümchen bestickte Mieder bis eng an den Hals geschnürt war. Die Ärmel waren lang, mit einem Saum aus Fuchsfell, und fielen bis zu ihren roten, mit Hornschnallen verzierten Schuhen. Ihre Haube war auf das Kleid abgestimmt, mit dem gleichen Fell versehen und hatte einen Schleier aus blau-schwarzer Spitze. Sie rieb ihrem Sohn den Schmutz aus dem Gesicht, dann ging sie mit ihm hinunter in den Hof des Gasthauses.

«Meinst du, der Schleier passt?», fragte sie Thomas nervös.

Thomas zuckte die Achseln. «Ich wüsste nicht, was daran nicht passen sollte.»

«Ich meine die Farbe! Passt sie zu dem Rot?»

Er nickte, ohne sich seine Überraschung anmerken zu lassen. Er hatte sie noch nie so elegant gekleidet gesehen. Jetzt sah sie wirklich wie eine Gräfin aus, und ihr Sohn trug einen sauberen Anzug und war ordentlich gekämmt.

«Jetzt wirst du deinen Großonkel kennenlernen!», sagte Jeanette zu Charles, leckte ihren Zeigefinger an und entfernte noch einen Fleck von seiner Wange. «Der ist der Neffe des französischen Königs, und das bedeutet, dass du mit dem König verwandt bist! Jawohl, das bist du!»

Charles versuchte, sich dem Getue seiner Mutter zu entziehen, doch sie merkte es gar nicht, weil sie Pierre, ihrem Diener, befahl, die Rüstung und das Schwert in einem großen Sack zu verstauen. Sie wollte sie dem Herzog zeigen. «Er soll wissen», erklärte sie Thomas, «dass mein Sohn, wenn er alt genug ist, für ihn kämpfen wird.»

Pierre, der von sich behauptete, er sei siebzig Jahre alt, hob den Sack an und wäre beinahe vornübergefallen, so schwer war er. Thomas erbot sich, ihn an seiner Stelle zur Zitadelle zu tragen, doch Jeanette wollte nichts davon hören.

«Unter einfachen Leuten magst du ja als Schotte durchgehen, aber im Gefolge des Herzogs gibt es möglicherweise Männer, die das Land kennen.» Sie strich ihren roten Samtrock glatt. «Du wartest hier, und ich schicke Pierre mit einer Nachricht zurück, vielleicht sogar mit etwas Geld. Ich bin sicher, der Herzog wird sich großzügig erweisen. Ich werde ihn um einen Passierschein für dich bitten. Welchen Namen soll ich angeben? Einen schottischen? Oder einfach Thomas der Mönch? Sobald er dich sieht», jetzt sprach sie zu ihrem Sohn, «wird er seinen Beutel aufmachen, nicht wahr? Natürlich wird er das.»

Pierre schaffte es, sich die Rüstung auf die Schulter zu hieven, ohne umzufallen, und Jeanette nahm ihren Sohn bei

der Hand. «Ich werde dir eine Nachricht schicken», versprach sie Thomas.

«Gott schütze Euch, mein Kind», sagte Thomas. «Und möge der heilige Guinefort über Euch wachen.»

Bei der Erwähnung dieses Heiligen, der in Wirklichkeit nur ein Hund war, rümpfte Jeanette die Nase. «Ich werde mich lieber St. Renan anvertrauen», sagte sie vorwurfsvoll, und mit diesen Worten ging sie davon. Pierre und seine Frau folgten ihr, während Thomas im Hof blieb und Stallknechten, streunenden Katzen und Schankleuten seinen Segen spendete. Wenn du nur verrückt genug bist, hatte sein Vater einst gesagt, sperren sie dich entweder ein oder sie machen einen Heiligen aus dir.

Feucht und kalt brach die Nacht herein, und ein böiger Wind fuhr pfeifend durch die Türme der Kathedrale und zerrte am Strohdach des Gasthauses. Thomas dachte an die Buße, die Vater Hobbe ihm auferlegt hatte.

War die Lanze echt? Hatte sie wirklich die Schuppen eines Drachen durchstoßen, die Rippen durchbohrt und ein Herz aufgeschlitzt, durch das kaltes Blut floss? Er glaubte daran. Sein Vater hatte daran geglaubt, und der war zwar verrückt, aber nicht dumm gewesen. Und die Lanze hatte so alt ausgesehen, so unglaublich alt. Früher hatte Thomas zum heiligen Georg gebetet, doch das tat er seit langem nicht mehr, und plötzlich hatte er ein schlechtes Gewissen, fiel neben dem Wagen auf die Knie und bat den Heiligen, ihm seine Sünden zu vergeben, ihm zu vergeben, dass er den Knappen getötet hatte und sich als Mönch ausgab. Ich will gar nicht schlecht sein, sagte er zu dem Drachentöter,

aber es ist so einfach, den Himmel und die Heiligen zu vergessen. Und wenn du es wünschst, werde ich die Lanze finden, aber du musst mir sagen, was ich damit tun soll.

Sollte er sie wieder nach Hookton bringen, das, soweit Thomas wusste, gar nicht mehr existierte? Oder sollte er sie demjenigen zurückgeben, dem sie gehört hatte, bevor sein Vorfahre sie gestohlen hatte, wer immer das war? Und wer war dieser Vorfahre gewesen? Warum hatte sein Vater sich vor seiner Familie versteckt? Und warum war gerade er, Thomas, dazu bestimmt, die Lanze zurückzuholen? Das alles wusste Thomas nicht, und während der vergangenen drei Jahre war es ihm auch gleichgültig gewesen, aber nun, hier im Hof des Gasthauses, packte ihn plötzlich die Neugier. Er hatte irgendwo eine Familie. Sein Vorfahre war ein Soldat und ein Dieb gewesen, aber wie lautete sein Name? Er fügte noch ein Gebet an den heiligen Georg an, dass er ihm gestatten möge, dies herauszufinden.

«Betet Ihr um Regen, Vater?», fragte einer der Stallknechte. «Sieht aus, als kriegen wir welchen. Können wir auch gebrauchen.»

Thomas hätte im Gasthaus essen können, aber auf einmal machte ihn der überfüllte Schankraum nervös, in dem die Soldaten des Herzogs und ihre Frauen sangen, prahlten und randalierten. Und ebenso wenig wollte er den Verdacht des verschlagenen Gastwirts wecken. Der Mann fragte sich, warum Thomas nicht in das Kloster ging, und noch viel mehr, warum ein Mönch zusammen mit einer schönen Frau reiste. «Sie ist meine Cousine», hatte Thomas dem Wirt erklärt, und der hatte so getan, als glaube er ihm. Aber

Thomas hatte keine Lust, weitere Fragen zu beantworten, deshalb blieb er im Hof und bereitete sich aus dem trockenen Brot, den eingelegten Zwiebeln und dem harten Käse, die das einzig Essbare im Wagen waren, ein kärgliches Mahl.

Als es zu regnen begann, zog er sich in den Wagen zurück und lauschte den Tropfen, die auf die Stoffplane trommelten. Er dachte an Jeanette und ihren Sohn, denen vermutlich auf silbernen Tabletts gezuckerte Leckereien gereicht wurden, bevor sie sich in einem mit Wandteppichen verkleideten Zimmer zwischen sauberen Leinenlaken zum Schlafen legten, und Selbstmitleid stieg in ihm auf. Er war auf der Flucht, Jeanette war seine einzige Verbündete, und sie war sich viel zu gut für ihn.

Glocken verkündeten, dass die Stadttore geschlossen wurden. Nachtwächter zogen durch die Straßen und hielten nach Bränden Ausschau, die eine Stadt innerhalb weniger Stunden zerstören konnten. Wachmänner standen fröstelnd auf den Mauern, und von der Spitze der Zitadelle flatterten die Banner des Herzogs. Thomas war von Feinden umgeben, und sein einziger Schutz waren sein Verstand und eine Mönchskutte. Und er war allein.

Jeanette wurde immer unruhiger, je näher sie der Zitadelle kam, doch sie redete sich ein, dass Herzog Charles sie als Angehörige anerkennen würde, sobald er ihren Sohn sah, der sogar nach ihm benannt war. Außerdem hatte ihr Mann stets gesagt, der Herzog würde Jeanette mögen, wenn er sie nur besser kennenlernte. In der Tat war der Herzog

bisher sehr kühl gewesen, aber ihre Briefe mussten ihn von ihrer Ergebenheit überzeugt haben, und selbst wenn all dies nichts nützte, besaß er doch gewiss die Ritterlichkeit, einer Frau in einer Notlage beizustehen.

Zu ihrer Überraschung war es einfacher, in die Zitadelle hineinzukommen als zuvor in die Stadt. Die Wachleute winkten sie über die Zugbrücke, durch den Torweg und in einen weiten Innenhof, der von Vieh- und Pferdeställen sowie Lagerhäusern gesäumt war. Ein Trupp Soldaten übte sich im Schwertkampf, dass im trüben Nachmittagslicht die Funken stoben. Auch von der Schmiede, wo gerade ein Pferd beschlagen wurde, sprühten Funken auf, und Jeanette stieg der Geruch von verbranntem Horn in die Nase, vermischt mit dem Gestank eines Misthaufens und dem einer verwesenden Leiche, die in Ketten an der Hofmauer hing. Daneben stand in knappen, fehlerhaft geschriebenen Worten zu lesen, dass der Mann ein Dieb gewesen war.

Ein Bediensteter führte sie durch einen zweiten Torbogen in eine zugige Halle, in der gut zwanzig Bittsteller darauf warteten, zum Herzog vorgelassen zu werden. Der Schreiber zog in schweigender Überraschung die Augenbraue hoch, als sie ihren Namen nannte, und notierte ihn auf einer Liste.

«Man wird den Herzog von Eurer Anwesenheit benachrichten», sagte der Mann mit gelangweilter Stimme und wies auf eine steinerne Bank, die vor einer der hohen Wände der Halle entlanglief.

Pierre legte den Sack mit der Rüstung auf dem Boden ab und hockte sich daneben; Jeanette setzte sich auf die Bank. Einige von den Bittstellern liefen auf und ab, zusammengerollte Schriftstücke in der Hand, und übten lautlos die Sätze, die sie gegenüber dem Herzog vorbringen wollten. Andere beschwerten sich bei den Schreibern, dass sie nun schon drei, vier oder sogar fünf Tage warteten. Wie lange denn noch? Ein Hund hob an einer Säule das Bein, dann kamen zwei Jungen, sechs oder sieben Jahre alt, mit Spielzeugschwertern aus Holz in die Halle gerannt. Sie hielten einen Moment inne, um die Bittsteller zu betrachten, dann liefen sie eine Treppe hinauf, die von Soldaten bewacht wurde. Ob es die Söhne des Herzogs waren?, fragte sich Jeanette und stellte sich vor, wie Charles sich mit ihnen anfreunden würde.

«Du wirst hier glücklich sein», sagte sie zu ihm.

«Mama, ich hab Hunger.»

«Wir werden bald essen.»

Sie wartete. Durch die Galerie am oberen Ende der Treppe schlenderten zwei Frauen in hellen Kleidern aus teurem Leinen, die sie zu umfließen schienen, und Jeanette kam sich in ihrem zerknitterten roten Samtkleid plötzlich schäbig vor. «Du musst höflich zum Herzog sein», sagte sie zu ihrem Sohn, der vor Hunger herumzuzappeln begann. «Du gehst vor ihm aufs Knie, kannst du das? Zeig mir, wie du aufs Knie gehst.»

«Ich will nach Hause», sagte Charles.

«Komm, zeig Mama, wie du aufs Knie gehst. So ist es gut!»

Jeanette strubbelte ihrem Sohn lobend durchs Haar, strich es jedoch sofort wieder glatt. Von oben ertönte der süße Klang einer Harfe und der Gesang einer Flöte, und Jeanette dachte voller Verlangen an das Leben, nach dem sie sich sehnte. Das Leben einer Gräfin, begleitet von Musik und schmucken Männern, Eleganz und Macht. Sie würde Plabennec wiederaufbauen, auch wenn sie noch nicht wusste, wovon; sie würde den Turm vergrößern und eine Treppe wie in dieser Halle einbauen lassen. Eine Stunde ging vorüber, dann eine weitere. Draußen war es inzwischen dunkel, und die Halle wurde trübe von zwei Fackeln erleuchtet, deren Rauch zum Balkenwerk der hohen Decke aufstieg. Da Charles immer quengeliger wurde, nahm Jeanette ihn auf den Arm und versuchte, ihn in den Schlaf zu wiegen. Zwei Priester schritten eingehakt und lachend die Treppe herunter. Dann kam ein Diener in der Livree des Herzogs in die Halle gelaufen, und sämtliche Bittsteller setzten sich auf und sahen den Mann erwartungsvoll an. Er ging zum Tisch des Schreibers, sprach kurz mit ihm, dann wandte er sich um und verneigte sich vor Jeanette.

Sie erhob sich. «Wartet hier», sagte sie zu ihren beiden Dienern.

Die anderen Bittsteller starrten sie böse an. Obwohl sie als Letzte gekommen war, wurde sie als Erste vorgelassen. Charles folgte ihr nur widerwillig, und sie versetzte ihm einen kleinen Klaps auf den Hinterkopf, um ihn an seine Manieren zu erinnern. Der Diener ging schweigend neben

ihr her. «Ist der Herzog bei guter Gesundheit?», fragte sie nervös.

Ohne zu antworten, führte der Diener sie die Treppe hinauf und dann nach rechts, die Galerie entlang, wo der Regen durch die Fensteröffnungen hereinwehte. Er ging unter einem Torbogen hindurch und eine weitere Treppenflucht hinauf, an deren oberem Ende sich eine hohe Tür befand. Er öffnete sie und verkündete: «Der Graf von Armorika und seine Mutter.»

Der Raum lag offensichtlich in einem der Türme der Zitadelle, denn er war rund. An einer Seite befand sich ein großer Kamin, und kreuzförmige Schießscharten ließen die graue, nasse Dunkelheit jenseits der Mauern erkennen. Der runde Raum hingegen war hell erleuchtet; vierzig oder fünfzig Kerzen warfen ihr Licht auf Wandbehänge, einen großen polierten Tisch, einen Stuhl, ein Betpult, in das Szenen aus dem Leidensweg Christi eingeschnitzt waren, und ein mit Fell überzogenes Bett. Der Boden war mit weichem Hirschfell bedeckt. An einem kleineren Tisch arbeiteten zwei Schreiber, während der Herzog, prachtvoll in ein tiefblaues, von Hermelin eingefasstes Gewand mit passender Kappe gekleidet, am großen Tisch saß. Ein älterer Priester, hager, mit weißem Haar und schmalem Gesicht, stand hinter dem Betpult und betrachtete Jeanette mit angewiderter Miene.

Jeanette versank vor dem Herzog in einem Knicks und stupste Charles an. «Auf dein Knie», mahnte sie ihn flüsternd.

Charles begann zu weinen und verbarg das Gesicht in Jeanettes Rock.

Der Herzog runzelte die Stirn über das Heulen des Kindes, sagte jedoch nichts. Er war noch jung, wenn auch näher an den dreißig als an den zwanzig, und hatte ein blasses, wachsames Gesicht. Er war hager, trug einen blonden Schnurr- und Kinnbart und hatte knochige weiße Hände, die er vor seinem abwärts gezogenen Mund gefaltet hielt. Er galt als gelehrter und frommer Mann, aber in seinem Gesichtsausdruck lag etwas Gereiztes, das Jeanette vorsichtig machte. Sie wünschte, er würde etwas sagen, doch alle vier Männer im Raum starrten sie nur schweigend an.

«Euer Gnaden, ich habe die Ehre, Euch Euren Großneffen vorzustellen», sagte Jeanette und schob ihren weinenden Sohn vor, «den Grafen von Armorika.»

Der Herzog betrachtete den Jungen mit ausdrucksloser Miene.

«Er heißt Charles», fügte Jeanette hinzu, aber sie hätte auch ebenso gut schweigen können, denn der Herzog sagte noch immer nichts. Die Stille wurde nur vom Wimmern des Jungen und vom Knistern der Flammen im Kamin unterbrochen. «Ich nehme an, Ihr habt meine Briefe bekommen, Euer Gnaden?», sagte Jeanette nervös.

Plötzlich ergriff der Priester das Wort, sodass Jeanette überrascht zusammenzuckte. «Ihr seid in Begleitung eines Dieners hergekommen», sagte er mit kalter Stimme, «der einen schweren Sack trug. Was ist darin?»

Jeanette begriff, dass sie annahmen, sie hätte dem Herzog ein Geschenk mitgebracht, und errötete, weil sie nicht daran gedacht hatte. Selbst eine Kleinigkeit hätte als taktvolle Geste genügt, aber sie hatte diese Form der Höflichkeit schlicht und einfach vergessen. «Das Schwert und die Rüstung meines verstorbenen Mannes», erwiderte sie. «Es ist mir gelungen, sie vor den Engländern zu retten, die mir ansonsten alles genommen haben. Alles. Ich bewahre das Schwert und die Rüstung für meinen Sohn auf, damit er sie einst tragen kann, um für seinen Lehnsherrn zu kämpfen.» Sie neigte demütig den Kopf.

Der Herzog legte die Fingerspitzen aneinander. Für Jeanette sah es so aus, als bewege er nicht einmal die Lider, und das war ebenso beunruhigend wie sein Schweigen.

«Seine Gnaden wünscht die Rüstung zu sehen», verkündete der Priester, obgleich der Herzog mit keiner Geste zu erkennen gegeben hatte, dass er überhaupt irgendetwas wünschte. Der Priester schnippte mit den Fingern, und einer der Schreiber verließ den Raum. Der zweite Schreiber ging mit einer kleinen Schere umher und kürzte die Dochte der vielen Kerzen in ihren hohen schmiedeeisernen Haltern. Der Herzog und der Priester beachteten ihn nicht.

«Ihr sagt», meldete sich der Priester erneut zu Wort, «Ihr hättet Briefe an Seine Gnaden geschickt. Worum ging es darin?»

«Ich habe die neuen Verteidigungsanlagen in La Roche-Derrien beschrieben, Vater, und ich habe den Herzog vor dem Angriff der Engländer auf Lannion gewarnt.»

«Was Ihr nicht sagt», meinte der Priester. Charles weinte noch immer, und Jeanette riss heftig an seiner Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen, doch er heulte nur umso mehr. Der Schreiber wanderte von Kerze zu Kerze, ohne den Herzog anzusehen. Die Schere schnippte, eine kleine Rauchwolke stieg auf, dann klärte und beruhigte sich die Flamme. Charles' Weinen wurde noch lauter.

«Der Herzog mag keine plärrenden Kinder», sagte der Priester.

«Er ist hungrig, Vater», erklärte Jeanette nervös.

«Ihr seid mit zwei Bediensteten gekommen?»

«Ja, Vater.»

«Sie können zusammen mit dem Jungen in der Küche essen», sagte der Priester und schnippte erneut mit den Fingern, woraufhin der zweite Schreiber seine Schere auf einem der Felle ablegte und den angsterfüllten Charles an der Hand nahm. Obwohl der Junge bei seiner Mutter bleiben wollte, wurde er hinausgezerrt, und Jeanette verkrampfte sich, als sie hörte, wie sein Gebrüll von der Treppe heraufstieg.

Abgesehen von der Bewegung seiner Finger hatte der Herzog sich nicht gerührt. Er musterte Jeanette nur mit undurchdringlicher Miene.

«Ihr sagt», begann der Priester erneut, «die Engländer hätten Euch alles weggenommen?»

«Sie haben alles gestohlen, was ich besaß!»

Angesichts der Empörung in ihrer Stimme verzog der Priester das Gesicht. «Wenn sie Euch mittellos

zurückgelassen haben, Madame, warum habt Ihr uns dann nicht eher um Hilfe gebeten?»

«Ich wollte Euch nicht zur Last fallen, Vater.»

«Aber jetzt wollt Ihr es?»

Jeanette runzelte die Stirn. «Ich habe dem Herzog seinen Neffen gebracht, den Herrn von Plabennec. Oder wäre es Euch lieber, wenn er unter den Engländern aufwächst?»

«Werdet nicht unverschämt, mein Kind», sagte der Priester ruhig. Der erste Schreiber kam mit dem Sack zurück und leerte ihn auf den Hirschfellen vor dem Tisch des Herzogs. Der Herzog warf einen kurzen Blick auf die Rüstung, dann lehnte er sich wieder in seinem hochlehnigen, mit Schnitzereien verzierten Stuhl zurück.

«Ein prachtvolles Stück», erklärte der Priester.

«Ja, sie ist sehr kostbar», stimmte Jeanette ihm zu.

Der Herzog spähte erneut zu der Rüstung hinüber. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht.

«Seine Gnaden billigt sie», verkündete der Priester. Dann machte er eine Handbewegung, und der Schreiber, der ohne Worte zu wissen schien, was von ihm verlangt wurde, sammelte das Schwert und die Rüstung wieder ein und trug sie hinaus.

«Es freut mich, dass sie Euch gefällt, Euer Gnaden», sagte Jeanette und versank erneut in einem Knicks. Sie hatte das wirre Gefühl, der Herzog halte die Rüstung und das Schwert trotz ihrer Erklärungen für ein Geschenk, aber sie mochte nicht nachfragen. Das konnte sie alles noch später aufklären. Durch die Schießscharten kam ein kalter, mit

Regentropfen durchsetzter Windstoß herein, der die Kerzen aufflackern ließ.

«Nun», sagte der Priester, «was wünscht Ihr von uns?»

«Mein Sohn braucht Schutz, Vater», erwiderte Jeanette nervös. «Er braucht ein Zuhause, einen Ort, an dem er aufwachsen und das Kriegshandwerk erlernen kann.»

«Seine Gnaden wird dieser Bitte mit Freuden entsprechen», verkündete der Priester.

Jeanette verspürte eine Woge der Erleichterung. Die Atmosphäre in dem Raum war so abweisend, dass sie befürchtet hatte, ebenso mittellos hinausgeworfen zu werden, wie sie angekommen war, doch die Worte des Priesters, so kalt sie auch geklungen hatten, sagten ihr, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchte. Der Herzog stand zu seiner Verantwortung, und sie versank zum dritten Mal in einem Knicks. «Ich bin sehr dankbar, Euer Gnaden.»

Der Priester setzte zu einer Antwort an, doch zu Jeanettes Überraschung erhob der Herzog die Hand, und der Priester verneigte sich. «Es ist uns eine Freude», sagte der Herzog mit eigentümlich hoher Stimme, «denn Euer Sohn liegt uns am Herzen, und es ist unser Wunsch, dass er zu einem Krieger heranwächst wie sein Vater.» Er wandte sich zu dem Priester und neigte kurz den Kopf, woraufhin dieser sich erneut verbeugte und den Raum verließ.

Der Herzog stand auf, trat ans Feuer und hielt seine Hände über die niedrigen Flammen. «Uns ist aufgefallen», sagte er kühl, «dass die Steuern aus Plabennec seit drei Jahren nicht mehr bezahlt worden sind.»

«Die Engländer halten das Lehen besetzt, Euer Gnaden.»

«Und Ihr steht in meiner Schuld.» Der Herzog blickte mit gerunzelter Stirn in die Flammen.

«Wenn Ihr meinen Sohn beschützt, werde ich für immer in Eurer Schuld stehen», sagte Jeanette demütig.

Der Herzog nahm die Kappe ab und fuhr sich mit der Hand durch das blonde Haar. Jeanette fand, dass er ohne die Kappe jünger und freundlicher aussah, doch seine nächsten Worte ließen sie zu Eis erstarren. «Ich war dagegen, dass Henri Euch zur Frau nahm.»

Im ersten Moment verschlug ihr seine Offenheit die Sprache. «Mein Mann bedauerte, dass Ihr mit seiner Entscheidung nicht einverstanden wart», sagte sie schließlich kleinlaut.

Der Herzog ging nicht auf ihre Worte ein. «Er hätte Lisette de Picard heiraten sollen. Sie hatte Geld, Land, Pächter. Sie hätte unserer Familie großen Reichtum gebracht. In schwierigen Zeiten ist Reichtum ein …», er hielt inne, suchte nach dem richtigen Wort, «… ein Polster. Ihr, Madame, habt kein Polster.»

«Nur die Güte, die Ihr mir erweist, Euer Gnaden», sagte Jeanette.

«Ich werde mich Eures Sohnes annehmen», sagte der Herzog. «Er wird in meinem Haushalt erzogen und in den Künsten des Krieges und des Hofes ausgebildet, wie es seinem Rang entspricht.»

«Meinen ergebensten Dank.» Jeanette war es leid, vor ihm zu buckeln. Sie sehnte sich nach einem Zeichen der

Zuneigung, doch seit der Herzog an den Kamin getreten war, wich er ihrem Blick aus.

Nun wandte er sich plötzlich zu ihr um. «Gibt es in La Roche-Derrien einen Notar namens Belas?»

«In der Tat, Euer Gnaden.»

«Wie er uns mitteilt, war Eure Mutter Jüdin.» Er spuckte das letzte Wort förmlich aus.

Fassungslos starrte Jeanette ihn an. Ein paar Sekunden lang wusste sie nicht, was sie sagen sollte. Sie konnte nicht glauben, dass Belas so etwas behauptet hatte. Schließlich gelang es ihr, den Kopf zu schütteln. «Das stimmt nicht!»

«Außerdem teilt er uns mit, dass Ihr Edward von England ein Bittgesuch geschickt habt, er möge Euch die Steuern von Plabennec zurückerstatten.»

«Was hätte ich denn sonst tun sollen?»

«Und dass Ihr Euren Sohn Edwards Schutz unterstellt habt», fuhr der Herzog mit Nachdruck fort.

Jeanette öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Die Anschuldigungen kamen so schnell und so zahlreich, dass sie nicht wusste, wie sie sich verteidigen sollte. Es stimmte, ihr Sohn war tatsächlich König Edwards Schutz unterstellt worden, aber das war nicht auf Jeanettes Betreiben geschehen; sie war nicht einmal dabei gewesen, als der Earl of Northampton diesen Beschluss gefasst hatte. Doch bevor sie protestieren oder etwas erklären konnte, sprach der Herzog erneut.

«Belas teilt uns mit, dass viele Bewohner von La Roche-Derrien ihre Zufriedenheit mit den englischen Besatzern zum Ausdruck gebracht haben.»

«Ja, einige haben das getan», gab Jeanette zu.

«Und dass Ihr, Madame, englische Soldaten in Eurem Haus habt, um Euch zu beschützen.»

«Sie haben mein Haus mit Gewalt besetzt!», widersprach sie entrüstet. «Ihr müsst mir glauben, Euer Gnaden! Ich wollte sie nicht dort haben!»

Der Herzog schüttelte den Kopf. «Wir haben den Eindruck, Madame, dass Ihr Eure Feinde willkommen geheißen habt. Euer Vater war ein Weinhändler, nicht wahr?»

Jeanette war zu überrascht, um zu antworten. Allmählich dämmerte ihr, dass Belas sie nach Strich und Faden hintergangen hatte. Dennoch klammerte sie sich an die Hoffnung, dass sie den Herzog von ihrer Unschuld überzeugen konnte. «Ich habe sie nicht willkommen geheißen», beharrte sie. «Ich habe sie bekämpft!»

«Kaufleute», sagte der Herzog, «sind nur einem treu, und zwar dem Geld. Sie haben keine Ehre. Ehre kann man nicht erlernen, Madame. Man kann sie nur ererben. So, wie man ein Pferd auf Tapferkeit und Schnelligkeit züchtet oder einen Jagdhund auf Gewandtheit und Wildheit, so züchtet man einen Edelmann auf Ehre. Man kann einen Ackergaul nicht in ein Streitross verwandeln, und ebenso wenig einen Kaufmann in einen Adligen. Es widerspricht der Natur und Gottes Gesetzen.» Er bekreuzigte sich. «Euer Sohn ist der Graf von Armorika, und wir werden ihn in Ehren großziehen, aber Ihr, Madame, seid die Tochter eines Kaufmanns und einer Jüdin.»

«Das ist nicht wahr!», protestierte Jeanette.

«Erhebt Eure Stimme nicht gegen mich», sagte der Herzog eisig. «Ihr seid mir eine Last. Ihr wagt es, hierher zu kommen, mit Fuchsfell herausgeputzt, und darauf zu rechnen, dass ich Euch Schutz gewähre? Was sonst noch? Geld? Ich werde Eurem Sohn ein Zuhause geben, aber Ihr, Madame, bekommt einen Ehemann.» Er kam auf sie zu; seine Schritte machten auf den Hirschfellen keinen Laut. «Ihr seid nicht gut genug, um die Mutter des Grafen von Armorika zu sein. Ihr habt den Feind bei Euch aufgenommen. Ihr habt keine Ehre.»

«Ich …» Jeanette versuchte erneut zu widersprechen, doch der Herzog schlug ihr mit der Hand ins Gesicht.

«Schweigt, Madame», befahl er. «Ich will kein Wort mehr hören.» Er zog an den Bändern ihres Mieders, und als sie es wagte, sich zu wehren, schlug er sie noch einmal. «Ihr seid eine Hure.» Der Herzog verlor die Geduld mit der komplizierten Schnürung, griff nach der Schere, die auf einem der Felle lag, schnitt die Bänder durch und entblößte Jeanettes Brüste. Sie war so überrascht, fassungslos und entsetzt, dass sie gar nicht versuchte, sich zu bedecken. Dies war nicht Sir Simon Jekyll, sondern ihr Lehnsherr, der Neffe des Königs und der Onkel ihres Mannes. «Ihr seid eine hübsche Hure, Madame», sagte der Herzog verächtlich. «Wie habt ihr Henri betört? Mit jüdischer Hexerei?»

«Nein», wimmerte Jeanette. «Bitte nicht!»

Der Herzog löste den Haken an seinem Gewand, und Jeanette sah, dass er darunter nackt war.

«Nein», flehte sie noch einmal, «bitte nicht.»

Der Herzog versetzte ihr einen Stoß, dass sie auf das Bett fiel. Sein Gesicht zeigte noch immer keine Regung, weder Lust noch Vergnügen noch Zorn. Er zerrte ihre Röcke hoch, kniete sich auf das Bett und vergewaltigte sie ohne ein Zeichen der Leidenschaft. Wenn überhaupt, war er wütend, und als er fertig war, fiel er mit einem Erschauern auf sie nieder. Jeanette weinte. Er wischte sich an ihrem Samtrock ab. «Ich werde diese Erfahrung als Entschädigung für die entgangenen Steuern von Plabennec verbuchen», sagte er, erhob sich und hakte die Hermelinverbrämung seines Gewandes wieder zu. «Ihr werdet hier eine Kammer zugewiesen bekommen, Madame, und morgen werde ich Euch mit einem meiner Soldaten vermählen. Euer Sohn bleibt hier, aber Ihr werdet dorthin gehen, wo Euer neuer Gatte eingesetzt wird.»

Jeanette lag weinend auf dem Bett. Der Herzog verzog voller Abscheu das Gesicht, durchquerte dann den Raum und kniete sich auf das Betpult. «Bedeckt Euch, Madame», sagte er kalt. «Und reißt Euch zusammen.»

Jeanette knüpfte die durchtrennten Bänder ihres Mieders notdürftig zusammen und starrte den Herzog durch die Kerzenflammen an. «*Ihr* habt keine Ehre», zischte sie. «*Ihr* habt keine Ehre.»

Der Herzog ignorierte sie. Er läutete eine kleine Glocke, dann faltete er die Hände, schloss die Augen und versank im Gebet. Er betete noch immer, als der Priester und ein Diener hereinkamen, Jeanette an den Armen packten und sie zu einer kleinen Kammer im Stockwerk unterhalb vom Zimmer des Herzogs brachten. Sie stießen sie hinein,

schlossen die Tür, und sie hörte, wie von außen ein Riegel vorgeschoben wurde. In ihrem improvisierten Gefängnis befand sich nichts außer einer Strohmatte und ein paar Besen.

Sie sank auf die Matratze und schluchzte, bis ihr gebrochenes Herz wund war.

Der Wind heulte durch die Fensteröffnung, Regen prasselte gegen die Läden, und Jeanette wünschte, sie wäre tot.

Thomas erwachte vom Hahnengeschrei. Ein stürmischer Wind und peitschender Regen traktierten die undichte Plane. Er öffnete die Klappe und blickte hinaus auf die Pfützen, die sich zwischen dem Kopfsteinpflaster des Hofes ausbreiteten. Jeanette hatte keine Nachricht geschickt, und er rechnete auch nicht damit, dass eine kommen würde. Will Skeat hatte recht gehabt. Sie war hart wie ein Plattenpanzer, und jetzt, wo sie ihren Platz gefunden hatte – vermutlich ein gemütliches Bett in einem Zimmer mit Kamin, dessen Feuer von den Dienern des Herzogs unterhalten wurde, während er hier in der klammen Kälte der Morgendämmerung hockte –, hatte sie Thomas sicher vergessen.

Und was für eine Nachricht hatte er denn erwartet? Eine Liebeserklärung? Im Grunde seines Herzens sehnte er sich danach, aber er redete sich ein, er warte nur darauf, dass Jeanette ihm den Passierschein mit der Unterschrift des Herzogs sandte, obwohl er genau wusste, dass er ihn nicht brauchte. Er musste nach Nordosten gehen und darauf hoffen, dass die Dominikanerkutte ihn schützte. Er hatte keine rechte Vorstellung davon, wie er nach Flandern kommen sollte, aber er meinte zu wissen, dass Paris irgendwo in der Nähe dieser Gegend lag, also beschloss er, erst einmal der Seine zu folgen, die ihn von Rennes nach Paris führen würde. Seine größte Sorge war, dass er unterwegs einem echten Dominikaner begegnen könnte, der bald herausfinden würde, dass Thomas nur eine sehr verschwommene Vorstellung von den Regeln der Bruderschaft und überhaupt keine von ihrer Hierarchie

hatte, aber er tröstete sich damit, dass schottische Dominikaner vermutlich so weit von der Zivilisation abgeschnitten waren, dass man Verständnis für ihr Unwissen haben würde. Er würde schon durchkommen.

Er starrte auf den Regen, der in die Pfützen platschte. Erwarte nichts von Jeanette, sagte er sich, und zum Beweis, dass er dieser tristen Einstellung folgte, schnürte er sein kleines Bündel. Es widerstrebte ihm, seinen Kettenpanzer zurückzulassen, aber er war zu schwer, um ihn mitzunehmen, und so verstaute er ihn im Wagen. Dann packte er die Pfeilbündel in einen Beutel. Die Pfeile waren schwer, und ihre Spitzen drohten den Beutel aufzuschlitzen, aber er wollte nicht ohne sie reisen. Die Bündel waren mit Bogensehnen aus Hanf zusammengebunden, und er nahm eine davon, um sich damit sein Messer um das linke Bein zu binden, damit es, genau wie seine Geldbörse, unter der schwarzen Kutte verborgen war.

Nun war er zum Aufbruch bereit, doch der Regen prasselte jetzt wie ein Pfeilhagel auf die Stadt nieder. Im Westen donnerte es krachend, und der Regen lief in Strömen von den Dächern, sodass die Wassertonnen überliefen und der Dreck aus dem Hof gespült wurde. Auch als die Glocken der Stadt Mittag schlugen, schüttete es noch immer wie aus Kannen. Der Wind jagte dunkle Wolken um die Türme der Kathedrale, und Thomas sagte sich, dass er aufbrechen würde, sobald der Regen nachließ, doch das Unwetter wurde immer schlimmer. Blitze zuckten über den Himmel, und der Donner ließ die Stadt erbeben. Thomas

erschauerte, beeindruckt vom Wüten des Himmels. Voll Staunen sah er, wie der Blitz sich im großen Westfenster der Kathedrale spiegelte. So viel Glas! Doch der Regen hörte nicht auf, und er begann zu fürchten, dass er bis zum nächsten Tag in dem Wagen bleiben musste. Und dann, unmittelbar nach einem Donnerknall, der die Stadt in ihren Fundamenten zu erschüttern schien, erblickte er Jeanette.

Im ersten Moment erkannte er sie nicht. Er sah nur eine Frau im Toreingang zum Innenhof des Gasthauses stehen, um deren Schuhe das Wasser spülte. Jeder andere in Rennes verkroch sich vor dem Unwetter, doch diese Frau stand plötzlich da, vollkommen durchnässt, ein Anblick des Elends. Ihr Haar, das so kunstvoll aufgerollt worden war, klebte in nassen Strähnen an ihrem durchgeweichten roten Samtkleid, und erst anhand des Kleides erkannte Thomas sie. Dann sah er die Verzweiflung auf ihrem Gesicht. Er kletterte aus dem Wagen.

«Jeanette!»

Sie weinte, ihr Mund war vom Kummer verzerrt, und sie schien unfähig zu sprechen. Sie stand einfach da und schluchzte.

«Madame!», sagte Thomas. «Jeanette!»

«Wir müssen gehen», brachte sie mühsam hervor. «Wir müssen gehen.» Der Ruß, den sie als Schminke um die Augen gestrichen hatte, war verschmiert und lief in grauen Rinnsalen über ihre Wangen.

«Aber doch nicht bei diesem Wetter!», sagte Thomas.

«Wir müssen gehen!», schrie sie aufgebracht. «Sofort!»

«Ich hole das Pferd.»

«Dafür ist keine Zeit! Wir müssen uns beeilen!» Sie zupfte an seiner Kutte. «Wir müssen verschwinden. Schnell!» Sie versuchte, ihn durch den Torbogen auf die Straße zu ziehen.

Thomas machte sich los und lief zum Wagen zurück, um seinen getarnten Bogen und den schweren Beutel zu holen. Daneben lag ein Umhang von Jeanette, den er ebenfalls mitnahm und ihr um die Schultern legte, doch sie schien es gar nicht zu bemerken.

«Was ist passiert?», fragte Thomas.

«Sie werden mich finden, sie werden mich finden!», rief Jeanette panisch und zerrte ihn blindlings aus dem Hof des Gasthauses. Thomas lenkte sie nach Osten in eine gewundene Gasse, die zu einer hübschen Steinbrücke über die Seine und dann zu einem Stadttor führte. Das Haupttor war verriegelt, aber eine kleine Tür in einem der Torflügel stand offen, und die Wachen im Turm scherten sich nicht darum, dass ein durchnässter Mönch mit einer hysterisch schluchzenden Frau die Stadt verlassen wollte. Jeanette blickte sich immer wieder um, voller Angst, verfolgt zu werden, doch sie erklärte Thomas noch immer nicht den Grund für ihre Angst und ihre Tränen. Sie lief einfach nur Richtung Osten, ohne den Regen, Wind und Donner wahrzunehmen.

Bei Anbruch der Dämmerung ließ das Unwetter ein wenig nach, und sie kamen zu einem Dorf, das ein armseliges Gasthaus besaß. Thomas duckte sich unter dem niedrigen Eingang hindurch und bat um eine Unterkunft. Er legte ein paar Münzen auf den Tisch.

«Ich brauche eine Kammer für meine Schwester», sagte er, da er annahm, dass es verdächtig wirkte, wenn ein Mönch mit einer Frau auf Reisen war. «Eine Kammer, etwas zu essen und ein Feuer», ergänzte er und legte noch eine Münze dazu.

«Eure Schwester?» Der Wirt, ein kleiner Mann mit pockennarbigem, von Geschwülsten entstelltem Gesicht, warf Jeanette, die im Eingang des Gasthauses kauerte, einen misstrauischen Blick zu.

Thomas tippte sich an den Kopf, um anzudeuten, dass sie verrückt war. «Ich bringe sie zum Schrein des heiligen Guinefort», erklärte er.

Der Wirt blickte auf die Münzen, dann noch einmal zu Jeanette und beschloss, dem seltsamen Paar einen leeren Kuhstall zu geben. «Ihr könnt dort Feuer machen», grummelte er widerstrebend. «Aber kokelt mir das Dach nicht an.»

Thomas entzündete mit einem Stück Glut aus der Küche des Gasthauses ein Feuer, dann holte er Bier und etwas zu essen. Er zwang Jeanette, ein wenig von der Suppe und dem Brot zu essen, dann drängte er sie in die Nähe des Feuers. Zwei Stunden lang musste er mit Engelszungen auf sie einreden, bis sie ihm erzählte, was passiert war, und das brachte sie nur noch mehr zum Weinen. Thomas hörte entsetzt zu.

«Wie seid Ihr denn entkommen?», fragte er, als sie geendet hatte.

Eine Frau hatte die Tür entriegelt, berichtete sie, um einen Besen zu holen. Die Frau war sehr überrascht

gewesen, als sie Jeanette dort entdeckt hatte, und noch überraschter, als Jeanette an ihr vorbeigerannt war. Jeanette war aus der Zitadelle geflohen, voller Angst, dass die Soldaten sie aufhalten würden, doch niemand hatte sie beachtet, und nun musste sie fliehen. Genau wie Thomas war sie auf der Flucht, aber sie hatte viel mehr verloren als Thomas. Sie hatte ihren Sohn verloren, ihre Ehre und ihre Zukunft.

«Ich hasse die Männer», sagte sie. Sie zitterte, denn das kärgliche Feuer aus feuchtem Stroh und modrigem Holz hatte ihre Kleider kaum getrocknet. «Ich hasse die Männer», wiederholte sie. Dann sah sie Thomas an. «Was sollen wir tun?»

«Ihr müsst schlafen», sagte er. «Und morgen machen wir uns auf den Weg nach Norden.»

Sie nickte, aber er vermutete, dass sie seine Worte überhaupt nicht verstanden hatte. Sie war verzweifelt. Das Rad des Schicksals, das sie einst so weit hinaufgetragen hatte, hatte sie nun in die tiefsten Tiefen gestürzt.

Sie schlief eine Weile, doch als Thomas in der grauen Morgendämmerung erwachte, sah er, dass sie leise weinte. Da er nicht wusste, was er tun oder sagen sollte, blieb er einfach im Stroh liegen, bis er hörte, dass die Tür des Gasthauses sich knarzend öffnete; dann stand er auf und holte Wasser und etwas zu essen. Während die Frau des Wirts Brot und Käse aufschnitt, fragte ihr Mann Thomas, wie weit sie es noch hatten.

«Der Schrein des heiligen Guinefort ist in Flandern», sagte Thomas.

«Flandern!», rief der Mann aus, als läge das auf dem Mond.

«Meine Familie weiß nicht mehr, was sie mit ihr machen soll», erklärte Thomas. «Und ich weiß nicht, wie ich nach Flandern komme. Ich dachte, ich gehe erst mal nach Paris.»

«Nicht nach Paris», sagte die Frau des Gastwirts abfällig. «Nach Fougères müsst Ihr Euch richten.» Ihr Vater, so sagte sie, hatte oft mit den Ländern im Norden Handel getrieben, und sie war sicher, dass Thomas über Fougères und Rouen reisen musste. Wie es hinter Rouen weiterging, wusste sie nicht, aber die Richtung sei auf jeden Fall richtig. Vom Dorf aus sollte er eine kleine Straße Richtung Norden nehmen. Sie führte durch einen Wald, und er musste vorsichtig sein, denn dort versteckten sich schreckliche Männer, die auf der Flucht vor dem Gesetz waren, aber nach ein paar Meilen würde er zu der Hauptstraße nach Rouen gelangen, und die wurde von Soldaten des Herzogs bewacht.

Thomas dankte ihr, sprach einen Segen für das Haus und trug das Brot und den Käse hinüber in den Stall, doch Jeanette weigerte sich zu essen. Es schienen keine Tränen mehr in ihr zu sein, und auch kaum noch Leben, aber sie folgte Thomas willig, als er Richtung Norden aufbrach. Die Straße, tief zerfurcht von Wagen und vollkommen aufgeweicht vom Regen des Vortags, schlängelte sich in einen dichten Wald, der von Feuchtigkeit tropfte. Jeanette ging stolpernd ein paar Meilen, dann begann sie erneut zu weinen. «Ich muss zurück nach Rennes», wimmerte sie. «Ich will zu meinem Sohn.»

Thomas versuchte, es ihr auszureden, doch sie weigerte sich, auch nur einen Schritt weiterzugehen. Schließlich gab er nach, doch als er sich umwandte, um nach Süden zu gehen, wurde ihr Weinen nur noch stärker. Der Herzog hatte gesagt, sie sei nicht gut genug, um Mutter zu sein! Immer wieder wimmerte sie die Worte. «Nicht gut genug! Nicht gut genug!» Dann legte sie den Kopf in den Nacken und schrie: «Er hat mich zu seiner Hure gemacht!» Sie sank am Straßenrand auf die Knie und schluchzte hemmungslos. Sie zitterte wieder, und Thomas dachte bei sich, wenn sie nicht am Kummer starb, würde das Fieber sie vermutlich umbringen.

«Wir gehen zurück nach Rennes», sagte Thomas, um ihr Mut zu machen.

«Das geht nicht!», heulte sie. «Er wird mich wieder entehren! Entehren!» Sie brüllte die Worte heraus, dann begann sie, sich vor und zurück zu wiegen und mit einer unheimlichen hohen Stimme zu kreischen. Thomas versuchte sie hochzuziehen, sie zum Gehen zu bringen, doch sie wehrte sich. Sie wollte sterben, schluchzte sie, nur sterben. «Eine Hure», schrie sie und zerrte an dem Fuchsfellbesatz ihres Kleides. «Eine Hure! Er hat gesagt, ich darf kein Fell tragen. Er hat mich zur Hure gemacht.» Sie schleuderte das zerfetzte Fell ins Unterholz.

Am Morgen war es trocken gewesen, doch jetzt türmten sich im Osten wieder Regenwolken, und Thomas sah nervös zu, wie Jeanettes Seele sich vor seinen Augen auflöste. Da sie sich weigerte zu gehen, hob er sie hoch und trug sie, bis er einen schmalen Pfad entdeckte, der in den Wald

hineinführte. Er folgte ihm und stieß auf eine Hütte, die so niedrig und so von Moos überwuchert war, dass er sie zunächst einfach für einen kleinen Hügel gehalten hatte, bis er aus einer Öffnung an der Oberseite bläulichen Rauch aufsteigen sah. Thomas war unruhig wegen der Gesetzlosen, die angeblich in diesem Wald hausten, doch da es wieder zu regnen begann und die Hütte weit und breit die einzige Zuflucht war, setzte Thomas Jeanette auf dem Waldboden ab und rief etwas in den höhlenartigen Eingang hinein. Ein alter Mann mit weißem Haar, geröteten Augen und rauchgeschwärzter Haut streckte misstrauisch den Kopf heraus. Der Mann sprach ein Französisch, das so von regionalen Ausdrücken und einem schweren Dialekt durchzogen war, dass Thomas ihn kaum verstand, doch er begriff immerhin so viel, dass er Förster war und mit seiner Frau hier lebte. Der Förster blickte gierig auf die Münzen, die Thomas ihm hinhielt, und erklärte, Thomas und die Frau könnten sich in seinem leeren Schweinestall niederlassen. Der Stall stank nach vergammeltem Stroh und Mist, aber das Dach war beinahe dicht, und Jeanette schien die Umgebung nicht zu stören. Thomas fegte das alte Stroh hinaus und schnitt Farn, um Jeanette daraus ein Lager zu bereiten. Der Förster schien sich kaum noch für seine Gäste zu interessieren, sobald er das Geld hatte, doch im Lauf des Nachmittags, als der Regen aufgehört hatte, hörte Thomas, wie die Frau des Försters ihrem Mann etwas zuflüsterte, und kurz darauf verließ der alte Mann das Haus und ging zur Straße, aber ohne sein Werkzeug; keine Axt, Hippe oder Säge.

Da Jeanette erschöpft eingeschlafen war, nahm Thomas die verwelkten Kleeblumen von seinem Bogen, löste das Querholz und setzte die Hornkerben wieder ein. Er schnürte den Bogen, schob sich ein halbes Dutzend Pfeile in den Gürtel und folgte dem alten Mann bis zur Straße. Dort versteckte er sich in einem Dickicht und wartete.

Der Förster kam gegen Abend mit zwei jungen Männern zurück, offenbar die Gesetzlosen, vor denen Thomas gewarnt worden war. Der alte Mann musste sich gedacht haben, dass Thomas und die Frau auf der Flucht waren, denn obwohl sie Gepäck und Geld besaßen, hatten sie nach einem Versteck gesucht, und das war in jedem Fall verdächtig. Ein Mönch brauchte sich nicht in den Wald zu schleichen, und Frauen mit Kleidern, die Reste von Fellbesatz aufwiesen, suchten nicht die Gastfreundschaft von Förstern. Also hatte er die beiden jungen Männer zweifellos geholt, um Thomas mit ihrer Hilfe die Kehle durchzuschneiden und dann das Geld, das er bei sich trug, untereinander aufzuteilen. Jeanette würde ein ähnliches Schicksal ereilen, nur mit einiger Verzögerung.

Den ersten Pfeil schoss Thomas vor den Füßen des alten Mannes in den Boden, den zweiten in einen Baum neben ihm. «Der nächste Pfeil ist tödlich», sagte er scheinbar aus dem Nichts, denn die Männer konnten ihn im Schatten des Dickichts nicht sehen. Sie starrten nur mit erschrockenen Augen auf das Gestrüpp, in dem er sich versteckt hielt. «Ihr kommt mit Mord im Herzen», sagte er mit tiefer, langsamer Stimme, «aber ich kann die *hellequins* aus den Tiefen der Hölle heraufbeschwören. Ich kann dafür sorgen, dass der

Teufel euch mit seinen Krallen das Herz herausreißt und die Toten euch in alle Ewigkeit heimsuchen. Ihr werdet den Mönch und seine Schwester in Ruhe lassen!»

Der alte Mann fiel auf die Knie. Sein Aberglaube war so alt wie die Zeit und kaum vom Christentum berührt. Er glaubte daran, dass es im Wald Trolle gab und im Nebel Riesen. Er wusste, dass es Drachen gab. Er hatte von schwarzhäutigen Männern gehört, die auf dem Mond lebten und auf die Erde herunterpurzelten, wenn ihr Zuhause zu einer Sichel zusammenschrumpfte. Und es gab Geister, die zwischen den Bäumen ihr Unwesen trieben. Dies alles war für ihn so selbstverständlich wie Esche und Lärche, Eiche und Birke, und er zweifelte nicht eine Sekunde, dass es ein Dämon gewesen war, der den eigenartig langen Pfeil aus dem Gebüsch geschossen hatte.

«Ihr müsst gehen», sagte er zu seinen Kumpanen. «Schnell, fort mit euch!» Die beiden liefen davon, und der alte Mann senkte die Stirn bis auf das vermoderte Laub. «Ich hatte nichts Böses im Sinn!»

«Geh nach Hause», sagte Thomas.

Er wartete, bis der alte Mann verschwunden war, dann zog er den Pfeil aus dem Baum, und an dem Abend ging er zur Hütte des Försters, kroch durch den niedrigen Eingang und setzte sich gegenüber dem alten Paar auf den Boden.

«Ich werde hier bleiben», sagte er zu ihnen, «bis meine Schwester wieder bei Sinnen ist. Wir möchten ihre Schande vor der Welt verbergen, weiter nichts. Wenn wir gehen, werden wir euch belohnen, aber wenn ihr noch einmal versucht, uns zu töten, werde ich Dämonen herbeirufen, die

euch foltern, und dann werde ich eure Leichen als Festmahl für die wilden Wesen zurücklassen, die zwischen den Bäumen lauern.» Er legte noch eine Münze auf den Lehmboden. «Ihr werdet uns jeden Abend etwas zu essen bringen», sagte er zu der Frau, «und ihr werdet Gott danken, dass ich euch vergebe, obwohl ich in euren Herzen lesen kann.»

Danach hatten sie ihre Ruhe. Jeden Tag verschwand der alte Mann mit Hippe und Axt zwischen den Bäumen, und jeden Abend brachte seine Frau den Besuchern Haferbrei oder Brot. Thomas nahm Milch von ihrer Kuh, erlegte einen Hirsch und fürchtete, Jeanette würde sterben. Tagelang weigerte sie sich zu essen, und manchmal wiegte sie sich in dem stinkenden Stall hin und her und stieß seltsame Klagelaute aus. Thomas fürchtete, dass sie tatsächlich verrückt geworden war. Sein Vater hatte ihm manchmal erzählt, wie die Irren behandelt wurden, wie er selbst behandelt worden war, nämlich mit Hungern und Schlägen. «Der Teufel fährt in die Seele», hatte Vater Ralph gesagt, «und man kann ihn aushungern oder hinausprügeln, aber mit guten Worten treibt man ihn nicht aus. Hungern und Schläge, mein Junge, Hungern und Schläge, das ist die einzige Behandlung, die der Teufel versteht.» Doch Thomas konnte Jeanette weder hungern lassen noch schlagen, und so tat er, was er für das Beste hielt. Er machte Feuer für sie, damit sie es warm hatte, überredete sie, ein wenig frische Milch von der Kuh zu trinken, sprach nächtelang mit ihr, kämmte ihr das Haar und wusch ihr das Gesicht, und manchmal, wenn sie schlief und er vor dem Stall saß und

durch das Gewirr von Zweigen zu den Sternen hinaufsah, fragte er sich, ob er und die *hellequins* andere Frauen ebenso zerbrochen zurückgelassen hatten wie Jeanette. Er betete um Vergebung. Er betete in diesen Tagen sehr viel, und nicht zum heiligen Guinefort, sondern zur Jungfrau und zum heiligen Georg.

Die Gebete schienen gewirkt zu haben, denn als er eines Morgens aufwachte, sah er Jeanette im Eingang des Stalles sitzen, ihre schmale Gestalt umrahmt vom hellen Tageslicht. Sie wandte sich zu ihm um, und in ihrem Gesicht lag kein Wahnsinn mehr, nur tiefe Trauer. Sie betrachtete ihn lange, bevor sie sprach.

«Hat Gott dich zu mir gesandt, Thomas?»

«Wenn, dann hat Er mir damit einen großen Gefallen getan», erwiderte Thomas.

Sie lächelte, das erste Lächeln, dass er seit Rennes auf ihrem Gesicht gesehen hatte. «Ich sollte zufrieden sein», sagte sie voller Ernst, «denn mein Sohn ist am Leben, es wird gut für ihn gesorgt, und eines Tages werde ich ihn finden.»

«Wir beide werden ihn finden», sagte Thomas.

«Wir beide?»

Er zog eine Grimasse. «Ich habe keines von meinen Versprechen gehalten. Die Lanze ist noch immer in der Normandie, Sir Simon lebt, und ich habe keine Ahnung, wie ich Euren Sohn wiederfinden soll. Ich fürchte, meine Versprechen sind wertlos, aber ich werde mein Bestes tun.»

Sie hielt ihm ihre Hand hin, damit er sie in seine nehmen konnte, und ließ sie dort. «Wir sind beide bestraft worden»,

sagte sie, «vermutlich für die Sünde des Stolzes. Der Herzog hatte recht. Ich bin keine Aristokratin. Ich bin die Tochter eines Kaufmanns, aber ich hielt mich für etwas Besseres. Jetzt sieh mich an.»

«Ihr seid dünner», sagte Thomas, «aber wunderschön.»

Das Kompliment ließ sie erschauern. «Wo sind wir?»

«Nur einen Tag von Rennes entfernt.»

«Weiter nicht?»

«In einem Schweinestall, gut verborgen im Wald.»

«Vor vier Jahren lebte ich in einem Schloss», sagte sie wehmütig. «Plabennec war nicht groß, aber schön. Es hatte einen Turm und einen Hof und zwei Mühlen und einen Bach und einen Obstgarten, in dem leuchtend rote Äpfel wuchsen.»

«Ihr werdet es wiedersehen», sagte Thomas, «zusammen mit Eurem Sohn.»

Er bereute, dass er ihren Sohn erwähnt hatte, denn ihr stiegen wieder die Tränen in die Augen, doch sie wischte sie weg. «Es war der Notar», sagte sie.

«Welcher Notar?»

«Belas. Er hat den Herzog belogen.» In ihrer Stimme lag etwas wie Verwunderung darüber, dass Belas so hinterhältig gewesen war. «Er hat dem Herzog erzählt, ich würde Jean de Montfort unterstützen. Und genau das werde ich tun, Thomas, ich werde euren Herzog unterstützen. Wenn das die einzige Möglichkeit ist, um Plabennec und meinen Sohn zurückzubekommen, dann werde ich Herzog Jean unterstützen.» Sie drückte Thomas' Hand. «Ich habe Hunger.»

Sie blieben noch eine Woche im Wald, damit Jeanette wieder zu Kräften kam. Eine Zeitlang ersann sie wie ein Tier, das einer Falle zu entfliehen versuchte, Intrigen, um sich an Herzog Charles zu rächen und ihren Sohn zurückzuholen, aber es waren nur wilde Phantastereien, und nach einigen Tagen fügte sie sich in ihr Schicksal.

«Ich habe keine Freunde», sagte sie eines Abends zu Thomas.

«Ihr habt mich, Madame.»

«Sie sind alle tot», sagte sie, ohne darauf einzugehen. «Meine Familie ist tot, mein Mann ist tot. Glaubst du, ich bin ein Fluch für diejenigen, die ich liebe?»

«Ich glaube, wir müssen nach Norden gehen», sagte Thomas.

Seine Sachlichkeit ärgerte sie. «Ich weiß nicht, ob ich nach Norden will.»

«Aber ich.»

Jeanette war klar, dass sie sich immer weiter von ihrem Sohn entfernte, je weiter sie nach Norden ging, aber sie wusste nicht, was sie sonst tun sollte, und wie zum Zeichen, dass sie Thomas von nun an als ihren Führer akzeptierte, kam sie in dieser Nacht zu seinem Lager aus Farnen, und sie liebten sich. Hinterher weinte sie, doch dann liebte sie ihn erneut, diesmal gierig, als könne sie sich durch den Trost des Fleisches von ihrem Elend befreien.

Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg nach Norden. Der Sommer war gekommen und hatte das Land in üppiges Grün getaucht. Thomas hatte seinen Bogen erneut getarnt, das Querholz an den Stab gebunden und es statt

mit Klee mit Winde und Weideröschen behängt. Seine schwarze Kutte war mittlerweile ausgefranst, sodass niemand ihm seine Rolle als Mönch abgenommen hätte, und Jeanette hatte das restliche Fell von dem roten Samtkleid entfernt, das jetzt schmutzig, zerknittert und abgewetzt war. Sie sahen aus wie Vagabunden, was sie ja auch waren, und sie bewegten sich wie Verbrecher, schlugen einen Bogen um Städte und größere Dörfer, um keine Schwierigkeiten zu bekommen. Sie badeten in Flüssen, schliefen unter Bäumen und wagten sich nur in die winzigsten Dörfer, wenn der Hunger sie dazu trieb, in einem heruntergekommenen Gasthaus eine Mahlzeit und einen Becher Cidre zu erstehen. Wenn jemand sie ansprach, behaupteten sie, sie seien Bretonen, Bruder und Schwester, auf dem Weg zu ihrem Onkel, der Fleischer war und in Flandern lebte, und falls jemand ihnen nicht glaubte, so traute er sich nicht, sich mit Thomas anzulegen, denn er war groß und kräftig und trug sein Messer stets sichtbar am Körper. Am liebsten jedoch vermieden sie die Dörfer und blieben im Wald, wo Thomas Jeanette beibrachte, wie man Forellen aus den Bächen fing. Sie machten Feuer, brieten ihren Fisch und bereiteten sich ein Lager aus Farnen.

Sie blieben in der Nähe der Straße, mussten jedoch einen großen Umweg machen, um der trommelartigen Festung von Saint-Aubin-du-Cormier auszuweichen, und einen weiteren, um Fougères zu umgehen. Ein Stück weiter nördlich gelangten sie in die Normandie. Sie melkten Kühe auf der Weide, stahlen einen großen Käse von einem

Wagen, der vor einer Kirche abgestellt war, und schliefen unter den Sternen. Sie wussten weder, welcher Wochentag es war, noch welcher Monat. Beide waren von der Sonne gebräunt und zerlumpt von ihrer Reise. Jeanettes Kummer war einem neuen Gefühl des Glücks gewichen, das seinen Gipfel erreichte, als sie eine verlassene Hütte entdeckten, nichts weiter als ein paar Mauern aus Stroh und Lehm, ohne Dach, die inmitten eines Dickichts aus Haselsträuchern verfielen. Sie entfernten die Brennnesseln und das Brombeergestrüpp und wohnten über eine Woche in der Hütte. Sie sahen niemanden, wollten auch niemanden sehen und schoben die Gedanken an die Zukunft von sich, weil die Gegenwart so wunderbar war. Jeanette weinte noch gelegentlich um ihren Sohn und verbrachte Stunden damit, sich erlesene Rachepläne für den Herzog, Belas und Sir Simon Jekyll auszudenken, aber sie genoss auch die Freiheit dieses Sommers. Thomas hatte seinen Bogen wieder geschnürt, um zu jagen, und Jeanette, die immer kräftiger wurde, konnte die Sehne bereits bis zur ihrem Kinn spannen.

Keiner von beiden wusste, wo sie sich befanden, und es kümmerte sie auch nicht. Thomas' Mutter hatte ihm einst eine Geschichte von Kindern erzählt, die in den Wald geflohen und dort von Tieren großgezogen worden waren. «Überall auf dem Körper wuchsen ihnen Haare», hatte sie gesagt, «und sie bekamen Klauen und Hörner und Reißzähne.» Jetzt untersuchte Thomas bisweilen seine Hände, um zu sehen, ob ihm Klauen wuchsen. Er fand keine. Aber er hätte nichts dagegen gehabt, sich in ein Tier

zu verwandeln. Glücklicher war er kaum je gewesen, doch er wusste, dass der Winter kommen würde, auch wenn er noch weit weg war, und so machten sie sich langsam wieder auf den Weg Richtung Norden, auf der Suche nach etwas, das sie beide nicht recht benennen konnten.

Thomas war bewusst, dass er versprochen hatte, eine Lanze wiederzufinden und Jeanette ihren Sohn zurückzugeben, doch er wusste nicht, wie er es anstellen sollte. Er wusste nur, dass er an einen Ort gehen musste, wo ein Mann wie Will Skeat ihn einstellen würde. Aber darüber konnte er mit Jeanette nicht sprechen. Sie wollte nichts von Armeen und Bogenschützen, von Soldaten und Kettenpanzern hören, aber auch ihr war klar, dass sie nicht ewig in ihrem Unterschlupf bleiben konnten.

«Ich werde nach England gehen», sagte sie zu ihm, «und deinen König um Hilfe bitten.» Von allen Plänen, die sie sich ausgedacht hatte, war dies der einzig vernünftige. Der Earl of Northampton hatte ihren Sohn dem Schutz des englischen Königs unterstellt, also musste sie sich an Edward wenden und hoffen, dass er sie unterstützte.

Sie gingen nach Norden, die Straße nach Rouen stets in Sichtweite. Sie wateten durch einen Fluss und kamen in ein flickenartiges Land aus kleinen Feldern, tiefen Wäldern und plötzlich aufragenden Hügeln, und irgendwo in diesem grünen Land drehte sich, ohne dass sie es bemerkten, das Schicksalsrad weiter. Thomas wusste, dass das große Rad über das Leben der Menschen regierte; es drehte sich im Verborgenen und entschied über Gut und Böse, Hoch und Tief, Krankheit und Gesundheit, Glück und Unglück. Er

nahm an, dass Gott das Rad erfunden hatte, damit es für ihn die Welt regierte, während er im Himmel beschäftigt war. Und in jenem Sommer, als das Korn auf der Tenne gedroschen wurde und die Schwalben sich in den hohen Bäumen sammelten und die Ebereschen sich unter ihren roten Beeren bogen und die Wiesen weiß von Margeriten waren, drehte sich das Rad für Thomas und Jeanette.

Eines Tages gingen sie zum Waldrand, um sich zu vergewissern, dass die Straße noch in Sicht war. Für gewöhnlich sahen sie kaum mehr als einen Mann, der seine Kühe zum Markt trieb, und dahinter ein paar Frauen, die mit Eiern und Gemüse folgten. Manchmal ritt auch ein Priester auf einem armseligen Klepper vorbei, und einmal hatten sie einen Ritter mit seinem Gefolge aus Dienern und Soldaten gesehen, aber meistens schlängelte sich die Straße staubig und verlassen unter der Sonne dahin. Doch an diesem Tag war sie voller Menschen, die mitsamt Kühen, Schweinen, Schafen, Ziegen und Gänsen Richtung Süden gingen. Manche zogen Handwagen hinter sich her, andere hatten Wagen mit Ochsen- oder Pferdegespann dabei, und alle Gefährte waren voll beladen mit Hockern, Tischen, Bänken und Betten. Thomas wusste, es waren Flüchtlinge.

Sie warteten, bis es dunkel war, dann klopfte Thomas den gröbsten Schmutz von seiner Mönchskutte, ließ Jeanette zwischen den Bäumen zurück und ging hinunter zur Straße, wo einige von den Flüchtlingen neben kleinen rauchenden Feuern ihr Lager aufgeschlagen hatten.

«Gottes Friede sei mit euch», sagte Thomas zu einem Grüppchen.

«Wir haben nichts zu essen übrig, Vater», erwiderte ein Mann und musterte den Fremden argwöhnisch.

«Ich habe gegessen, mein Sohn», sagte Thomas und hockte sich in die Nähe des Feuers.

«Seid Ihr ein Priester oder ein Vagabund?», fragte der Mann und griff zur Sicherheit nach seiner Axt, denn Thomas' Haar war lang und zerzaust und sein Gesicht so dunkel wie das eines Gesetzlosen.

«Beides», sagte Thomas lächelnd. «Ich bin zu Fuß von Avignon gekommen, um am Schrein von St. Guinefort Buße zu tun.»

Keiner der Flüchtlinge hatte je vom heiligen Guinefort gehört, aber Thomas' Worte überzeugten sie, denn das Pilgerdasein erklärte sein verwahrlostes Äußeres. Für ihren eigenen elenden Zustand hingegen war der Krieg verantwortlich, wie sie berichteten. Sie kamen von der Küste der Normandie, die nur eine Tagesreise entfernt war, und am nächsten Morgen mussten sie früh aufbrechen, um dem Feind zu entkommen.

Thomas bekreuzigte sich. «Wer ist denn der Feind?» Er nahm an, dass zwei normannische Adlige miteinander im Streit lagen und gegenseitig ihre Ländereien verwüsteten.

Doch das gewaltige Rad des Schicksals hatte sich unerwartet gedreht. König Edward III. hatte den Kanal überquert. Dieser Schritt war seit langem erwartet worden, doch der König war nicht in seine Ländereien in der Gascogne gereist, wie viele angenommen hatten, und ebenso wenig nach Flandern, wo ebenfalls die Engländer kämpften, sondern in die Normandie. Seine Armee war nur

einen Tag entfernt, und bei dieser Nachricht blieb Thomas vor Überraschung der Mund offen stehen.

«Ihr solltet fliehen, Vater», riet ihm eine der Frauen. «Sie verschonen niemanden, nicht einmal Mönche.»

Thomas versicherte ihnen, dass er ihrem Rat folgen würde, bedankte sich für die Neuigkeiten und erklomm wieder den Hügel, wo Jeanette auf ihn wartete. Alles hatte sich geändert.

Sein König war in die Normandie gekommen.

An diesem Abend stritten sie sich. Jeanette war auf einmal der Meinung, sie sollten in die Bretagne zurückkehren, und Thomas starrte sie nur verständnislos an.

«In die Bretagne?», fragte er.

Sie wich seinem Blick aus und starrte stur hinunter auf die Lagerfeuer, die überall entlang der Straße brannten. Weiter im Norden ließ ein rotes Glühen am Nachthimmel größere Feuer erahnen, und Thomas wusste, dass die englischen Soldaten die Felder der Normandie verwüstet haben mussten, so wie die *hellequins* die Bretagne gepeinigt hatten.

«In der Bretagne bin ich näher bei Charles», sagte Jeanette.

Thomas schüttelte den Kopf. Ihm war undeutlich bewusst, dass der Anblick der Flüchtlinge sie in eine Wirklichkeit zurückgezwungen hatte, der sie während der vergangenen Wochen der Freiheit entflohen waren, aber er konnte sich ihrem plötzlichen Wunsch, in die Bretagne zurückzukehren, nicht anschließen.

«Du wirst in Charles’ Nähe sein», sagte er vorsichtig. «Aber wirst du ihn auch sehen können? Wird der Herzog dich zu ihm lassen?»

«Vielleicht ändert er seine Meinung.» Ihre Stimme klang nicht sonderlich überzeugt.

«Ja, und vielleicht wird er dich wieder vergewaltigen», sagte Thomas brutal.

«Aber wenn ich nicht gehe, werde ich Charles vielleicht nie wiedersehen!»

«Warum bist du dann bis hierher mitgegangen?»

«Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.» Sie war jetzt genauso wütend wie damals in La Roche-Derrien, als Thomas ihr zum ersten Mal begegnet war. «Weil ich verrückt war», sagte sie verstockt.

«Du hast gesagt, du willst den König um Hilfe bitten, und jetzt ist er hier!» Mit einer heftigen Handbewegung wies er auf das Glühen am Horizont. «Also bitte ihn hier um Hilfe.»

«Vielleicht glaubt er mir nicht», wandte Jeanette starrköpfig ein.

«Und was sollen wir in der Bretagne tun?», fragte Thomas, doch Jeanette antwortete nicht, sondern wandte nur mürrisch den Kopf ab. «Du könntest einen der Soldaten des Herzogs heiraten», fuhr Thomas fort. «Das wollte er doch, oder? Eine gefügige Frau für einen gefügigen Soldaten, damit er sich bedienen kann, wenn ihn die Lust überkommt.»

«Tust du nicht dasselbe?» Jetzt endlich sah sie ihm ins Gesicht.

«Ich liebe dich», sagte Thomas.

Jeanette schwieg.

«Ja, ich liebe dich», wiederholte Thomas und kam sich wie ein Trottel vor, denn sie hatte dasselbe nie zu ihm gesagt.

Jeanette sah zu der roten Glut hinüber, die sich hinter dem Blättergewirr des Waldes abzeichnete. «Wird dein König mir glauben?»

«Warum sollte er nicht?»

«Sehe ich aus wie eine Gräfin?»

Sie sah zerlumpt aus, arm und wunderschön. «Du sprichst wie eine Gräfin», sagte Thomas. «Und die Schreiber des Königs werden beim Earl of Northampton nachfragen.» Er wusste nicht, ob das stimmte, aber er wollte ihr Mut machen.

Jeanette senkte den Kopf. «Weißt du, was der Herzog zu mir gesagt hat? Dass meine Mutter eine Jüdin war!» Sie sah auf, in der Erwartung, dass er ihre Entrüstung teilen würde.

Thomas runzelte die Stirn. «Ich bin noch nie einem Juden begegnet.»

Jeanette wäre fast explodiert. «Ja, glaubst du vielleicht, ich? Muss man dem Teufel begegnen, um zu wissen, dass er böse ist? Einem Schwein, um zu wissen, dass es stinkt?» Sie begann zu weinen. «Ich weiß nicht, was ich tun soll.»

«Wir werden zum König gehen», sagte Thomas.

Am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg Richtung Norden, und nach kurzem Zögern folgte ihm Jeanette. Sie hatte versucht, ihr Kleid zu säubern, doch es war so schmutzig, dass sie nichts weiter tun konnte, als die Zweige und Laubreste aus dem Samt zu klopfen. Sie drehte

ihr Haar zusammen und steckte es mit kleinen Holzsplittern fest.

«Was ist der König für ein Mensch?», fragte sie Thomas.

«Es heißt, er ist ein guter Mann.»

«Wer sagt das?»

«Alle. Er ist großmütig und gerecht.»

«Trotzdem ist er Engländer», sagte Jeanette leise. Thomas tat, als habe er es nicht gehört. «Ist er freundlich?», fragte sie.

«Ich habe noch nie gehört, dass er grausam ist», erwiderte Thomas, dann hob er die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen.

Er hatte bewaffnete Reiter gesehen.

Thomas hatte sich oft darüber gewundert, dass die Mönche und Hofschreiber den Krieg in ihren Büchern so farbenfroh darstellten. Mit ihren Pinseln aus Eichhörnchenhaar malten sie Männer in leuchtend bunten Waffenröcken und Pferde mit passend gemusterten Schabracken. Doch in Wirklichkeit war der Krieg meistens grau, zumindest bis die Pfeile trafen und sich Rot darunter mischte. Grau war die Farbe von Kettenpanzern, und Thomas sah Grau zwischen den grünen Blättern. Er konnte nicht sagen, ob es Engländer oder Franzosen waren, aber beide fürchtete er. Die Franzosen waren sein Feind, aber das waren die Engländer ebenso, solange sie ihm nicht glaubten, dass er ebenfalls Engländer war und vor allem kein Deserteur ihrer Armee.

Aus den Bäumen in der Ferne kamen weitere Reiter, und diese trugen Bogen, also mussten sie Engländer sein.

Dennoch zögerte Thomas, denn es würde schwierig sein, seine eigene Seite davon zu überzeugen, dass er nicht desertiert war. Hinter den Reitern, vom Wald verborgen, musste ein Haus in Brand gesetzt worden sein, denn über dem Sommerlaub begann dichter Rauch aufzusteigen. Die Reiter blickten in Thomas' und Jeanettes Richtung, doch die beiden waren hinter einem Ginstergestrüpp verborgen, und nach einer Weile, als die Truppen sich vergewissert hatten, dass kein Feind in der Nähe war, bogen sie ab und ritten nach Osten.

Thomas wartete, bis sie außer Sicht waren, dann führte er Jeanette über das offene Feld zu dem Wald. Dahinter stand ein Bauernhof, der lichterloh brannte. In dem hellen Sonnenlicht wirkten die Flammen blass. Niemand war zu sehen. Außer dem brennenden Hof gab es nur einen von Federn umrahmten Ententeich, an dem ein Hund lag, der leise jaulte. Jeanette stieß einen Schrei aus, denn jemand hatte ihm ein Messer in den Bauch gestoßen. Thomas ging neben dem Tier in die Hocke, streichelte ihm über den Kopf und kraulte ihm die Ohren. Der sterbende Hund leckte ihm die Hand und versuchte, mit dem Schwanz zu wedeln. Thomas rammte ihm das Messer ins Herz, um den Tod zu beschleunigen.

«Er hätte es nicht überlebt», sagte er zu Jeanette. Doch sie starrte nur schweigend auf das brennende Dach. Thomas zog das Messer heraus und tätschelte den Kopf des Hundes. «Geh zum heiligen Guinefort», sagte er und säuberte die Klinge. «Als Kind wollte ich immer einen Hund haben, aber mein Vater konnte Hunde nicht leiden.»

«Warum?»

«Weil er seltsam war.» Er schob das Messer in die Scheide und stand auf. Ein mit Hufspuren übersäter Pfad führte von dem Hof nach Norden, und sie folgten ihm vorsichtig zwischen Hecken voller Kornblumen, Margeriten und Hartriegel. Sie befanden sich in einem Landstrich aus kleinen Feldern, hohen Böschungen, versprengten Wäldern und steilen Hügeln, wie geschaffen für einen Hinterhalt, doch sie sahen niemanden, bis sie zu einem niedrigen Hügel kamen. Von dort erblickten sie in einem Tal einen gedrungenen steinernen Kirchturm, dann ein noch unversehrtes Dorf, und dann die Soldaten. Es waren Hunderte, und sie hatten ihr Lager zum Teil auf den Feldern hinter den Hütten aufgeschlagen, zum Teil aber auch direkt im Dorf. Neben der Kirche waren einige große Zelte aufgebaut, und an ihrem Eingang flatterten die Banner von Adligen.

Noch immer zögerte Thomas, den unbeschwerten Tagen mit Jeanette ein Ende zu bereiten, aber er wusste, ihm blieb nichts anderes übrig, und so schulterte er seinen Bogen und ging mit ihr hinunter ins Dorf. Die Soldaten sahen sie kommen, und ein Dutzend Bogenschützen, angeführt von einem stämmigen Mann, kam ihnen entgegen.

«Was zum Henker bist du?», war die erste Frage des Dicken. Seine Bogenschützen grinsten lüstern, als sie Jeanettes zerlumptes Kleid sahen. «Entweder bist du ein verfluchter Priester, der einen Bogen gestohlen hat», fuhr

der Mann fort, «oder ein Bogenschütze, der sich eine Priesterkluft unter den Nagel gerissen hat.»

«Ich bin Engländer», sagte Thomas.

Das schien den Dicken nicht zu beeindrucken. «In wessen Diensten?»

«Ich war mit Will Skeat in der Bretagne.»

«In der Bretagne!» Der Dicke runzelte die Stirn, unsicher, ob er Thomas glauben sollte oder nicht.

«Sag ihnen, dass ich eine Gräfin bin», drängte Jeanette Thomas auf Französisch.

«Was hat sie gesagt?»

«Nichts.»

«Was tust du hier?», fragte der Dicke.

«Ich bin von meiner Truppe in der Bretagne abgeschnitten worden», sagte Thomas schwach. Er konnte schließlich nicht die Wahrheit sagen – dass er auf der Flucht vor dem Gesetz war –, aber er hatte sich keine andere Geschichte zurechtgelegt. «Ich bin einfach immer weitergegangen.»

Es war eine lahme Erklärung, und der Dicke reagierte mit der entsprechenden Verachtung. «Sprich: In Wirklichkeit bist du ein verdammter Deserteur.»

«Wenn ich einer wäre, würde ich wohl kaum hierher kommen, oder?», sagte Thomas herausfordernd.

«Du würdest auch kaum hier landen, wenn du dich in der Bretagne verlaufen hättest!», entgegnete der Dicke und spuckte aus. «Wir bringen dich zu Scoresby. Soll er entscheiden, was mit dir ist.»

«Scoresby?»

«Kennst du ihn etwa?», fragte der Dicke streitlustig.

Thomas hatte von Walter Scoresby gehört, der genau wie Will Skeat eine eigene Truppe von Soldaten und Bogenschützen anführte. Aber Scoresby hatte nicht Skeats guten Ruf; er galt als übellauniger Mann. Doch offenbar würde er über Thomas' Schicksal entscheiden, denn die Bogenschützen umringten ihn und Jeanette und führten die beiden ins Dorf. «Gehört sie zu dir?», fragte einer von ihnen Thomas.

«Sie ist die Gräfin von Armorika.»

«Na klar, und ich bin der Earl of London», entgegnete der Bogenschütze spöttisch.

Jeanette klammerte sich an Thomas' Arm; die unfreundlichen Gesichter machten ihr Angst. Thomas war auch nicht sonderlich glücklich. Wenn es in der Bretagne ganz schlimm gewesen war, wenn die *hellequins* gemurrt hatten, weil es kalt, nass und unerträglich war, hatte Skeat oft gesagt: «Seid froh, dass ihr nicht bei Scoresby seid!» Und nun sah es so aus, als ob Thomas genau das bevorstand.

«Deserteure werden bei uns gehenkt», sagte der Dicke genüsslich. Thomas bemerkte, dass die Bogenschützen wie auch alle anderen Soldaten, die er in dem Dorf sehen konnte, auf ihren Waffenröcken das rote Kreuz des heiligen Georg trugen. Eine große Anzahl von ihnen war auf einer Wiese zwischen der kleinen Dorfkirche und einem Zisterzienserkloster versammelt, das ebenfalls der Zerstörung entgangen war, denn die Mönche in ihren weißen Kutten assistierten einem Priester, der für die

Soldaten die Messe las. «Ist heute Sonntag?», fragte Thomas einen der Bogenschützen.

«Nein, Dienstag», sagte der Mann und nahm aus Respekt vor den Sakramenten seine Mütze ab. «Der Tag des heiligen Jakob.»

Sie warteten am Rand der Wiese, in der Nähe des Kirchhofs, auf dem ein paar frische Gräber darauf schließen ließen, dass bei der Ankunft der Armee einige Dorfbewohner getötet worden waren. Doch die meisten waren vermutlich nach Süden oder Westen geflohen. Einige wenige waren geblieben. Ein alter Mann, gekrümmt von der Arbeit und mit einem weißen Bart, der fast bis zum Boden reichte, murmelte die Worte des Priesters mit, während ein kleiner Junge von vielleicht sechs oder sieben Jahren zur Erheiterung eines Schützen versuchte, dessen Bogen zu spannen.

Als die Messe vorüber war, richteten die Männer in ihren Kettenhemden sich auf und gingen zu den Häusern und Zelten. Einer der Bogenschützen aus Thomas' Eskorte war auf die sich zerstreuende Menge zugegangen und kam jetzt mit ein paar Männern zurück. Einer von ihnen stach heraus, weil er größer war und einen neuen Kettenpanzer trug, der so poliert war, dass er zu glänzen schien. Er trug lange Stiefel, einen grünen Umhang und ein Schwert mit Goldgriff, das in einer mit rotem Stoff bezogenen Scheide steckte. Die edle Ausrüstung schien nicht so recht zum Gesicht des Mannes zu passen, das verkniffen und finster wirkte. Er war kahl, trug aber einen Kinnbart, den er zu zwei Zöpfen geflochten hatte. «Das ist Scoresby», murmelte

einer der Bogenschützen, und Thomas brauchte nicht zu fragen, welchen von den Männern er meinte.

Scoresby blieb ein paar Schritte von ihnen entfernt stehen, und der Dicke, der Thomas festgenommen hatte, grinste spöttisch. «Ein Deserteur», verkündete er stolz. «Behauptet, er wäre zu Fuß von der Bretagne hierher gelaufen.»

Scoresby warf Thomas einen bohrenden Blick zu und musterte dann ausgiebig Jeanette. Ihr abgewetztes Kleid entblößte ein Stück von ihrem Oberschenkel und war am Ausschnitt eingerissen, und Scoresby wollte offensichtlich mehr sehen. Genau wie Will Skeat hatte er sein Soldatenleben als Bogenschütze begonnen und sich dank seiner Gerissenheit hochgearbeitet, und Thomas vermutete, dass Mitgefühl in seiner Seele keinen großen Platz hatte.

Scoresby zuckte die Achseln. «Wenn er ein Deserteur ist, dann hängt den Bastard.» Er grinste. «Aber die Frau behalten wir.»

«Ich bin kein Deserteur», sagte Thomas. «Und die Frau ist die Gräfin von Armorika, eine Verwandte von Herzog Charles, Neffe des französischen Königs.»

Die meisten der Bogenschützen lachten über diese groteske Behauptung, doch Scoresby war ein vorsichtiger Mann, und er hatte bemerkt, dass sich am Rand des Kirchhofs eine kleine Gruppe von Zuschauern gebildet hatte, darunter zwei Priester und einige Soldaten, die das Wappen eines Adligen trugen. Thomas' Selbstvertrauen hatte leisen Zweifel in ihm geweckt. Mit gerunzelter Stirn

betrachtete er Jeanette. Auf den ersten Blick sah sie wie ein Bauernmädchen aus, aber trotz ihres gebräunten Gesichts war sie unzweifelhaft schön, und die Überreste ihres Kleides ließen erkennen, dass es einst elegant gewesen war.

«Wer ist sie?», fragte Scoresby.

«Das habe ich Euch eben gesagt», erwiderte Thomas herausfordernd, «und ich werde Euch noch mehr sagen. Man hat ihr ihren Sohn weggenommen, und der Junge ist ein Schützling unseres Königs. Sie ist gekommen, um Seine Majestät um Hilfe zu bitten.» Hastig erklärte er Jeanette, was er gesagt hatte, und zu seiner Erleichterung nickte sie zustimmend.

Scoresby musterte sie erneut, und irgendetwas an ihrem Aussehen verstärkte seinen Zweifel. «Warum bist du bei ihr?», fragte er Thomas.

«Ich habe sie gerettet.»

«Er sagt, er hätte Euch gerettet, Madame», erklang eine Stimme auf Französisch aus der Menge. Thomas konnte den Sprecher nicht sehen, da er von Soldaten in grün-weißen Leibröcken umringt war. «Stimmt das?»

«Ja», antwortete Jeanette, unruhig, weil sie nicht wusste, wer da mit ihr sprach.

«Sagt uns, wer Ihr seid», verlangte der Unsichtbare.

«Ich bin Jeanette, Witwe des Grafen von Armorika.»

«Wer war Euer Gatte?» Die Stimme ließ auf einen jungen Mann schließen, aber auf einen sehr selbstbewussten jungen Mann.

Die Frage ärgerte Jeanette, aber sie beantwortete sie trotzdem. «Henri Chenier, Comte d'Armorique.»
«Und warum seid Ihr hier, Madame?»
«Weil Herzog Charles mir mein Kind genommen hat!», erwiderte Jeanette wütend. «Ein Kind, das unter dem Schutz des Königs von England steht.»
Der junge Mann schwieg eine Weile. Einige in der Menge rückten nervös von den grün-weiß gekleideten Soldaten ab, die ihn umringten, und Scoresby wirkte unruhig. «Wer hat ihn unter diesen Schutz gestellt?», fragte der Unsichtbare schließlich.
«William Bohun, Earl of Northampton», erklärte Jeanette.
«Ich glaube ihr», sagte die Stimme, und die Soldaten traten zur Seite, sodass Thomas und Jeanette den Sprecher sehen konnten. Wie sich zeigte, war er fast noch ein Junge. Thomas bezweifelte, dass er sich schon rasierte, obwohl er bereits sehr groß war, sogar größer als Thomas, und nur deshalb verborgen geblieben war, weil seine Soldaten grüne und weiße Federn auf ihren Helmen trugen. Der junge Mann war blond, hatte ein leicht sonnenverbranntes Gesicht, trug einen grünen Umhang, einfache Hosen und ein Leinenhemd, und nichts außer seiner Größe erklärte, warum plötzlich alle um ihn herum auf dem Gras niederknieten. «Runter», zischte Scoresby Thomas zu, der verdutzt ebenfalls das Knie beugte. Nun standen nur noch Jeanette, der Junge und seine Eskorte von acht hochgewachsenen Männern.
Der Junge sah Thomas an. «Bist du wirklich zu Fuß von der Bretagne hierher marschiert?», fragte er auf Englisch,

obwohl er, wie viele Adlige, einen französischen Akzent hatte.

«Wir sind beide zu Fuß hergekommen, Sire», antwortete Thomas auf Französisch.

«Warum?», fragte der Junge streng.

«Um den König von England um seinen Schutz zu bitten, denn der Sohn der Gräfin, dessen Vormund der König ist, wurde auf hinterhältige Weise von Englands Feinden gefangen genommen.»

Der Junge betrachtete Jeanette mit einer beinahe ebenso lüsternen Miene wie Scoresby es getan hatte. Auch wenn er sich noch nicht rasierte, hatte er bereits einen Blick für schöne Frauen. Er lächelte. «Seid herzlich willkommen, Madame. Ich kannte den Ruf Eures Mannes, ich habe ihn bewundert, und ich bedaure, dass ich keine Gelegenheit mehr haben werde, ihm im Kampf gegenüberzutreten.» Er verneigte sich vor Jeanette, dann nahm er seinen Umhang ab, trat auf sie zu und legte ihr das grüne Cape um die Schultern, um ihr zerrissenes Kleid zu verdecken. «Ich werde dafür sorgen, dass Ihr mit dem Respekt behandelt werdet, der Eurem Rang entspricht, und ich gebe Euch mein Wort, dass ich alle Versprechen einhalten werde, die England in Bezug auf Euren Sohn gemacht hat.» Er verneigte sich erneut.

Erstaunt und erfreut über das formvollendete Verhalten des jungen Mannes, versank Jeanette in einem Knicks. Dann stellte sie die Frage, die Thomas ebenfalls beschäftigte. «Wer seid Ihr, Mylord?»

«Ich bin Edward of Woodstock, Madame», sagte er und bot ihr seinen Arm.

Jeanette konnte mit dieser Antwort wenig anfangen, aber sie überraschte Thomas. «Er ist der älteste Sohn des Königs», flüsterte er ihr zu.

Sie sank auf ihr Knie, doch der glattwangige Junge bedeutete ihr, sich zu erheben, und führte sie zu dem Mönchskloster. Er war Edward of Woodstock, Earl of Chester, Duke of Cornwall und Prince of Wales. Und das Rad des Schicksals hatte Jeanette wieder nach oben gewirbelt.

Thomas gegenüber schien das Rad gleichgültig. Er blieb allein und verlassen zurück. Jeanette spazierte am Arm des Prinzen davon, ohne Thomas auch nur eines Blickes zu würdigen. Er hörte sie lachen und sah ihr nach. Er hatte sie gepflegt, gefüttert, getragen und geliebt, und nun hatte sie ihn ohne einen weiteren Gedanken beiseitegeschoben. Niemand interessierte sich für ihn. Scoresby und seine Männer waren, da sie ihn nun doch nicht hängen durften, ins Dorf gegangen, und Thomas wusste nicht, was er mit sich anfangen sollte.

«Verflucht», sagte er laut. In seiner zerlumpten Kutte kam er sich wie ein Idiot vor. «Verflucht.» Zorn so beißend wie der schwarze Körpersaft, der einen Menschen krank machen konnte, stieg in ihm auf, aber was konnte er schon tun? Er war nur ein Trottel in einer schwarzen Kutte, und der Prinz war der Sohn des Königs.

Der Prinz hatte Jeanette zu der flachen Wiese geführt, auf der die Zelte in einer bunten Reihe standen. Jedes hatte eine Fahnenstange, und an der höchsten flatterte das viergeteilte Banner des Prince of Wales, das auf den beiden roten Vierteln die goldenen Löwen Englands zeigte und auf den beiden blauen die goldenen Lilien Frankreichs, als Zeichen dafür, dass der König Anspruch auf den französischen Thron erhob. Die ganze Flagge war von einem weiß gezahnten Strich durchkreuzt, der anzeigte, dass es sich um das Banner vom ältesten Sohn des Königs handelte. Thomas überlegte, ob er Jeanette folgen und den Prinzen um Hilfe bitten sollte, doch dann blieb sein Blick an einem der niedrigeren, weiter entfernten Banner hängen, das sich in der warmen Brise träge entfaltete. Er starrte es an.

Das Banner hatte einen blauen Grund und war diagonal von einem weißen Streifen durchkreuzt. Zu beiden Seiten des Streifens, der von drei roten Sternen mit grünem Mittelpunkt geschmückt war, waren je drei steigende Löwen abgebildet. Thomas kannte die Flagge gut, aber er war vollkommen überrascht, sie hier in der Normandie vor sich zu sehen, denn es war das Wappen von William Bohun, Earl of Northampton. Northampton sollte eigentlich als Vertreter des Königs in der Bretagne sein, doch seine Flagge war unverkennbar, und Thomas ging darauf zu, voller Furcht, dass sie sich beim Näherkommen als eine andere entpuppen würde, die der des Earls nur ähnlich sah.

Doch es war tatsächlich die Flagge des Earls, und sein Zelt, das sich deutlich von seinen schmucken Nachbarn auf der Wiese abhob, war noch immer das schäbige Exemplar aus den beiden verschlissenen Segeln. Ein halbes Dutzend Soldaten, die das Abzeichen des Earls trugen, versperrten Thomas den Weg, als er sich dem Zelt näherte. «Bist du gekommen, um dem Earl die Beichte abzunehmen oder um ihm einen Pfeil in den Bauch zu jagen?», fragte einer von ihnen.

«Ich möchte mit Seiner Lordschaft sprechen», erwiderte Thomas, der kaum seine Wut über Jeanettes rücksichtsloses Benehmen im Zaum halten konnte.

«Bist du sicher, dass er auch mit dir sprechen will?», fragte der Mann, belustigt über die anmaßende Forderung des zerlumpten Bogenschützen.

«Ganz sicher», sagte Thomas mit mehr Selbstvertrauen, als er wirklich empfand. «Sag ihm, der Mann, der ihm La Roche-Derrien gegeben hat, ist hier.»

Der Soldat sah überrascht aus. Er runzelte die Stirn, doch genau in diesem Moment wurde der Eingang des Zeltes zurückgeschlagen, und der Earl höchstpersönlich kam heraus. Er war bis zur Taille nackt, sodass man seine muskulöse und mit einem krausen rötlichen Pelz bedeckte Brust sehen konnte. Er nagte an einer Gänsekeule und blickte zum Himmel hinauf, als befürchte er, dass es regnen würde. Der Soldat wandte sich zu ihm, deutete auf Thomas und zuckte die Achseln, als wolle er zu verstehen geben, dass er nichts dafür konnte, dass dieser Verrückte unangemeldet hier aufgetaucht war.

Der Earl starrte Thomas an. «Allmächtiger», sagte er nach einer Weile, «bist du ins Kloster gegangen?»

«Nein, Mylord.»

Der Earl riss mit den Zähnen ein Stück Fleisch von der Keule. «Thomas, nicht wahr?»

«Ganz recht, Mylord.»

«Ich vergesse nie ein Gesicht, und an deins erinnere ich mich besonders gut. Aber ich hatte nicht damit gerechnet, dass du ausgerechnet hier auftauchst. Bist du zu Fuß hierher gekommen?»

Thomas nickte. «Ja, Mylord.» Etwas an dem Verhalten des Earls war merkwürdig; es schien fast so, als sei er gar nicht überrascht, Thomas in der Normandie wiederzusehen.

«Will hat mir von dir erzählt», sagte der Earl. «Die ganze Geschichte. Mein bescheidener Held von La Roche-Derrien ist also ein Mörder, ja?» Seine Stimme klang grimmig.

«Ja, Mylord», sagte Thomas kleinlaut.

Der Earl warf den abgenagten Knochen weg. Dann schnippte er mit den Fingern, und ein Diener brachte ihm ein Hemd aus dem Zelt. Er zog es über und stopfte es in seine Hosen. «Bei den Zähnen Gottes, Junge, erwartest du von mir, dass ich dich vor Sir Simons Rache beschütze? Du weißt doch, dass er hier ist, oder?»

Fassungslos starrte Thomas den Earl an. Sir Simon war hier? Und er hatte gerade Jeanette in die Normandie gebracht! Sir Simon konnte ihr zwar kaum etwas tun, solange sie unter dem Schutz des Prinzen stand, aber ihn, Thomas, konnte er sich sehr wohl vorknöpfen. Und das würde er mit Genuss tun.

Der Earl sah, wie Thomas die Farbe aus dem Gesicht wich, und nickte. «Er ist bei den Männern des Königs, weil ich ihn nicht mehr wollte, aber er bestand darauf mitzureisen, weil er meint, in der Normandie sei mehr zu holen als in der Bretagne, womit er wahrscheinlich sogar recht hat. Aber was ihn richtig freuen wird, ist der Anblick deines Gesichts. Bist du schon mal gehenkt worden, Thomas?»

«Gehenkt, Mylord?», fragte Thomas verständnislos. Er war noch ganz betäubt von der Nachricht. War er den ganzen weiten Weg gegangen, nur um hier von seinem Feind in Empfang genommen zu werden?

«Sir Simon wird dich hängen», sagte der Earl mit unverhohlener Schadenfreude. «Er wird dich am Seil ersticken lassen, und keine mitleidige Seele wird an deinen Füßen ziehen, um die Qual zu verkürzen. Eine Stunde oder zwei wirst du mit dem Tod ringen, vielleicht sogar länger. Ein Kerl, den ich mal gehenkt habe, hielt von der Mette bis zur Prim durch und schaffte es dann immer noch, mich zu verfluchen. Ich nehme also an, du willst, dass ich dir helfe?»

Thomas beugte mit einiger Verspätung das Knie. «Nach La Roche-Derrien habt Ihr mir eine Belohnung versprochen, Mylord. Kann ich sie jetzt einfordern?»

Der Diener brachte einen Hocker aus dem Zelt, und der Earl setzte sich breitbeinig darauf. «Mord ist Mord», sagte er und pulte sich mit einem kleinen Holzsplitter in den Zähnen.

«Die Hälfte von Will Skeats Männern sind Mörder, Mylord», wandte Thomas ein.

Der Earl dachte einen Moment darüber nach und nickte widerstrebend. «Aber sie sind begnadigt worden.» Er seufzte. «Ich wünschte, Will wäre hier. Ich wollte, dass er mitkommt, aber er kann erst weg, wenn Herzog Charles wieder in seinem Käfig sitzt.» Er sah Thomas finster an. «Wenn ich dich begnadige, mache ich mir Sir Simon zum Feind. Nicht dass er jetzt mein Freund wäre, aber warum sollte ich dich verschonen?»

«Wegen La Roche-Derrien.»

«Ja, das ist eine große Schuld», sagte der Earl. «Eine sehr große Schuld. Wir hätten verdammt dumm dagestanden, wenn wir es nicht geschafft hätten, die Stadt einzunehmen, auch wenn's nur ein elendes kleines Kaff ist. Aber warum zum Henker bist du nicht einfach nach Süden gegangen, Junge? In der Gascogne gibt es genug Bastarde, die du abschießen könntest.» Er musterte Thomas eine ganze Weile, offensichtlich verärgert über die Schuld, die er gegenüber dem Bogenschützen hatte, und die Schwierigkeit, sie einzulösen. Schließlich zuckte er die Achseln. «Ich werde mit Sir Simon reden, ihm Geld anbieten, und wenn es genug ist, wird er so tun, als wärst du nicht hier.» Er hielt inne und runzelte die Stirn, weil ihm ein früheres Gespräch mit Thomas in den Sinn kam. «Sag mal, bist du nicht der Kerl, der mir nicht sagen wollte, wer sein Vater war?»

«Ich habe es euch nicht gesagt, weil er Priester war.»

Die Antwort erheiterte den Earl. «Bei den Zähnen Gottes! Ein Priester? Dann bist du also ein Teufelsbalg? Das sagen sie in der Guyenne, dass die Kinder von Priestern

Teufelsbälger sind.» Er musterte Thomas von Kopf bis Fuß und schmunzelte erneut über die zerlumpte Kutte. «Sie sagen, die Teufelsbälger geben gute Soldaten ab. Gute Soldaten und noch bessere Huren. Ich nehme an, du hast dein Pferd verloren?»

«Ja, Mylord.»

«Alle meine Bogenschützen sind beritten», sagte der Earl und winkte einen seiner Soldaten herbei. «Sieh zu, dass der Nichtsnutz einen alten Klepper kriegt, bis er sich irgendwo was Besseres beschaffen kann, gib ihm einen Waffenrock und bring ihn zu John Armstrong.» Dann wandte er sich wieder zu Thomas. «Du kommst zu meinen Bogenschützen, das heißt, du wirst mein Abzeichen tragen. Du gehörst zu meinen Männern, Teufelsbalg, und vielleicht ist das ein Schutz für dich, falls Sir Simon zu viel Geld für deine armselige Seele haben will.»

«Ich werde mich bemühen, mich Euer Lordschaft erkenntlich zu zeigen», sagte Thomas.

«Das kannst du tun, indem du uns nach Caen hineinbringst. Du hast uns La Roche-Derrien geöffnet, aber der armselige Steinhaufen ist nichts im Vergleich zu Caen. Caen ist eine einzige verdammte Festung. Wir brechen morgen dorthin auf, aber ich schätze, es wird mindestens einen Monat dauern, bis wir die Stadt von hinten sehen. Bring uns nach Caen hinein, Thomas, und ich erlasse dir die Strafe für ein Dutzend Morde.» Er erhob sich, nickte ihm zu und verschwand in seinem Zelt.

Thomas rührte sich nicht. Caen, dachte er. Caen war die Stadt, in der Guillaume d’Evecque lebte. Er bekreuzigte

sich, denn er erkannte, dass das Schicksal alles so eingerichtet hatte. Das Schicksal hatte dafür gesorgt, dass sein Armbrustbolzen Sir Simon verfehlte, und es hatte ihn in die Nähe von Caen gebracht, denn es wollte, dass er sich der Buße stellte, die Vater Hobbe ihm auferlegt hatte. Gott hatte ihm Jeanette genommen, dachte Thomas, weil er sich so lange davor gedrückt hatte, sein Versprechen einzulösen.

Doch nun war der Zeitpunkt gekommen, denn Gott hatte Thomas nach Caen geführt.

Teil 2
Normandie

Der Earl of Northampton war aus der Bretagne abkommandiert worden, um dem Prince of Wales als Berater zur Seite zu stehen. Der Prinz war erst sechzehn, aber John Armstrong meinte, der Junge sei ebenso gut wie jeder erwachsene Mann. «Feiner Kerl, der junge Edward», sagte er zu Thomas. «Weiß mit seinen Waffen umzugehen. Vielleicht ein wenig dickköpfig, aber tapfer.»

Und das war in John Armstrongs Welt ein großes Lob. Er war einundvierzig Jahre alt, der Anführer der persönlichen Bogenschützen des Earls und einer jener harten, einfachen Männer, die der Earl so schätzte. Wie Skeat kam Armstrong aus dem Norden, und es hieß, er habe gegen die Schotten gekämpft, seit er der Mutterbrust entwöhnt war. Seine bevorzugte Waffe war das Falchion, ein gekrümmtes Schwert mit einer schweren Klinge, so breit wie eine Axt, obwohl er sich mit dem Bogen hinter keinem seiner Truppe verstecken musste. Außerdem führte er noch sechzig *hobelars* an, leichte, mit Speeren bewaffnete Reiter auf zotteligen Ponys.

«Sie machen nicht viel her», sagte er zu Thomas, der die kleinwüchsigen Reiter betrachtete. Sie hatten krumme Beine und langes, ebenso zotteliges Haar wie ihre Ponys. «Aber sie sind erstklassig bei der Aufklärung. Sonst wären

wir tot.» Armstrong war in La Roche-Derrien dabei gewesen und erinnerte sich an Thomas’ entscheidende Idee, die Stadt vom Fluss her anzugreifen. Deshalb war er gern bereit, Thomas in seiner Truppe aufzunehmen. Er gab ihm ein von Läusen wimmelndes Lederwams, das gefüttert war und zumindest einen schwachen Schwertstoß abfing, und einen kurzen Leibrock, der auf der Brust die Sterne und Löwen des Earls trug und am rechten Ärmel das Kreuz des heiligen Georg. Das Wams und der Leibrock hatten, genau wie die Hosen und die Pfeiltasche, die Thomas’ Ausstattung vervollständigten, einem Bogenschützen gehört, der kurz nach der Ankunft in der Normandie am Fieber gestorben war. «In Caen kannst du dir was Besseres besorgen», sagte Armstrong. «Falls wir je da reinkommen.»

Thomas bekam eine alte graue Stute, die hart im Maul war und einen holpernden Gang hatte. Er gab dem Tier Wasser und rieb sie mit Stroh ab, dann aß er zusammen mit Armstrongs Männern Räucherhering und dicke Bohnen. An einem Bach wusch er sich die Haare und band sie noch nass mit einer Bogensehne zum Zopf. Er lieh sich ein Rasiermesser und schabte sich den Bart ab, wobei er die drahtigen Haare in den Bach warf, damit niemand sie verhexen konnte. Es war seltsam, die Nacht in einem Soldatenlager zu verbringen und ohne Jeanette zu schlafen. Er war noch immer verbittert über ihr Verhalten, und diese Bitterkeit fraß sich wie ein Eisenspan in seine Seele, als er in der tiefsten Dunkelheit der Nacht geweckt wurde. Er fühlte sich einsam, verfroren und zurückgestoßen, als die Bogenschützen ihren Marsch begannen. Er dachte an

Jeanette im Zelt des Prinzen und erinnerte sich an die Eifersucht, die er verspürt hatte, als sie in Rennes in die Zitadelle gegangen war, um bei Herzog Charles vorzusprechen. Sie war wie eine Motte, dachte er, die stets zur hellsten Kerze im Zimmer flog. Obwohl sie sich schon einmal die Flügel verbrannt hatte, zog die Flamme sie noch immer an.

Die Armee näherte sich Caen in drei Abteilungen zu je rund viertausend Mann. Der König befehligte eine davon, der Prince of Wales die zweite, und die dritte unterstand dem Kommando des Bischofs von Durham, der den Kampf den Kirchenpflichten bei weitem vorzog. Der Prinz hatte das Lager bereits früh verlassen, um sich auf seinem Pferd an der Straße aufzustellen und seine Männer in der Sommerdämmerung vorbeiziehen zu sehen. Er trug eine schwarze Rüstung und einen mit Löwen verzierten Helmschmuck, und er wurde von einem Dutzend Priester und fünfzig Rittern eskortiert. Beim Näherkommen sah Thomas, dass Jeanette sich zwischen diesen grün und weiß gekleideten Reitern befand. Sie trug dieselben Farben, ein Kleid aus hellgrünem Stoff mit weißen Ärmeln, weißen Bordüren und weißem Mieder, und saß auf einem Zelter mit silbernem Zaumzeug, grünen und weißen Bändern in der Mähne und einer weißen Satteldecke, die mit den englischen Löwen bestickt war. Ihr Haar war gewaschen, gebürstet und aufgerollt und dann mit Kornblumen geschmückt worden, und Thomas fand, sie sah hinreißend aus. Ihr Gesicht strahlte vor Glück, und ihre Augen funkelten. Sie stand an der Seite des Prinzen, etwa einen

Schritt hinter ihm, und Thomas fiel auf, wie oft der Junge sich umdrehte, um mit ihr zu sprechen. Die Männer vor Thomas nahmen ihre Helme und Mützen ab, um den Prinzen zu grüßen, und er wandte sich von Jeanette zu ihnen, nickte gelegentlich oder rief einem Ritter, den er kannte, etwas zu.

Thomas, dessen geliehenes Pferd so klein war, dass seine Beine fast auf dem Boden schleiften, hob die Hand, um Jeanette zu grüßen. Sie starrte in sein lächelndes Gesicht und wandte dann den Blick ab, ohne eine Miene zu verziehen. Sie unterhielt sich mit einem Priester, der offenbar der Kaplan des Prinzen war. Thomas ließ die Hand sinken. «Wenn man so ’n verdammter Prinz ist», sagte der Mann neben Thomas, «kriegt man nur das Beste, was? Unsereins kriegt Läuse, und er kriegt das.»

Thomas schwieg. Jeanettes demonstrative Gleichgültigkeit hatte ihn gedemütigt. Waren die vergangenen Wochen nur ein Traum gewesen? Er drehte sich im Sattel, um sie noch einmal anzusehen, und sie lachte über eine Bemerkung des Prinzen. Du bist ein Trottel, schalt sich Thomas, und er fragte sich, warum es so wehtat. Obwohl Jeanette ihm gegenüber nie von Liebe gesprochen hatte, traf ihn ihre Zurückweisung wie ein Schlangenbiss ins Herz. Die Straße fiel in einen Hohlweg ab, der von dichten Ahornbäumen und Eschen gesäumt war, und als Thomas sich noch einmal umdrehte, konnte er Jeanette nicht mehr sehen.

«In Caen kriegen wir jede Menge Frauen», sagte ein Bogenschütze voller Vorfreude.

«Falls wir je da reinkommen», bemerkte ein anderer. Dieser Zusatz folgte jedes Mal, wenn von der Stadt die Rede war.

Am Abend zuvor hatte Thomas den Gesprächen am Lagerfeuer gelauscht, in denen es ausschließlich um Caen gegangen war. Allem Anschein nach war es eine riesige Stadt, eine der größten in Frankreich, und sie wurde von einer gewaltigen Zitadelle und einer enormen Mauer geschützt. Offenbar zogen die Franzosen es vor, sich in solchen Festungen zu verschanzen, anstatt Englands Truppen auf dem freien Feld entgegenzutreten, und die Bogenschützen fürchteten, dass sie womöglich wochenlang vor Caen festsitzen würden. Sie konnten die Stadt nicht links liegen lassen, denn wenn sie sie nicht einnahmen, würde die mächtige französische Garnison den Engländern die Nachschubwege abschneiden. Also musste Caen fallen, und niemand glaubte, dass es einfach werden würde, obwohl ein paar Männer meinten, die neuen Kanonen, die der König nach Frankreich mitgebracht hatte, würden die Schutzwälle der Stadt so leicht zum Einsturz bringen wie einst Josuas Posaunen die Mauern von Jericho.

Doch selbst der König schien seine Zweifel an der Macht der Kanonen zu haben, denn er hatte beschlossen, die Stadt mit der schieren Masse seiner Truppen zur Aufgabe zu bewegen. Die drei englischen Abteilungen rückten auf jeder Straße, jedem Weg und jeder passierbaren Wiese gen Osten vor, aber ein bis zwei Stunden nach Tagesanbruch brachten die Marschälle die einzelnen Kolonnen zum Stehen. Schwitzende Reiter galoppierten an den Massen

entlang und brüllten den Männern zu, sie sollten sich zu einer groben Linie formieren. Thomas, der mit seiner halsstarrigen Stute kämpfte, begriff, dass die gesamte Armee in einem gewaltigen Halbkreis aufgestellt werden sollte. Vor ihnen lag ein niedriger Hügel, und ein leichter grauer Dunst dahinter ließ die Tausende von Küchenfeuern in Caen erahnen. Auf ein bestimmtes Zeichen würde der gesamte Halbkreis mit Kettenpanzern bewehrter Männer auf den Hügelkamm vorrücken, sodass die Verteidiger anstelle einiger verstreuter englischer Aufklärer, die aus dem Wald hervorlugten, eine überwältigende feindliche Masse erblicken würden. Und damit die Armee doppelt so groß wirkte, wie sie tatsächlich war, drängten und scheuchten die Marschälle das gesamte Gefolge aus dem Lager in die gebogene Linie. Köche, Schreiber, Frauen, Maurer, Hufschmiede, Tischler, Küchenjungen – alles, was laufen, kriechen, reiten oder stehen konnte, wurde dem Halbkreis hinzugefügt, und über der verdutzten Masse stieg eine Flut bunter Flaggen in die Höhe. Es war ein heißer Morgen, und Pferde und Männer schwitzten unter dem Leder und Eisen. Der Wind wirbelte Staub auf. Der Earl of Warwick, der Oberbefehlshaber der Truppen, galoppierte rotgesichtig und fluchend an dem zerfaserten Halbkreis auf und ab, aber nach und nach formierte sich die Linie zu seiner Zufriedenheit.

«Wenn die Trompete erschallt, rückt auf den Hügel vor», rief ein Ritter Armstrongs Männern zu. «Erst wenn die Trompete erschallt! Nicht eher!»

Die englische Armee musste ausgesehen haben wie zwanzigtausend Mann, als die Trompeten mit ihrer schmetternden Herausforderung den Sommerhimmel zerrissen. Für die Verteidiger von Caen war es ein Albtraum. Im einen Moment war der Horizont leer, obgleich der Himmel dahinter sich schon lange zuvor vom Staub der Hufe und Stiefel verschleiert hatte, und Sekunden später war da eine Masse, eine Horde, eine Flut von Männern, die metallisch in der Sonne glänzte, überragt von einem Wald aus erhobenen Lanzen und Flaggen. Der gesamte Norden und Osten der Stadt war von Soldaten umringt, die beim Anblick von Caen ein wüstes Schlachtgebrüll ausstießen. Vor ihnen lag Beute, eine reiche Stadt, die nur darauf wartete, eingenommen zu werden.

Es war eine schöne und berühmte Stadt und sogar größer als London, obwohl das die größte Stadt von England war. Tatsächlich war Caen eine der prachtvollsten Städte Frankreichs. Wilhelm der Eroberer hatte ihr den ganzen Reichtum geschenkt, den er England gestohlen hatte, und das war ihr immer noch anzusehen. Die Türme innerhalb der Stadtmauern drängten sich so dicht wie die Lanzen und Flaggen in Edwards Armee, und an zwei Seiten der Stadt befanden sich große Abteikirchen. Die Zitadelle lag im Norden, und ihre Brustwehr war ebenso wie der helle Stein der Stadtmauer mit kriegerischen Bannern geschmückt. Das Gebrüll der Engländer wurde von einem herausfordernden Schrei der Verteidiger beantwortet, die sich dicht an dicht auf der Mauer drängten. So viele Armbrüste, dachte Thomas, und er erinnerte sich an die

schweren Bolzen, die von La Roche-Derriens Brustwehr niedergeprasselt waren.

Die Stadt hatte sich über ihre Mauern hinweg ausgebreitet, doch anstatt die neuen Häuser neben den Befestigungsmauern aufzustellen, wie es sonst üblich war, hatte man sie auf einer ausgedehnten Insel errichtet, die südlich der Altstadt lag. Die Insel war von einem labyrinthartigen Netz aus Nebenflüssen geformt worden, die in die beiden großen Flüsse bei Caen strömten, und hatte keine Mauern, da sie vom Wasser geschützt war. Und diesen Schutz brauchte sie auch, denn sogar vom Hügel aus konnte Thomas sehen, dass dort der Reichtum von Caen lag. Die Altstadt inmitten der hohen Mauern war vermutlich ein Gewirr aus engen Gassen und zusammengedrängten Häusern, während sich auf der Insel großzügige Herrenhäuser, mächtige Kirchen und ausgedehnte Gärten befanden. Doch obwohl es offenbar der wohlhabendste Teil von Caen war, schien es dort keine Verteidigungsanlagen zu geben. Nirgends waren Soldaten zu sehen. Die standen alle auf der Mauer der Altstadt. Die Schiffe der Stadt lagen am Ufer der Insel, gegenüber der Stadtmauer, und Thomas fragte sich, ob eines davon wohl Guillaume d'Evecque gehörte.

Der Earl of Northampton, der vom Prinzen zurzeit nicht gebraucht wurde, gesellte sich zu John Armstrong an die Spitze der Bogenschützen und wies mit dem Kopf auf die Stadt.

«Verdammt harte Nuss, was, John?», sagte er grinsend.

«Steinhart, Mylord», grunzte Armstrong.

«Die Insel ist übrigens nach dir benannt.»
«Nach mir?» Armstrong klang misstrauisch.
«Sie heißt Île Saint-Jean», sagte der Earl. Dann deutete er auf die nähere der beiden Abteikirchen, ein großes Kloster, von einer eigenen Schutzmauer umgeben, die mit der höheren Mauer der Stadt verbunden war. «Das ist die Abbaye aux Hommes. Weißt du, was passiert ist, als sie Wilhelm den Eroberer dort begraben haben? Sie haben ihn zu lange in der Abtei liegen lassen, und als sie ihn schließlich in der Gruft beerdigen wollten, war er halb verwest und aufgetrieben. Sein Leichnam platzte auf, und der Gestank soll so grauenvoll gewesen sein, dass die ganze Gemeinde aus der Abtei geflüchtet ist.»
«Die Rache Gottes, Mylord», sagte Armstrong ungerührt.
Der Earl musterte ihn verwundert. «Vielleicht.»
«Im Norden ist Wilhelm nicht sonderlich beliebt.»
«Das ist doch lange her, John.»
«Nicht so lange, dass ich nicht auf sein Grab spucken würde», sagte Armstrong. Dann fügte er zur Erklärung hinzu: «Mag sein, dass er unser König war, Mylord, aber er war kein Engländer.»
«Da hast du wohl recht.»
«Zeit für die Rache», sagte Armstrong laut genug, dass einige Bogenschützen ihn hören konnten. «Wir holen uns den Eroberer, wir holen uns seine Stadt, und wir holen uns seine verfluchten Frauen!»
Die Bogenschützen johlten, obwohl Thomas keine Möglichkeit sah, wie die Armee die Stadt einnehmen sollte. Die Mauern waren gewaltig und reichlich mit Türmen

bestückt, und auf der Brustwehr drängten sich Hunderte von Verteidigern, die ebenso selbstsicher wirkten wie die Angreifer. Thomas suchte die Banner nach dem mit den drei gelben Falken auf blauem Grund ab, doch es waren so viele, und der Wind ließ sie so kräftig flattern, dass er Guillaume d'Evecques Flagge in dem bunten Wirbel zwischen den Schießscharten nicht ausmachen konnte.

«Und was bist du, Thomas? Engländer oder Normanne?», fragte der Earl auf Französisch. Er hatte sich ein Stück zurückfallen lassen, um neben Thomas zu reiten. Sein Pferd war ein mächtiges Streitross, sodass der Earl, obwohl er wesentlich kleiner war als Thomas, ihn um ein gutes Stück überragte.

Thomas zog eine Grimasse. «Engländer, Mylord. Bis in meinen wunden Hintern.» Er war so lange nicht mehr geritten, dass seine Schenkel aufgescheuert waren.

«Das sind wir jetzt wohl alle, nicht wahr?», sagte der Earl nachdenklich.

«Möchtet Ihr etwas anderes sein?», fragte Thomas mit einem Blick auf die Bogenschützen. «Bei Gott, Mylord, ich würde nicht gegen sie kämpfen wollen.»

«Ich auch nicht», grunzte der Earl. «Und ich habe dir einen Kampf mit Sir Simon erspart. Oder vielmehr dein armseliges Leben gerettet. Ich habe gestern Abend mit ihm gesprochen. Er war nicht gerade begeistert, auf den Genuss deiner Hinrichtung zu verzichten, und ich kann's ihm nicht verdenken.» Der Earl schlug nach eine Bremse. «Aber letzten Endes war die Gier stärker als der Hass. Du hast mich meinen Anteil an den beiden Schiffen der Gräfin

gekostet, Thomas. Ein Schiff für seinen toten Knappen und eins für das Loch in seinem Bein.»

«Ich danke Euch, Mylord», sagte Thomas aus vollem Herzen. Erleichterung durchströmte ihn. «Vielen Dank.»

«Du bist also ein freier Mann. Sir Simon hat eingeschlagen, ein Schreiber hat es notiert, und ein Priester hat es bezeugt. Jetzt pass um Himmels willen auf, dass du nicht noch einen von seinen Leuten erlegst.»

«Ganz bestimmt nicht», versicherte Thomas.

«Und du stehst jetzt in meiner Schuld», sagte der Earl.

«Das ist mir bewusst, Mylord.»

Der Earl stieß ein abfälliges Schnauben aus, als habe er seine Zweifel, dass Thomas eine solche Schuld je begleichen könne. Dann warf er ihm einen argwöhnischen Blick zu. «Wo wir gerade von der Gräfin sprechen – du hast mit keinem Wort erwähnt, dass sie mit dir nach Norden gekommen ist.»

«Ich hielt es nicht für wichtig, Mylord.»

«Und gestern Abend», fuhr der Earl fort, «nachdem ich mir deinetwegen Jekyll vorgeknöpft hatte, bin ich der Gräfin im Quartier des Prinzen über den Weg gelaufen. Sie sagt, du hättest sie mit vollendeter Ritterlichkeit behandelt. Ist das wirklich wahr?»

Thomas errötete. «Wenn sie es sagt, muss es wohl stimmen.»

Der Earl lachte, dann gab er seinem Pferd die Sporen. «Ich habe deine Seele gekauft», sagte er fröhlich, «also kämpfe gut für mich!» Er schwenkte ab, um zu seinen Soldaten zurückzukehren.

«Der ist schon in Ordnung, unser Billy», sagte einer der Bogenschützen, und wies mit einer Kopfbewegung zum Earl. «Wirklich ’n feiner Kerl.»
«Wenn sie bloß alle so wären», stimmte Thomas ihm zu.
«Woher kannst du Französisch?», fragte der Schütze misstrauisch.
«Hab ich in der Bretagne gelernt», sagte Thomas ausweichend.
Die Vorhut hatte jetzt das offene Gelände vor der Mauer erreicht, und ein Armbrustbolzen donnerte als Warnung ins Gras. Der Tross, der geholfen hatte, die Illusion einer übermächtigen Armee zu schaffen, errichtete auf den Hügeln im Norden seine Zelte, während die Krieger sich in der Ebene rund um die Stadt ausbreiteten. Die Marschälle galoppierten zwischen den Einheiten hin und her und brüllten, die Soldaten des Prinzen sollten in sicherem Abstand von der Mauer zur Abbaye aux Dames am anderen Ende der Stadt reiten. Es war erst Vormittag, und der Wind trug den Geruch von Caens Küchenfeuern herüber, als die Männer des Earls an verlassenen Bauernhöfen vorüberzogen. Über ihnen ragte die Zitadelle in den Himmel.
Sie begaben sich zur Westseite der Stadt. Der Prince of Wales, gefolgt von einem Standartenträger und einem Soldatentrupp, galoppierte auf seinem großen schwarzen Pferd auf das Kloster zu, das aufgrund seiner ungeschützten Lage außerhalb der Stadtmauer aufgegeben worden war. Er würde für die Dauer der Belagerung dort Quartier beziehen, und Thomas, der an der Stelle absaß,

wo Armstrong und seine Männer ihr Lager aufschlagen würden, sah, wie Jeanette dem Prinzen folgte. Wie ein kleines Hündchen, dachte er grimmig. Dann schalt er sich wegen seiner Eifersucht. Was nützte es, auf einen Prinzen eifersüchtig zu sein? Genauso gut konnte man gegen die Sonne wüten oder das Meer verfluchen. Es gibt noch andere Frauen, sagte er sich, während er seinem Pferd auf einer der Wiesen der Abtei die Vorderbeine zusammenband, damit es nicht weglaufen konnte.

Ein Trupp Bogenschützen überprüfte die verlassenen Gebäude im Umkreis des Klosters. Die meisten waren einfache Hütten, aber in einer von ihnen befand sich die Werkstatt eines Tischlers, deren Boden mit Hobelspänen und Sägemehl bedeckt war. Dahinter lag eine Gerberei, die noch nach der Mischung aus Urin, Kalk und Mist stank, mit der das Leder bearbeitet wurde. Hinter der Gerberei begann ein verwildertes Gebiet voller Disteln und Brennnesseln, das sich bis zur Stadtmauer zog, und Thomas sah, wie sich die Bogenschützen durch das Gestrüpp kämpften, um die Befestigungsmauer anzustarren. Es war so heiß, dass die Luft vor der Mauer zu flirren schien. Ein leichter Nordwind trieb ein paar hohe Wolken vor sich her und strich über das lange Gras, das in dem Graben am Fuß der Mauer wuchs. Etwa hundert Bogenschützen streiften jetzt durch das unbebaute Land, und manche von ihnen waren nah genug, um von einer Armbrust getroffen zu werden, doch kein Franzose schoss auf sie. Ein paar von den Bogenschützen hatten Äxte dabei, um Feuerholz zu hacken, doch eine morbide Neugier hatte

sie zu der Mauer getrieben anstatt in den Wald. Thomas folgte ihnen, weil er sich selbst einen Eindruck davon verschaffen wollte, welche Schwierigkeiten die Belagerer erwarteten. Hinter ihm ertönte das Quietschen ungeölter Achsen, und als er sich umwandte, sah er zwei Bauernwagen, die Richtung Abtei gezogen wurden. Auf beiden befand sich eine Kanone, massige, knollenartige Dinger mit prallem Metallbauch und weit aufgerissenen Mündern. Er fragte sich, ob die magische Kraft der Kanonen ein Loch in die Stadtmauer jagen konnte, doch selbst wenn das gelang, würden die Männer sich immer noch durch die Bresche kämpfen müssen. Er bekreuzigte sich. Vielleicht würde er in der Stadt eine Frau finden. Er hatte fast alles, was ein Mann brauchte – ein Pferd, ein Lederwams, seinen Bogen und die Pfeiltasche. Das Einzige, was ihm fehlte, war eine Frau.

Dennoch schien es ihm, als könne nicht einmal eine Armee, die doppelt so groß war wie ihre eigene, Caens mächtige Mauern überwinden. Wie Klippen ragten sie aus dem schlammigen Graben auf, und alle fünfzig Schritt war eine kegelförmige, überdachte Bastion eingefügt, aus der die Armbrustschützen der Garnison ihre Bolzen in die Flanken der Angreifer jagen konnten. Es würde ein Gemetzel werden, dachte Thomas, noch viel schlimmer als bei den vergeblichen Versuchen, die südliche Mauer von La Roche-Derrien zu erstürmen.

Immer mehr Bogenschützen kamen zu dem verwilderten Gebiet, um die Stadt anzustarren. Die meisten von ihnen bewegten sich innerhalb der Reichweite von Armbrüsten,

aber die Franzosen ignorierten sie noch immer. Stattdessen begannen sie, die bunten Flaggen einzuholen. Erneut hielt Thomas Ausschau nach den drei Falken von d’Evecque, doch er konnte sie nicht entdecken. Die meisten Banner trugen Kreuze oder Abbilder von Heiligen. Eines zeigte die Schlüssel des Himmels, ein anderes den Löwen des heiligen Markus, und auf einem dritten war ein geflügelter Engel zu sehen, der mit einem Flammenschwert englische Truppen niedermähte. Auch dieses Banner verschwand.

«Was zum Teufel haben die verdammten Bastarde vor?», fragte einer der Bogenschützen.

«Sie laufen weg!», erwiderte ein anderer. Er blickte hinüber zu der Steinbrücke, die von der Altstadt zur Île Saint-Jean führte.

Die Brücke wimmelte von Soldaten, einige zu Pferd, die meisten zu Fuß, und alle strömten aus der ummauerten Stadt zu der Insel mit ihren großen Häusern, Kirchen und Gärten. Thomas ging ein paar Schritte nach Süden, um einen besseren Blick zu bekommen, und sah zwischen den Häusern der Insel Armbrustschützen und Soldaten auftauchen.

«Sie wollen die Insel verteidigen», sagte er zu allen, die in Hörweite waren.

Jetzt wurden auch Wagen über die Brücke geschoben, und er sah, wie Frauen und Kinder von den Soldaten vorwärtsgedrängt wurden.

Immer mehr Verteidiger überquerten die Brücke, und immer mehr Banner verschwanden von der Mauer, bis nur noch eine Handvoll übrig war. Am obersten Turm der

Zitadelle flatterten noch die großen Flaggen der hohen Adligen, und an den langen Mauern des Bergfrieds hingen fromme Abzeichen, aber die Stadtmauer war nahezu nackt, und mittlerweile standen etwa tausend Bogenschützen aus der Abteilung des Prince of Wales davor und starrten hinauf. Eigentlich hätten sie Feuerholz schlagen, Zelte aufbauen oder Latrinen ausheben sollen, aber ihnen dämmerte allmählich, dass die Franzosen nicht vorhatten, sowohl die Stadt als auch die Insel zu verteidigen, sondern nur die Insel. Was bedeutete, dass sie die Stadt aufgegeben hatten. Doch das schien so unglaublich, dass niemand es auch nur auszusprechen wagte. Sie sahen einfach zu, wie die Einwohner der Stadt und die Verteidiger sich über die Steinbrücke drängten. Dann, als das letzte Banner von der Mauer eingeholt wurde, ging der Erste auf das nächstliegende Stadttor zu.

Niemand gab irgendwelche Befehle. Kein Prinz, Earl, Marschall oder Ritter sagte den Bogenschützen, dass sie vorrücken sollten. Sie näherten sich der Stadt einfach aus eigenem Antrieb. Die meisten trugen den grün-weißen Leibrock des Prince of Wales, doch eine ganze Anzahl, dar unter auch Thomas, zeigte die Sterne und Löwen des Earl of Northampton. Thomas rechnete halb damit, dass Armbrustschützen auftauchen und ihrem ungeordneten Vormarsch mit einem furchtbaren Bolzenhagel Einhalt gebieten würden, doch die Brustwehr blieb leer, und das ermutigte die Bogenschützen, zumal sie sahen, dass Vögel sich auf den Zinnen niederließen, ein sicheres Zeichen, dass die Verteidiger die Mauer verlassen hatten. Die Männer mit

den Äxten liefen auf das Tor zu und begannen, auf das Holz einzuhacken, und aus den seitlichen Bastionen kam kein einziger Armbrustbolzen hervorgeschossen. Die große, ummauerte Stadt von Wilhelm dem Eroberer lag unbewacht da.

Die Axtträger durchbrachen die eisenbeschlagenen Planken, hoben den Riegel an und stießen die riesigen Torflügel auf. Die Straße dahinter war leer. Ein Handwagen mit einem abgebrochenen Rad lag einsam auf dem Pflaster, aber kein einziger Franzose war zu sehen. Einen Moment lang standen die Bogenschützen ungläubig da, dann begann das Gebrüll. *«Havoc! Havoc!»* Ihr erster Gedanke war Plünderung, und sie brachen gierig in die Häuser ein, doch das Einzige, was sie fanden, waren Stühle, Tische und Schränke. Alles, was irgendeinen Wert hatte, und sämtliche Einwohner der Stadt befanden sich auf der Insel.

Immer mehr Bogenschützen strömten in die Stadt. Ein paar erklommen das offene Gelände um die Zitadelle, wobei zwei Männer von Armbrustbolzen getötet wurden, die jemand von der hohen Brustwehr abschoss. Der Rest breitete sich in der Stadt aus, doch da nirgends etwas zu holen war, wandten sie sich schließlich der Brücke zu, die über den Odon zur Île Saint-Jean führte. An ihrem südlichen Ende, dort, wo die Insel begann, ragte ein Brückenkopf auf, der mit Armbrustschützen gespickt war, aber die Franzosen wollten offensichtlich vermeiden, dass die Engländer dem Brückenkopf nahe kamen, denn sie hatten am nördlichen Ende der Brücke hastig einen gewaltigen Haufen von Wagen und Möbeln aufgetürmt, und

diese Barrikade war mit etwa zwanzig Soldaten und ebenso vielen Armbrustschützen besetzt. Es gab eine weitere Brücke am anderen Ende der Insel, doch zum einen wussten die Bogenschützen davon nichts, und zum anderen war sie weit weg, und die verbarrikadierte Brücke war der kürzeste Weg zu den Reichtümern des Feindes.

Die ersten weiß gefiederten Pfeile schnellten durch die Luft. Dann folgte das härtere Knallen der feindlichen Armbrüste und das Klappern von Bolzen, die auf dem Stein der benachbarten Kirche aufschlugen. Die ersten Männer starben.

Noch immer gab es keine Befehle. Bisher war kein Mann von Rang in der Stadt, nur eine Horde von Bogenschützen, die so wenig nachdachte wie ein Rudel Wölfe, das Blut wittert. Sie attackierten die Barrikade mit einem Pfeilhagel, sodass die Verteidiger gezwungen waren, hinter den umgestürzten Wagen in Deckung zu gehen. Dann stieß der erste Trupp Engländer einen Kampfschrei aus und stürmte mit Schwertern, Äxten und Speeren auf die Barrikade zu. Weitere Männer folgten, während die ersten versuchten, den zusammengewürfelten Haufen zu erklimmen. Auf dem Brückenkopf knallten die Armbrüste, und die Getroffenen wurden von der Wucht der Bolzen nach hinten geschleudert. Die französischen Soldaten kamen aus der Deckung, um die Überlebenden zurückzuschlagen, und Schwerter prallten gegen Äxte. Bald war die Brücke glitschig von Blut, und ein Bogenschütze rutschte aus und wurde von seinen heranstürmenden Gefährten niedergetrampelt. Die Engländer heulten, die Franzosen

brüllten, vom Brückenkopf erschallte eine Trompete, und sämtliche Kirchenglocken auf der Île Saint-Jean schlugen Alarm.

Da Thomas kein Schwert besaß, stellte er sich in den Toreingang der Kirche, die direkt neben der Brücke stand, und schoss von dort seine Pfeile ab. Doch er konnte sein Ziel kaum erkennen, da ein Strohdach in der Altstadt Feuer gefangen hatte und der Rauch wie eine niedrige Wolke über dem Fluss hing.

Die Franzosen waren klar im Vorteil. Ihre Armbrustschützen konnten sowohl vom Brückenkopf wie auch aus dem Schutz der Barrikade schießen, während die Engländer sich für einen Angriff durch den schmalen Brückenzugang drängen mussten, der von Leichen, Blut und Bolzen übersät war. Außerdem hatten sich weitere feindliche Armbrustschützen auf den Booten positioniert, die entlang des Inselufers festgemacht waren und jetzt wegen der Ebbe auf dem Kiel lagen, und von dort konnten sie, gut geschützt durch die soliden Schandecks, auf jeden Bogenschützen schießen, der dumm genug war, sich auf den Abschnitten der Stadtmauer blicken zu lassen, die nicht vom Rauch verhüllt waren. Immer mehr Armbrustschützen kamen zur Brücke, bis die Bolzen über dem Fluss durch die Luft schwirrten wie Schwärme von Staren.

Ein weiterer Trupp Bogenschützen stürmte mit wildem Gebrüll auf die schmale Straße, die zu der Barrikade führte. Sie kämpften nicht mit ihren Bogen, sondern mit Äxten, Schwertern, Hellebarden und Speeren. Die Speere

gehörten zum größten Teil den *hobelars*, hauptsächlich Walisern, die beim Angriff schrille, hohe Schreie ausstießen. Etwa ein Dutzend von den neuen Angreifern wurde von den Bolzen niedergemäht, aber die Überlebenden sprangen über die Toten hinweg und liefen auf die Barrikade zu, die jetzt von mindestens dreißig Soldaten und ebenso vielen Armbrustschützen verteidigt wurde. Thomas lief aus seiner Deckung und schnappte sich die Pfeiltasche eines Gefallenen. Die Angreifer drängten sich vor der pfeilgespickten Barrikade und hatten kaum genug Platz, ihre Waffen zu schwingen. Die französischen Soldaten stachen mit Lanzen, hieben mit Schwertern und droschen mit Streitkolben, und wenn die vorderste Reihe von Bogenschützen tot war, wurde von hinten die nächste gegen die feindlichen Waffen gedrückt. Und die ganze Zeit prasselten von den Zinnen des Brückenkopfes und von den im Schlick liegenden Booten die Armbrustbolzen auf sie ein. Thomas sah, wie ein Mann mit einem Bolzen in seinem Helm von der Brücke wankte. Blut lief über sein Gesicht, und er stieß einen seltsamen wimmernden Ton aus, bevor er auf die Knie fiel und dann ganz langsam auf die Straße sank, wo er von den nächsten Angreifern niedergetrampelt wurde. Ein paar von den englischen Bogenschützen gelang es, auf das Kirchendach zu klettern, und sie töteten ein halbes Dutzend von den Verteidigern der Barrikade, doch dann mähten die Armbrustschützen sie mit einer Bolzensalve nieder. Auf dem Brückenzugang lagen mittlerweile so viele Gefallene, dass sie die angreifenden Engländer behinderten, und ein paar Männer begannen,

die Toten in den Fluss zu werfen. Ein hochgewachsener Bogenschütze, der mit einer langstieligen Axt bewaffnet war, schaffte es, die Spitze der Barrikade zu erklimmen, von wo er mit der schweren Klinge wieder und wieder auf einen Franzosen einhieb, dessen Helm mit Bändern geschmückt war. Doch dann trafen ihn zwei Armbrustbolzen, und er ließ die Axt fallen, presste die Hände auf den Bauch und stürzte vornüber. Die Franzosen zerrten ihn hinunter auf ihre Seite, hackten mit Schwertern auf ihn ein und trennten ihm mit seiner eigenen Axt den Kopf ab. Sie spießten ihre blutige Trophäe auf einen Speer und schwenkten sie über der Barrikade, um ihre Angreifer zu verspotten.

Ein berittener Soldat mit dem Abzeichen des Earl of Warwick, einem Bären und einem gezackten Stab, brüllte den Bogenschützen zu, sie sollten sich zurückziehen. Der Earl war mittlerweile selbst in der Stadt, vom König gesandt, um seine Schützen aus dem ungleichen Kampf abzuziehen, doch die Männer hörten nicht auf den Befehl. Obwohl die Franzosen sie töteten und verhöhnten, wollten sie die Verteidigungslinie auf der Brücke durchbrechen und sich über Caens Reichtümer hermachen. Und so stürmten immer mehr blutrünstige Bogenschützen auf die Barrikade zu – so viele, dass sie die ganze Straße ausfüllten. Von hinten drängten und schoben die Angreifer, und vorne starben die Männer durch die Lanzen und Klingen der Franzosen.

Die Franzosen waren dabei zu gewinnen. Ihre Armbrustbolzen bohrten sich in das Gedränge, und

während die Engländer am vorderen Ende versuchten, nach hinten zu flüchten, um der Schlächterei zu entgehen, schoben die am hinteren Ende weiter nach vorne. Diejenigen in der Mitte, die Angst hatten, zerquetscht zu werden, durchbrachen den massiven Holzzaun, der den schmalen Brückenzugang abgrenzte, und flohen auf den schmalen Uferstreifen zwischen dem Fluss und der Stadtmauer. Immer mehr folgten ihnen.

Thomas duckte sich noch immer in das Kirchenportal. Hin und wieder schoss er einen Pfeil auf den Brückenkopf ab, aber der dichte Rauch hing wie Nebel in der Luft, und er konnte sein Ziel kaum erkennen. Er sah, wie die Männer von der Brücke auf das schmale Ufer strömten, folgte ihnen aber nicht, denn es war der reine Selbstmord. Dort saßen sie in der Falle – hinter ihnen die hohe Stadtmauer, vor ihnen der wirbelnde Fluss und am gegenüberliegenden Ufer die Boote mit den Armbrustschützen, die ihre Bolzen auf die neuen, einladenden Ziele jagten.

«Zurück, ihr Hunde, zurück!» Der Earl of Warwick war in das Chaos vorgedrungen und schlug mit seinem Marschallsstab auf die Männer ein. Sein Trompeter blies die vier absteigenden Töne des Rückzugs, während der der Franzosen das Angriffssignal ausstieß, schnelle, aufsteigende Tonfolgen, die das Blut aufpeitschten, und die Engländer und Waliser gehorchten eher dem französischen Signal als dem englischen. Immer mehr Männer – Hunderte von ihnen – strömten in die Altstadt, stießen die Hauptleute des Earl of Warwick beiseite und drängten zur Brücke. Da sie nicht über die Barrikade hinwegkamen, folgten sie den

anderen hinunter auf das Ufer und schossen von dort ihre Pfeile auf die Armbrustschützen in den Booten. Die Leute des Earl of Warwick begannen, die Bogenschützen von der Straße zu zerren, die zur Brücke führte, doch für jeden, den sie erwischten, schoben sich zwei andere an ihnen vorbei.

Hinter dem Brückenkopf warteten die Einwohner von Caen, manche von ihnen nur mit einem Stock bewaffnet, und versprachen einen weiteren Kampf, falls die Barrikade fallen sollte. Eine Art Raserei hatte die englische Armee gepackt; wie besessen griffen sie eine Brücke an, die viel zu gut verteidigt war. Männer stürzten schreiend in den Tod, und dennoch folgten immer neue nach. Der Earl of Warwick brüllte sie an, sich zurückzuziehen, doch sie beachteten ihn nicht. Dann ertönte ein herausfordernder Kriegsschrei vom Ufer, und als er ein paar Schritte aus seiner Deckung trat, sah Thomas, dass ganze Scharen von Männern versuchten, den Odon zu durchwaten. Und es gelang ihnen. Es war ein trockener Sommer gewesen, der Fluss hatte einen niedrigen Pegel, und die Ebbe drückte ihn noch weiter, sodass das Wasser den Männern an der tiefsten Stelle nur bis zur Brust reichte. Scharenweise stürzten sich die Engländer jetzt in den Fluss. Thomas stieß zwei Soldaten des Earls zur Seite, sprang über die Reste des Zauns und schlitterte das mit Bolzen gespickte Ufer hinunter. Dort unten stank es nach Kot, denn dies war die Stelle, an der die Stadt ihren Dreck in den Fluss kippte. Ein Dutzend walisische *hobelards* watete gerade in den Fluss, und Thomas schloss sich ihnen an, den Bogen hoch über den

Kopf erhoben, damit die Sehne nicht nass wurde. Die Armbrustschützen mussten sich aus ihrer Deckung hinter den Schandecks aufrichten, um auf die Angreifer im Fluss zu schießen, und dadurch boten sie den Bogenschützen, die am Ufer geblieben waren, ein leichtes Ziel.

Trotz des niedrigen Wasserstandes war die Strömung stark, sodass Thomas nur langsam vorankam. Um ihn herum platschten Bolzen ins Wasser. Ein Mann direkt vor ihm wurde in den Hals getroffen, und das Gewicht seines Kettenhemdes zog ihn nach unten, sodass nur ein roter Wirbel zurückblieb. Die Bootsrümpfe waren mit Pfeilen gespickt. Ein Franzose lag quer über einem der Boote, und sein Körper zuckte jedes Mal, wenn er von einem weiteren Pfeil getroffen wurde. Aus einem Speigatt sickerte Blut.

«Tötet die Schweinehunde», grummelte ein Mann neben Thomas. Es war einer der Hauptmänner des Earl of Warwick; da er den Angriff nicht aufhalten konnte, hatte er offenbar beschlossen, sich ihm anzuschließen.

Der Wind drückte den Rauch von den brennenden Häusern nach unten zum Fluss und wirbelte brennende Strohhalme durch die Luft. Einige von ihnen waren in den zusammengerollten Segeln von zwei Booten hängen geblieben und hatten sie in Brand gesetzt. Die Verteidiger, die sich dahinter verborgen hatten, waren das Ufer hinaufgeflüchtet. Weitere feindliche Armbrustschützen flohen vor den ersten schlammüberzogenen englischen und walisischen Soldaten, die zwischen den auf Grund liegenden Booten ans Ufer kletterten. Die Luft sirrte von Pfeilen. Die Glocken der Insel läuteten noch immer Sturm.

Ein Franzose brüllte vom Brückenkopf herunter, seine Männer sollten sich am Ufer verteilen und die feindlichen Soldaten angreifen, die sich durch den Schlamm des Flusses kämpften.

Thomas watete weiter. Das Wasser reichte ihm bis zur Brust, dann sank der Pegel allmählich wieder. Er mühte sich vorwärts, ohne die Bolzen zu beachten, die um ihn herum ins Wasser schossen, und schob sich weiter durch das ansteigende Flussbett. Dann war er plötzlich aus dem Wasser und stolperte über den glitschigen Schlick in den Schutz des nächsten Bootshecks. An der Barrikade wurde noch immer gekämpft, aber der Fluss wimmelte mittlerweile von Bogenschützen und *hobelars*, und die ersten von ihnen hievten sich durchnässt und schlammbeschmiert auf die Boote. Die übrig gebliebenen Verteidiger hatten außer ihren Armbrüsten kaum Waffen, während die meisten der Bogenschützen Schwerter oder Äxte besaßen. Der Kampf war einseitig und schnell entschieden, und dann stürmte die ungeordnete und führerlose Masse der Angreifer von den blutüberströmten Booten ans Ufer und auf die Insel.

Der Soldat des Earl of Warwick ging Thomas voran. Als er das steile, grasbewachsene Ufer hinaufkletterte, traf ihn ein Armbrustbolzen ins Gesicht, sodass er mit einem Sprühnebel von Blut um seinen Helm hintenüberstürzte. Der Bolzen hatte sich genau durch seinen Nasenrücken gebohrt, ihn sofort getötet und einen beleidigten Ausdruck auf seinem Gesicht hinterlassen. Sein Falchion fiel neben ihm zu Boden, und Thomas warf sich seinen Bogen über die

Schulter und hob die Waffe auf. Sie war erstaunlich schwer. Ein Falchion hatte nichts Kunstvolles; es war einfach eine Tötungswaffe mit einer Klinge, die dank ihres Gewichts und ihrer Schärfe besonders tief einschnitt. Es war gut für den Nahkampf geeignet. Will Skeat hatte Thomas erzählt, dass er einmal gesehen hatte, wie ein schottisches Pferd durch einen einzigen Schlag mit einem Falchion enthauptet worden war. Allein der Anblick der brutalen Klinge genügte, um einem den Magen vor Angst zusammenzuziehen.

Die walisischen *hobelars* waren auf einem Boot und metzelten die Verteidiger nieder, dann stießen sie einen Schrei in ihrer seltsamen Sprache aus und sprangen ans Ufer. Thomas schloss sich ihnen an und lief mit diesem Schwarm blutrünstiger Angreifer auf eine Reihe hoher, prächtiger Häuser zu, die von den Schützen und Bürgern verteidigt wurden. Die Armbrustschützen hatten gerade noch Zeit, eine Salve abzuschießen, doch sie waren nervös, und die meisten Bolzen trafen daneben. Dann stürzten sich die Angreifer auf sie wie eine Jagdmeute auf einen verletzten Hirsch.

Thomas schwang das Falchion mit beiden Händen. Ein Schütze versuchte, sich mit seiner Armbrust zu verteidigen, doch die schwere Klinge durchschnitt den Schaft, als wäre er aus Elfenbein, und grub sich in den Hals des Franzosen. Ein Blutstrahl spritzte über Thomas' Kopf, als er die Waffe aus dem Körper riss und dem Armbrustschützen einen Tritt in die Lenden versetzte. Einer der Waliser bohrte einem Franzosen seinen Speer zwischen die Rippen. Thomas

stolperte über den Mann, den er niedergeschlagen hatte, fing sich jedoch wieder und stieß den englischen Kriegsschrei aus: *«St. George!»* Thomas brüllte wie ein Wahnsinniger. Gott verfluche sie alle! Blutbespritzt trat und hieb und drosch er sich durch die Gasse.

In der Gasse befanden sich mindestens zwanzig feindliche Soldaten, während Thomas und seine Gefährten nicht einmal ein Dutzend waren, aber die Franzosen waren ängstlich und die Angreifer siegessicher; sie hackten und stießen, schlitzten und fluchten und töteten in der glühenden Sommerhitze. Immer mehr Engländer und Waliser schwärmten vom Flussufer hoch, und das gellende Geheul, das sie ausstießen, war voller Blutgier und Verachtung für den reichen Feind. Sie waren die Bluthunde des Krieges, die aus ihren Zwingern ausgebrochen waren und über diese mächtige Stadt herfielen, von der die hohen Herren der Armee gemeint hatten, sie bräuchten einen Monat, um sie zu erobern.

Die Verteidiger in der Gasse gaben auf und flohen. Die *hobelars* traten eine Tür auf und erklärten das Haus dahinter zu ihrem Eigentum. Ein Schwarm von Bogenschützen in den grün-weißen Leibröcken des Prince of Wales lief die Gasse hinunter und folgte Thomas in einen langgezogenen, hübschen Garten, in dem Birnbäume sich über sorgfältig gepflegte Kräuterbeete neigten. Der Anblick solcher Schönheit unter einem Himmel, der von Rauch und Geschrei erfüllt war, ließ Thomas einen Moment innehalten. In dem Garten gab es ein Beet mit Nachtviolen, Goldlack und Pfingstrosen und eine Sitzecke unter einem mit Wein

bewachsenen Spalier, und einen Augenblick erschien es ihm wie ein Stück vom Paradies, doch dann zertrampelten die Soldaten die Kräuterpflanzen, rissen das Spalier ein und liefen durch die Blumen.

Ein Trupp Franzosen versuchte, die Eindringlinge aus dem Garten zu vertreiben. Sie kamen von Osten, aus der Masse von Männern, die hinter dem Brückenkopf gewartet hatten. Angeführt wurden sie von drei berittenen Soldaten, die blaue Waffenröcke mit gelben Sternen trugen. Sie sprangen auf ihren Pferden über den niedrigen Zaun und hoben mit lautem Gebrüll ihre langen Schwerter.

Thomas trug seinen Bogen noch um die Schultern, aber einige von den Bogenschützen des Prinzen hatten Pfeile im Anschlag, und sie zielten nicht auf die Reiter, sondern auf die Pferde. Die Pfeile bohrten sich tief ins Fleisch, die Pferde wieherten, bäumten sich auf und stürzten zu Boden, und die Bogenschützen fielen mit Äxten und Schwertern über ihre Reiter her. Thomas wandte sich nach rechts, um den Franzosen, die offenbar einfache Bürger waren und mit allem Erdenklichen bewaffnet waren, von kleinen Äxten über Dachhaken bis hin zu alten zweihändigen Schwertern, den Weg abzuschneiden. Die Franzosen, die immer mehr Bogenschützen auf sich zukommen sahen, gaben ihren Widerstand auf und flohen zurück zum Brückenkopf.

Die Bogenschützen hackten auf die gestürzten Reiter ein. Einer der Männer schrie auf, als die Klingen sich in seine Arme und seinen Oberkörper gruben. Die blau-gelben Waffenröcke waren blutgetränkt. Auf einmal bemerkte Thomas, dass das Gelbe gar keine Sterne waren, sondern

Falken. Falken mit gespreizten Flügeln und ausgestreckten Krallen. Die Männer von Guillaume d'Evecque! Vielleicht sogar d'Evecque selbst! Doch als Thomas die blutbespritzten, verzerrten Gesichter musterte, sah er, dass alle drei junge Männer gewesen waren. Aber d'Evecque war hier in Caen, und damit musste auch die Lanze in der Nähe sein. Er durchbrach den Zaun und bog in eine andere Gasse ein. Hinter ihm, in dem Haus, das die *hobelars* besetzt hatten, schrie eine Frau, die erste von vielen. Die Kirchenglocken verstummten nach und nach.

Edward III., durch Gottes Gnade König von England, befehligte fast zwölftausend Krieger; etwa ein Fünftel davon befand sich mittlerweile auf der Insel, und es kamen immer mehr nach. Niemand hatte sie dorthin geführt. Der einzige Befehl, den sie bekommen hatten, war der zum Rückzug. Aber sie hatten nicht gehorcht und dadurch die Stadt Caen eingenommen, auch wenn der Feind noch immer den Brückenkopf hielt, von dem die Armbrustbolzen pfiffen.

Thomas trat aus der Gasse auf die Hauptstraße und schloss sich einer Gruppe Bogenschützen an, die den mit Zinnen versehenen Turm mit einem Pfeilhagel beschossen. Unter dieser Deckung überwältigte ein heulender Mob von Walisern und Engländern die Franzosen, die unter dem Torbogen des Brückenkopfes kauerten. Dann stürmten sie auf die Verteidiger der Barrikade zu, die jetzt von beiden Seiten angegriffen wurden. Die Franzosen, die sahen, dass es um sie geschehen war, warfen ihre Waffen weg und riefen, sie würden sich ergeben, doch die Bogenschützen

kannten kein Erbarmen und fielen mit wildem Gebrüll über sie her. Die Feinde wurden in den Fluss geworfen, dann rissen Dutzende von Männern die Barrikade nieder und hievten die Möbel und Wagen über das Brückengeländer.

Die große Masse von Franzosen, die hinter dem Brückenkopf gewartet hatte, strömte zurück ins Innere der Insel, vermutlich, um ihre Frauen und Töchter zu retten. Die rachelüsternen Bogenschützen, die auf der anderen Seite der Brücke festgesessen hatten, folgten ihnen, und die grimmige Menge stürmte an Thomas vorbei in das Herz der Île Saint-Jean, aus der jetzt unablässig Schreie ertönten. Überall erschallte der Plünderungsruf. Der Brückenkopf war nach wie vor in der Hand der Franzosen, doch sie setzten ihre Armbrüste aus Angst vor den Pfeilen der Engländer nicht mehr ein. Niemand versuchte, den Turm einzunehmen, obwohl eine kleine Gruppe Bogenschützen in der Mitte der Brücke stand und zu den Bannern hinaufblickte, die auf der Brustwehr flatterten.

Gerade als Thomas sich ebenfalls zur Mitte der Insel aufmachen wollte, hörte er hinter sich Hufgetrappel, und als er sich umwandte, erblickte er ein Dutzend französische Ritter, die sich anscheinend hinter dem Brückenkopf verborgen hatten. Sie brachen aus einem Tor hervor und trieben ihre Pferde auf die Brücke zu. Offenbar hatten sie vor, in vollem Galopp durch die Altstadt zu preschen, um sich in der Zitadelle zu verschanzen.

Thomas ging ein paar Schritte auf die Reiter zu, besann sich jedoch eines Besseren. Niemand konnte es mit einem Dutzend Ritter in voller Rüstung aufnehmen. Doch dann

entdeckte er den blau-gelben Waffenrock und die Falken auf dem Schild eines der Männer. Er nahm den Bogen von der Schulter, legte einen Pfeil ein und spannte die Sehne. Die Franzosen galoppierten gerade auf die Brücke, und Thomas brüllte: «Evecque! Evecque!» Wenn es Guillaume d'Evecque war, dann sollte er wenigstens sehen, wer ihn tötete. Tatsächlich wandte der Mann im blau-gelben Waffenrock sich halb um, doch Thomas konnte das Gesicht seines Feindes nicht sehen, weil das Visier seines Helms heruntergeklappt war. Er ließ die Sehne los, doch noch im gleichen Moment sah er, dass der Pfeil verzogen war. Er flog zu niedrig und traf das linke Bein des Mannes statt seines Kreuzes. Thomas zog einen zweiten Pfeil heraus, doch die Ritter jagten bereits über die Brücke, dass die Hufe auf dem Pflaster Funken schlugen. Ihre Anführer senkten die Lanzen, um eine Handvoll Bogenschützen aus dem Weg zu stoßen, und dann waren sie auf der anderen Seite und galoppierten die Straßen zur Zitadelle hinauf. Der weiß gefiederte Pfeil ragte noch immer aus dem Oberschenkel des Ritters, und Thomas schickte einen zweiten hinterher, doch der verlor sich im Rauch, während die französischen Flüchtlinge in den Straßen der Altstadt verschwanden.

Die Zitadelle war nicht gefallen, aber die Stadt und die Insel gehörten den Engländern. Sie gehörten noch nicht dem König, denn er und seine hohen Fürsten hatten bisher weder das eine noch das andere in Besitz genommen. Sie gehörten den Bogenschützen und den *hobelars*, und die machten sich jetzt daran, das reiche Caen zu plündern.

Abgesehen von Paris war die Île Saint-Jean die schönste, üppigste und eleganteste Stadt im nördlichen Frankreich. Ihre Häuser waren prachtvoll, ihre Gärten duftend, ihre Straßen breit, ihre Kirchen wohlhabend und ihre Bürger, wie es sich gehörte, zivilisiert. In diesen Hort der Schönheit brach eine wüste Horde schlamm- und blutbeschmierter Männer ein, die dort einen Reichtum jenseits all ihrer Vorstellungskraft vorfanden. Was die *hellequins* zahllosen bretonischen Dörfern angetan hatten, geschah jetzt einer großen Stadt. Es war eine Zeit des Tötens, der Vergewaltigungen und der hemmungslosen Grausamkeit. Jeder Franzose war ein Feind, und jeder Feind wurde niedergemetzelt. Die Anführer der Truppen, hohe französische Adlige, hockten, abgesehen von den Rittern, die sich in die Zitadelle geflüchtet hatten, sicher in den oberen Etagen des Brückenkopfes, und dort blieben sie, bis sie ein paar englische Lords erkannten, denen sie sich gefahrlos ergeben konnten. Ein paar weiteren Adligen und Rittern gelang es, den Engländern davonzugaloppieren und über die Südbrücke der Insel zu fliehen, aber mindestens ein Dutzend Edelmänner, deren Lösegelder hundert Bogenschützen reich wie Fürsten gemacht hätten, wurde abgeschlachtet wie Hunde, sodass nur noch zerfetztes Fleisch und Blutlachen übrig blieben. Ritter und Soldaten, die einhundert oder zweihundert Pfund für ihre Freiheit hätten bezahlen können, wurden von Pfeilen durchbohrt oder in der wilden Raserei, die in der Armee ausbrach, mit Keulen zu Brei geschlagen. Und die einfachen Männer, die mit Holzpfählen, Breithacken oder schlichten Messern

bewaffnet waren, wurden einfach niedergemetzelt. An diesem Tag wurde Caen, die Stadt von Wilhelm dem Eroberer, die durch englische Plünderbeute reich geworden war, ausgelöscht, und die Engländer holten sich ihren Reichtum zurück.

Und nicht nur ihren Reichtum, sondern auch ihre Frauen. Die Frauen, die an diesem Tag in Caen waren, bekamen einen Vorgeschmack auf die Hölle. Es gab nur wenig Brände, da die Männer die Häuser lieber plündern als zerstören wollten, aber der Teufel kam trotzdem zu seinem Recht. Männer flehten um die Ehre ihrer Frauen und Töchter und mussten dann zusehen, wie diese Ehre zerstört wurde. Viele Frauen versteckten sich, doch die Engländer, die Erfahrung damit hatten, solche Verstecke aufzuspüren, fanden sie nur allzu bald auf Dachböden oder unter Treppen. Die Frauen wurden auf die Straßen geschleift, vollständig entblößt und als Trophäen durch die Stadt getrieben. Die Frau eines Kaufmanns, die fett wie eine Mastgans war, wurde vor einen kleinen Wagen gespannt und mit der Peitsche die Hauptstraße entlanggejagt, die quer über die ganze Insel führte. Über eine Stunde trieben die Bogenschützen sie vor sich her, manche von den Männern lachten Tränen beim Anblick ihrer dicken Speckrollen, und als sie genug von ihr hatten, warfen sie sie in den Fluss, wo sie sich weinend zusammenkrümmte und nach ihren Kindern rief, bis ein Bogenschütze, der gerade eine erbeutete Armbrust an einem Schwanenpaar ausprobierte, ihr einen Bolzen durch die Kehle jagte. Männer schwankten mit Stapeln von Silbergerät über die

Brücke, andere suchten noch nach Reichtümern und fanden stattdessen Bier, Cidre oder Wein, was die Exzesse noch schlimmer machte. Ein Priester wurde am Schild eines Gasthauses aufgeknüpft, nachdem er versucht hatte, eine Vergewaltigung zu verhindern. Ein paar Soldaten, nicht mehr als eine Handvoll, bemühten sich, das Grauen einzudämmen, doch sie waren hoffnungslos unterlegen und wurden zur Brücke zurückgedrängt. Die Kirche St. Jean, in der sich angeblich die Fingerknochen von St. Johann dem Göttlichen befanden, außerdem ein Huf von dem Pferd, das den heiligen Paulus nach Damaskus getragen hatte, und einer der Körbe, in dem die wundersamen Fische und Brotlaibe gelegen hatten, wurde in ein Bordell verwandelt, in dem die Frauen, die sich in der Hoffnung auf Schutz dorthin geflüchtet hatten, an grinsende Soldaten verhökert wurden. Männer stolzierten in Seide und Spitze auf und ab und würfelten um die Frauen, denen sie den Putz gestohlen hatten.

Thomas beteiligte sich nicht daran. Er machte sich auf die Suche nach dem Haus seines Feindes, zog von Straße zu Straße, bis er auf einen sterbenden Franzosen stieß. Er gab ihm ein wenig Wasser und fragte ihn, wo Guillaume d’Evecque wohnte. Der Mann rollte mit den Augen, schnappte nach Luft und röchelte, das Haus befände sich im Süden der Insel. «Du kannst es nicht verfehlen», sagte der Mann. «Es ist aus Stein, ganz aus Stein, und über der Tür sind drei Falken eingemeißelt.»

Also wandte Thomas sich nach Süden. Soldatentrupps des Earl of Warwick kamen auf die Insel, um mit Waffengewalt

die Ordnung wiederherzustellen, aber sie rangen noch mit den Bogenschützen in der Nähe der Brücke, und Thomas bewegte sich in die entgegengesetzte Richtung, zum anderen Teil der Insel, der noch nicht so stark gelitten hatte. Nach einer Weile entdeckte er das Steinhaus, das über die Dächer einiger geplünderter Geschäfte hinausragte. Die meisten anderen Gebäude waren aus Fachwerk gebaut und hatten Strohdächer, doch das zweistöckige Haus von Guillaume d’Evecque war nahezu eine Festung: Es hatte steinerne Mauern, ein Schindeldach und nur winzige Fenster. Dennoch hatten es offenbar ein paar Bogenschützen geschafft einzudringen, denn Thomas hörte Schreie. Er überquerte einen kleinen Platz, auf dem eine mächtige Eiche aus dem Pflaster wuchs, und ging die Stufen zu dem Torbogen mit den drei gemeißelten Falken hinauf. Er war überrascht, welch heftige Woge von Zorn der Anblick dieses Wappens in ihm auslöste. Jetzt nahte die Rache für Hookton.

Als er die Eingangshalle durchquerte, erblickte er in der Küche ein paar Bogenschützen und *hobelars*, die sich um die Töpfe stritten. Zwei Diener lagen tot neben dem Kamin, in dem noch ein Feuer brannte. Einer der Bogenschützen fauchte Thomas an, sie hätten das Haus als Erste entdeckt und alles, was darin sei, gehöre ihnen, doch bevor Thomas antworten konnte, ertönte vom oberen Stockwerk ein Schrei. Er machte kehrt und lief die Holztreppe hinauf. Vom oberen Flur gingen zwei Räume ab, und als er die Tür des ersten aufstieß, sah er einen Bogenschützen in den Farben des Prince of Wales, der mit einem Mädchen rang. Der

Mann hatte ihr halb das hellblaue Kleid vom Körper gerissen, aber sie wehrte sich wie eine Wahnsinnige, zerkratzte ihm das Gesicht und trat ihm gegen das Schienbein. Gerade als Thomas hereinkam, gelang es ihm, sie mit einem kräftigen Schlag auf den Kopf zu bändigen. Mit einem Stöhnen stürzte das Mädchen rücklings in den breiten, unbenutzten Kamin. Der Bogenschütze wandte sich zu Thomas um. «Sie gehört mir», sagte er barsch. «Geh und such dir eine andere.»

Thomas betrachtete das Mädchen. Sie war blond und schmal, und sie weinte. Er dachte an das, was Jeanette durchgemacht hatte, nachdem der Herzog sie vergewaltigt hatte, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, dass einem anderen Mädchen dieselbe Qual zugefügt werden sollte, nicht einmal einem Mädchen aus dem Haushalt von Guillaume d’Evecque.

«Ich finde, du hast ihr genug weh getan», sagte er und bekreuzigte sich, weil er an seine eigenen Sünden in der Bretagne denken musste. «Lass sie in Ruhe.»

Der Bogenschütze, ein bärtiger Mann, der mindestens zehn Jahre älter war als Thomas, zog sein Schwert. Es war eine alte Waffe mit einer breiten, schweren Klinge, und er schien gut damit umgehen zu können. «Hör zu, Junge, du verschwindest jetzt durch diese Tür, und wenn du das nicht tust, hänge ich deine stinkenden Eingeweide als Girlanden an die Decke.»

Thomas hob das Falchion in Kampfstellung. «Ich habe dem heiligen Guinefort einen Eid geschworen, alle Frauen zu beschützen.»

«Verfluchter Trottel.»

Der Mann attackierte Thomas mit einem Ausfallschritt, und Thomas wich nach hinten aus und parierte geschickt. Der Bärtige fasste sich schnell, griff erneut an, und Thomas wich wiederum zurück und lenkte das Schwert mit seinem Falchion ab. Das Mädchen verfolgte das Ganze vom Kamin mit weit aufgerissenen Augen. Thomas holte mit seiner breiten Klinge aus, traf jedoch daneben und wurde fast vom Schwert aufgespießt. Doch er sprang im letzten Moment zur Seite und versetzte dem Bärtigen einen Tritt gegen das Knie, dass dieser vor Schmerz nach Luft schnappte. Dann schwang er das Falchion wie eine Sense und grub seinem Gegner die Klinge in den Hals. Blut spritzte durch den Raum, als der Mann ohne einen Laut zu Boden fiel. Das Falchion hatte ihm fast den Kopf abgetrennt, und das Blut pulsierte noch aus der offenen Wunde, als Thomas sich neben das Mädchen kniete.

«Falls jemand fragt», sagte er auf Französisch zu ihr, «dann sag, dein Vater hat ihn getötet und ist dann weggelaufen.» Die Sache mit dem Knappen hatte ihm schon genug Ärger eingebracht, und er wollte nicht auch noch den Tod eines Bogenschützen am Hals haben. Er nahm vier kleine Münzen aus der Börse des Toten und lächelte dem Mädchen zu. Dafür, dass vor ihren Augen ein Mann fast enthauptet worden war, war sie erstaunlich ruhig geblieben. «Ich tue dir nichts», sagte er. «Ehrenwort.»

Sie sah ihn unruhig an. «Wirklich nicht?»

«Nein», sagte er sanft.

Sie stand auf und schüttelte die Benommenheit aus ihrem Kopf. Dann zog sie ihr Kleid zurecht und band die zerrissenen Teile, so gut es ging, zusammen. «Selbst wenn du mir nichts tust, werden andere über mich herfallen.»

«Nicht wenn du bei mir bleibst.» Thomas nahm den großen schwarzen Bogen von seiner Schulter, löste die Sehne und warf ihn ihr zu. «Hier. Wenn du den trägst, wird jeder wissen, dass du zu einem Bogenschützen gehörst. Und dann kommt dir niemand zu nahe.»

Misstrauisch sah sie ihn an. «Niemand wird mir etwas tun?»

«Nicht wenn du den Bogen trägst», wiederholte er. «Ist das dein Haus?»

«Ich arbeite hier», sagte sie.

«Für Guillaume d’Evecque?», fragte er, und sie nickte. «Ist er hier?»

Sie schüttelte den Kopf. «Ich weiß nicht, wo er ist.»

Thomas nahm an, dass sein Feind in der Zitadelle war und versuchte, einen Pfeil aus seinem Oberschenkel herauszuziehen. «Hat er hier eine Lanze aufbewahrt? Eine große schwarze Lanze mit silberner Spitze?»

Sie schüttelte hastig den Kopf. Thomas runzelte die Stirn. Er sah, dass sie zitterte. Sie war tapfer gewesen, aber vielleicht beunruhigte sie das Blut, das aus dem Hals des Toten rann. Außerdem bemerkte er, dass sie hübsch war, trotz der Schlagspuren in ihrem Gesicht und des Schmutzes in ihrem zerzausten blonden Haar. Sie hatte ein schmales, ernstes Gesicht mit ungewöhnlich großen blauen Augen. «Hast du Verwandte hier?», fragte Thomas sie.

«Meine Mutter ist tot. Ich habe niemanden mehr, außer Monsieur d’Evecque.»

«Und er hat dich allein hier zurückgelassen?», fragte Thomas voller Verachtung.

«Nein!», protestierte sie. «Er dachte, wir wären in der Stadt in Sicherheit, aber dann, als eure Armee kam, beschlossen die Männer, stattdessen die Insel zu verteidigen. Sie haben die Stadt verlassen! Weil all die schönen Häuser hier sind.» Sie klang empört.

«Was tust du denn für Monsieur d’Evecque?»

«Ich putze und melke die Kühe auf der anderen Seite des Flusses.» Sie zuckte zusammen, als von draußen wütende Männerstimmen erklangen.

Thomas lächelte. «Keine Sorge, niemand wird dir etwas tun. Gib den Bogen nicht aus der Hand. Wenn dich einer ansieht, sag: ‹Ich bin die Frau eines Bogenschützen.›» Er wiederholte es langsam und ließ sie den Satz immer wieder nachsprechen, bis er zufrieden war. «Gut!», lobte er sie. «Wie heißt du?»

«Eleanor.»

Obwohl er nicht glaubte, dass es viel nützen würde, durchsuchte er das Haus, aber in keinem der Räume war die Lanze des heiligen Georg versteckt. Es gab weder Möbel noch Wandbehänge oder sonst irgendetwas von Wert, nur die Spieße und Töpfe und Teller in der Küche. Alles Wertvolle, erklärte Eleanor, war bereits vor einer Woche in die Zitadelle gebracht worden. Thomas blickte hinunter auf die zerschmetterten Teller auf dem Steinboden der Küche.

«Wie lange arbeitest du schon für ihn?», fragte er.

«Mein ganzes Leben lang», erwiderte Eleanor und fügte schüchtern hinzu: «Ich bin fünfzehn.»

«Und du hast nie eine große Lanze gesehen, die er aus England mitgebracht hat?»

«Nein», sagte sie mit großen Augen, aber irgendetwas an ihrem Gesichtsausdruck gab Thomas das Gefühl, dass sie log. Doch er bohrte nicht weiter nach, sondern beschloss, sie später noch einmal danach zu fragen, wenn sie ihm mehr vertraute.

«Am besten bleibst du bei mir», sagte er zu Eleanor, «dann passiert dir nichts. Ich bringe dich ins Lager, und wenn unsere Armee weiterzieht, kannst du hierher zurückgehen.» Was er damit wirklich meinte, war, dass sie bei ihm bleiben und tatsächlich die Frau eines Bogenschützen werden sollte, aber das konnte, genau wie die Lanze, noch ein paar Tage warten.

Sie nickte und schien ihr Schicksal mit Gleichmut hinzunehmen. Wahrscheinlich hatte sie darum gebetet, dass ihr die Vergewaltigung, der ganz Caen zum Opfer fiel, erspart bleiben möge, und Thomas war die Antwort auf ihr Gebet. Er gab ihr seine Pfeiltasche, sodass sie noch mehr wie die Frau eines Bogenschützen aussah. «Wir müssen die Stadt durchqueren», sagte er zu Eleanor, als er mit ihr die Treppe hinunterging, «also bleib dicht bei mir.»

Als er aus dem Haus trat, drängten sich auf dem kleinen Platz berittene Soldaten mit dem Abzeichen des Bären und des gezackten Stabes. Der Earl of Warwick hatte sie geschickt, um dem Gemetzel und der Plünderung Einhalt

zu gebieten. Sie starrten Thomas finster an, doch er hob die Hände, um zu zeigen, dass er nichts bei sich trug, und schlängelte sich zwischen den Pferden hindurch. Er war etwa zehn Schritte gegangen, als ihm auffiel, dass Eleanor nicht bei ihm war. Sie hatte Angst vor den Reitern mit ihren schmutzigen Kettenpanzern und den grimmigen, von Stahl umrahmten Gesichtern und traute sich nicht von der Haustür weg.

Gerade als Thomas den Mund öffnete, um sie zu rufen, kam ein Reiter unter der Eiche hervor auf ihn zugeprescht. Als er aufsah, prallte eine Schwertklinge flach gegen seinen Kopf, und er stürzte mit blutendem Ohr auf das Pflaster. Das Falchion glitt ihm aus der Hand, dann traf ihn das Pferd des Reiters am Kopf, und Blitze zuckten vor seinen Augen auf.

Der Mann stieg aus dem Sattel und trat Thomas mit seinem eisenbewehrten Fuß gegen den Kopf. Thomas spürte den Schmerz und hörte, wie die anderen Soldaten protestierten. Beim zweiten Tritt spürte er nichts mehr. Doch in den wenigen Sekunden, bevor er das Bewusstsein verlor, erkannte er seinen Angreifer.

Sir Simon Jekyll dürstete trotz seiner Abmachung mit dem Earl of Northampton nach Rache.

Vielleicht hatte Thomas Glück. Vielleicht wachte sein Schutzheiliger, ob Mann oder Hund, über ihn, denn wäre er bei Bewusstsein gewesen, hätte er Folterqualen gelitten. Sir Simon hatte zwar am Abend zuvor die Abmachung mit dem Earl unterzeichnet, aber bei Thomas' Anblick löste sich jegliches Erbarmen in Luft auf. Er erinnerte sich nur allzu gut an die Demütigung, nackt durch den Wald gejagt worden zu sein, und an den Schmerz des Armbrustbolzens in seinem Bein – eine Wunde, deretwegen er noch immer humpelte –, und diese Erinnerungen weckten in ihm nur einen Wunsch: Thomas langsam und ausgiebig zu quälen, bis er schrie. Doch Thomas war ohnmächtig von dem Schwertschlag und den Tritten und merkte nichts davon, dass zwei Soldaten ihn zu der Eiche schleiften. Anfangs versuchten die Männer des Earl of Warwick, Thomas vor Sir Simon zu schützen, doch als dieser ihnen versicherte, der Bogenschütze sei ein Deserteur, Dieb und Mörder, änderten sie ihre Meinung. Sie würden ihn aufknüpfen.

Und das war Sir Simon durchaus recht. Wenn diese Männer Thomas als Deserteur hängten, konnte niemand ihm vorwerfen, er hätte den Bogenschützen hingerichtet. Er hätte sein Wort gehalten, und der Earl of Northampton würde ihm trotzdem seinen Anteil an der Belohnung für die Schiffe abtreten müssen. Thomas wäre tot, und Sir Simon wäre sowohl reicher als auch gerächt.

Die Soldaten waren nur zu gern bereit, ihm zu helfen, nachdem sie von Thomas' Missetaten erfahren hatten. Sie hatten den Befehl, Randalierer, Diebe und Vergewaltiger zu

hängen, um die Raserei der Armee zu dämpfen, aber da es in diesem Teil der Insel, der am weitesten von der Altstadt entfernt lag, nicht so wüst zugegangen war wie in der nördlichen Hälfte, hatten sie bisher keine Gelegenheit gehabt, die Seile, die der Earl ihnen gegeben hatte, zu benutzen. Doch nun hatten sie ein Opfer, und so schlang einer der Männer sein Seil über einen Ast der Eiche.

Thomas bekam von alldem nur wenig mit. Er spürte nicht, dass Sir Simon ihn durchsuchte und ihm den Geldbeutel unter seinem Waffenrock abschnitt; er merkte nicht, wie das Seil um seinen Hals geknüpft wurde, doch dann nahm er verschwommen den Gestank von Pferdeurin wahr, plötzlich schnürte ihm etwas die Kehle ein, und das Wenige, was er allmählich wieder sehen konnte, überzog sich mit einem roten Schleier. Er spürte, wie er hochgehievt wurde, versuchte, nach Luft zu schnappen, weil ein grausamer Schmerz seine Kehle gepackt hatte, doch er konnte es nicht, er konnte kaum atmen; er spürte nur ein brennendes Würgen im Hals. Er wollte schreien vor Angst, doch seine Lungen ließen ihn hilflos im Stich. In einem kurzen Moment der Klarheit begriff er, dass er zappelnd und zuckend in der Luft hing, und obwohl er mit gekrümmten Fingern an seinem Hals herumzerrte, konnte er den Würgegriff des Seiles nicht lockern. Dann bepinkelte er sich vor Angst.

«Feiger Bastard», höhnte Sir Simon und versetzte Thomas einen Schlag mit dem Schwert, der jedoch lediglich seine Haut an der Taille anritzte und seinen Körper in Schwingungen versetzte.

«Lasst ihn», sagte einer der Soldaten. «Der ist so gut wie tot.»

Sie sahen zu, bis Thomas anfing zu zucken, dann stiegen sie auf und ritten davon. Ein Trupp Bogenschützen sah vom Dach eines benachbarten Hauses ebenfalls zu, und da Sir Simon fürchtete, sie könnten Freunde von Thomas sein, schloss er sich den Männern des Earls an. Seine eigenen Leute durchsuchten gerade die nahe gelegene Kirche St. Michel, und er war nur deshalb zu dem kleinen Platz geritten, weil er das hohe Steinhaus gesehen hatte und überprüfen wollte, ob es dort etwas zu plündern gab. Stattdessen hatte er Thomas gefunden, und jetzt war Thomas gehenkt worden. Es war nicht die Rache, die Sir Simon sich erträumt hatte, aber sie hatte ihm durchaus Genugtuung bereitet, und das war ja immerhin etwas.

Thomas spürte jetzt nichts mehr. Nur Dunkelheit, kein Schmerz. Er tanzte den Seiltanz der Hölle, den Kopf zur Seite gekippt. Sein Körper schwang noch ein wenig, seine Beine zuckten, die Hände waren zusammengekrümmt, und seine Füße tropften.

Die Armee blieb fünf Tage in Caen. Etwa dreihundert Franzosen von Rang, die Lösegelder einbringen würden, waren gefangen genommen worden und wurden nach Norden eskortiert, von wo sie mit dem Schiff nach England gebracht werden konnten. Die verletzten englischen und walisischen Soldaten wurden in die Abbaye aux Dames getragen und dort in den Kreuzgang gelegt. Ihre Wunden stanken so fürchterlich, dass der Prinz und sein Gefolge in

die Abbaye aux Hommes umzogen, wo der König sein Quartier hatte. Die Leichen der abgeschlachteten Bürger wurden von den Straßen geräumt. Ein Priester aus dem Haushalt des Königs versuchte, die Toten anständig zu begraben, wie es Christen zustand, aber in das Massengrab, das im Kirchhof von St. Jean ausgehoben wurde, passten nur fünfhundert Leichen hinein, und da niemand Zeit und Spaten genug hatte, um den Rest auch noch zu begraben, wurden viereinhalbtausend Leichen in die Flüsse gekippt. Die überlebenden Bewohner der Stadt, die aus ihren Verstecken hervorgekrochen kamen, als der hemmungslose Wahnsinn vorüber war, streiften an den Ufern entlang und suchten unter den Leichen, die die Ebbe zurückließ, nach ihren Angehörigen. Ihre Suche störte die wilden Hunde und die Schwärme von Raben und Möwen, die sich kreischend um die aufgeblähten Toten zankten.

Die Zitadelle war noch immer in französischer Hand. Ihre Mauern waren hoch und dick, und keine Leiter reichte aus, um sie zu erstürmen. Der König schickte einen Boten, um die Truppen zur Aufgabe zu bewegen, aber die französischen Fürsten in der großen Festung lehnten höflich ab und ermunterten die Engländer, ruhig alles zu versuchen, da sie sicher waren, dass kein Katapult einen Stein hoch genug schleudern konnte, um ihre erhabenen Mauern zu durchbrechen. Da der König ihnen darin zustimmen musste, befahl er seinen Kanonieren, die Mauern der Zitadelle niederzureißen, und so wurden die fünf größten Kanonen der Armee auf ihren Wagen durch die Altstadt gewälzt. Drei von den Kanonen waren lange

Rohre aus Streifen von Schmiedeeisen, die von Stahlringen umschlossen waren, die anderen beiden waren von Glockengießern in Bronze gegossen worden und sahen aus wie riesige Gefäße mit dickem, ovalem Bauch, engem Hals und weit aufgespreizter Öffnung. Alle waren etwa fünf Fuß lang, und die Männer brauchten Tragen, um sie von den Wagen auf hölzerne Gerüste zu hieven.

Diese Gerüste wurden auf Holzplanken gesetzt. Der Untergrund war zuvor so planiert worden, dass die Geschützmündungen auf das Tor der Zitadelle zeigten. Reißt das Tor ein, hatte der König befohlen, damit er seine Bogenschützen und Soldaten auf den Feind loslassen konnte. Also mischten die Kanoniere, die größtenteils aus Flandern oder Italien kamen und in dieser Arbeit große Erfahrung hatten, ihr Schießpulver. Es wurde aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle hergestellt, aber da der Salpeter schwerer war als die anderen beiden Zutaten, sank er immer wieder auf den Boden der Geschützkammer, während die Holzkohle sich oben absetzte. Deshalb mussten die Kanoniere das tödliche Pulver gründlich vermischen, bevor sie es in den Bauch der Gefäße füllten. Bevor sie dann die grob behauenen Steinkugeln luden, die als Munition dienten, schaufelten sie etwas Lehm in die Rohrmündungen. Der Lehm sollte die Geschützkammer verschließen, damit die Explosionskraft nicht entwich, bevor das gesamte Schießpulver Feuer gefangen hatte. Auch die Steinkugeln wurden mit Lehm umschlossen, um den Freiraum zwischen Geschoss und Rohr zu füllen. Dann

mussten die Kanoniere warten, bis der Lehm getrocknet war und die Geschützkammer dicht versiegelte.

Die anderen drei Kanonen ließen sich schneller laden. Jedes der Eisenrohre wurde auf ein massives Holzgerüst geschnallt, das ebenso lang war wie die Kanone, und dann um neunzig Grad gedreht, sodass der Verschluss auf einem Balken aus solider Eiche ruhte. Dieser Verschluss, der ein Viertel der Gesamtlänge einnahm, war vom Geschützrohr getrennt; er wurde ganz aus der Halterung genommen und aufrecht auf den Boden gestellt, um ihn mit dem kostbaren schwarzen Pulver zu befüllen. Sobald die drei Verschlusskammern gefüllt waren, wurden sie mit Stopfen aus Weidenholz verschlossen und wieder in die Halterung eingesetzt. Die drei langen Kanonen waren bereits geladen, zwei mit Steinkugeln und die dritte mit einem drei Fuß langen *garro*, einem riesigen Pfeil aus Eisen.

Die drei Verschlusskammern mussten fest gegen die Geschützrohre gepresst werden, damit die Explosionskraft nicht durch die Verbindung zwischen den beiden Kanonenteilen entwich. Dazu verwendeten die Kanoniere Holzkeile, die sie zwischen die Verschlusskammer und den hinteren Teil des Gerüsts trieben. Jeder Hammerschlag versiegelte den Schlitz ein wenig fester. Andere Stückmeister füllten Schießpulver in die zusätzlichen Verschlusskammern, die für die nächsten Schüsse verwendet werden sollten. Dies alles dauerte seine Zeit – allein der Lehm in den beiden bauchigen Kanonen brauchte über eine Stunde zum Trocknen –, und das Treiben lockte eine große Menge Schaulustige herbei, die allerdings in

sicherem Abstand blieben, für den Fall, dass eines der seltsamen Geräte in die Luft flog. Auch die Franzosen verfolgten das Ganze neugierig von der Brustwehr der Zitadelle. Dann und wann schoss einer der Verteidiger einen Armbrustbolzen ab, aber der Abstand war zu groß. Ein Bolzen kam bis auf zwölf Schritt an die Kanonen heran, aber die anderen landeten weit davor, und bei jedem Fehlschuss jubelten die umstehenden Bogenschützen triumphierend auf. Nach einer Weile gaben die Franzosen ihre Provokation auf und sahen einfach nur zu.

Die drei schlanken Kanonen hätten sofort abgefeuert werden können, da bei ihnen kein Lehm trocknen musste, aber der König wollte, dass die erste Schusssalve gleichzeitig erfolgte. Er stellte sich eine gewaltige Explosion vor, bei der die fünf Kugeln das Tor der Zitadelle zerschmetterten, und danach sollten seine Kanoniere den Torbogen attackieren. Schließlich erklärte der Stückmeister, ein hochgewachsener, schwermütiger Italiener, die Waffen für schussbereit, und man holte die Lunten. Diese bestanden aus kurzen Strohhalmen, die mit Schießpulver gefüllt und an den Enden mit Lehm verschlossen waren. Sie wurden in die schmalen Zündlöcher geschoben, dann kniff der Stückmeister den Lehmstopfen am oberen Ende ab und bekreuzigte sich.

Ein Priester hatte die Kanonen bereits gesegnet und sie mit Weihwasser besprenkelt, und nun beugte der Stückmeister das Knie und sah zum König auf, der auf einem großen grauen Hengst saß.

Der König blickte zur Zitadelle hinauf, an deren Mauer ein neues Banner gehisst worden war. Es zeigte Gott, der seine Hand segnend über die französische Lilie hielt. Der König befand, es sei an der Zeit, den Franzosen klarzumachen, auf wessen Seite Gott tatsächlich stand. «Ihr dürft feuern», sagte er feierlich.

Fünf Kanoniere griffen zu Zündstöcken, langen Stäben, an deren Ende ein Stück brennendes Leinen befestigt war. Sie stellten sich in einigem Abstand neben den Kanonen auf, und auf ein Zeichen des Italieners berührten sie die herausstehenden Lunten mit ihrem Feuer. Es gab ein kurzes Zischen, von den Zündlöchern stieg ein wenig Rauch auf, dann verschwanden die fünf Mündungen in einer Rauchwolke. Fünf riesige Flammen zuckten hervor, und die Kanonen wurden mitsamt ihren Gerüsten über die Holzplanken zurückgeschleudert und prallten gegen die Erdhügel, die hinter jeder Verschlusskammer aufgehäuft worden waren. Der Knall der Kanonen war lauter als der lauteste Donner. Er hämmerte wie eine Faust gegen die Trommelfelle und hallte von den bleichen Mauern der Zitadelle wider. Als der Lärm schließlich verklang, hing der Rauch noch immer wie ein grauer Schleier vor den Mündungen der Kanonen, die jetzt schief in ihren Gerüsten lagen.

Der Knall hatte Hunderte von nistenden Vögeln von den Dächern der Altstadt und der Zitadellentürme aufgescheucht, aber das Tor schien unversehrt. Die Steinkugeln waren an den Mauern zerschellt, und der *garro* hatte lediglich eine Furche in die Zugangsstraße

gegraben. Die Franzosen, die sich bei der Explosion hinter die Brustwehr geduckt hatten, tauchten wieder auf und ließen einen Hagel von Schmährufen auf die Kanoniere herab, die sich unverdrossen daranmachten, ihre Waffen wieder in Stellung zu bringen.

Der König, vierunddreißig Jahre alt und nicht so selbstsicher, wie seine Haltung vermuten ließ, runzelte die Stirn, als sich der Rauch auflöste. «Haben wir genügend Schießpulver verwendet?», fragte er den Stückmeister. Ein Priester übersetzte die Frage ins Italienische.

«Wenn wir mehr Schießpulver nehmen, Sire, zerbersten die Kanonen», erwiderte der Italiener bedauernd. Die Leute erwarteten stets, dass seine Maschinen Wunder bewirkten, und er war es leid, immer wieder zu erklären, dass auch Schießpulver Zeit und Geduld brauchte, um seine Arbeit zu tun.

«Ihr seid der Fachmann», sagte der König skeptisch. «Ihr wisst es am besten.» Er verbarg seine Enttäuschung, denn er hatte gehofft, die ganze Zitadelle würde unter der Wucht der Geschosse zusammenbrechen wie Glas. Sein Gefolge, die meisten von ihnen ältere Männer, zogen verächtliche Mienen, denn sie hielten wenig von Kanonen und noch weniger von italienischen Kanonieren.

«Wer ist die Frau neben meinem Sohn?», fragte er einen seiner Ritter.

«Die Gräfin von Armorika, Sire. Sie ist aus der Bretagne geflohen.»

«Er wird schnell erwachsen», sagte der König mit leisem Neid. Er hatte ein Bauernmädchen als Bettgefährtin, das

durchaus appetitlich war und wusste, was es zu tun hatte, aber es war nicht so schön wie die schwarzhaarige Gräfin an der Seite seines Sohnes.

Jeanette schaute, ohne den Blick des Königs zu bemerken, zur Zitadelle hinüber und suchte nach Spuren der Attacke. «Was ist passiert?», fragte sie den Prinzen.

«Es braucht Zeit», erwiderte dieser, bemüht, seine Überraschung, dass das Tor nicht in einem Splitterregen zerborsten war, zu verbergen. «Aber es heißt, in der Zukunft werden wir nur noch mit Feuerwaffen kämpfen. Ich kann mir das allerdings nicht vorstellen.»

«Sie sind amüsant», sagte Jeanette, als einer der Kanoniere einen Eimer mit nassem Lehm zur nächststehenden Kanone schleppte. Vor den Mündungen brannte an einigen Stellen das Gras, und die Luft war von einem Gestank nach faulen Eiern erfüllt, der noch widerwärtiger war als der der Leichen im Fluss.

«Wenn es Euch amüsiert, meine Liebe, dann bin ich froh, dass wir die Apparate mitgebracht haben», sagte der Prinz und runzelte die Stirn, weil ein Trupp seiner grün-weiß gekleideten Bogenschützen die Kanoniere verspottete. «Was ist eigentlich aus dem Mann geworden, der Euch aus der Bretagne hergebracht hat?», fragte er. «Ich hätte ihm für seine Dienste Euch gegenüber danken sollen.»

Jeanette fürchtete, dass sie errötete, doch sie bemühte sich um einen unbekümmerten Tonfall. «Ich habe ihn nicht mehr gesehen, seit wir hier angekommen sind.»

Der Prinz wandte sich in seinem Sattel um. «Bohun!», rief er dem Earl of Northampton zu. «Ist der persönliche

Begleiter meiner Dame nicht bei Euren Bogenschützen untergekommen?»

«Ganz recht, Sire.»

«Wo ist er denn?»

Der Earl zuckte die Achseln. «Verschwunden. Wahrscheinlich ist er bei der Überquerung des Flusses gefallen.»

«Armer Kerl», sagte der Prinz.

Und zu ihrer Überraschung verspürte Jeanette einen Stich der Trauer. Doch dann dachte sie, dass es so sicher am besten war. Sie war die Witwe eines Grafen und nun die Geliebte eines Prinzen, und wenn Thomas auf dem Grund des Flusses lag, konnte er nie erzählen, was zwischen ihnen passiert war. «Ja, wirklich schade», sagte sie leichthin. «Denn er hat sich mir gegenüber so ritterlich verhalten.» Sie wandte das Gesicht ab, damit der Prinz die Röte darin nicht bemerkte, und da fiel ihr Blick zu ihrer grenzenlosen Überraschung auf Sir Simon Jekyll, der zusammen mit einigen anderen Rittern herbeigekommen war, um das Spektakel der Kanonen zu verfolgen. Sir Simon lachte, offensichtlich amüsiert darüber, dass so viel Lärm und Rauch so wenig Wirkung erzielt hatten. Jeanette starrte ihn nur fassungslos an. Sie war bleich geworden. Sein Anblick hatte ihre Erinnerungen an die schlimmsten Tage in La Roche-Derrien wachgerufen, an die Tage voller Angst, Armut, Erniedrigung und Ratlosigkeit, wen sie um Hilfe bitten sollte.

«Ich fürchte, wir haben den guten Mann nie belohnt», sagte der Prinz, in Gedanken noch immer bei Thomas. Dann

bemerkte er, dass Jeanette ihm gar nicht zuhörte. «Meine Liebe?», sprach er sie an, doch sie reagierte nicht. «Madame?» Der Prinz berührte sie am Arm.

Sir Simon hatte zwar gesehen, dass der Prinz in weiblicher Begleitung war, aber er hatte Jeanette nicht erkannt. Er sah nur eine schlanke Frau in einem blassgoldenen Kleid, die im Damensitz auf einem kostbaren, mit grünen und weißen Bändern geschmückten Zelter saß. Sie trug einen hohen Hut mit einem Schleier, der im Wind spielte und ihr Gesicht verborgen hatte. Doch jetzt sah sie genau zu ihm herüber, ja, sie zeigte sogar mit dem Finger auf ihn, und zu seinem Entsetzen erkannte er die Gräfin. Und er hatte auch die Flagge des jungen Mannes an ihrer Seite erkannt, obwohl er zunächst nicht glauben wollte, dass sie zum Prinzen gehörte. Dann sah er das furchteinflößende Gefolge bewaffneter Soldaten hinter dem blonden jungen Mann und verspürte den Impuls zu fliehen, doch stattdessen fiel er auf die Knie. Als der Prinz, Jeanette und die Reiter auf ihn zukamen, ließ er sich in voller Länge auf den Boden fallen. Sein Herz pochte wie wild, und in seinem Kopf herrschte panisches Durcheinander.

«Euer Name?», fragte der Prinz knapp.

Sir Simon öffnete den Mund, doch es kam kein Wort heraus.

«Sein Name», sagte Jeanette voller Rachsucht, «ist Sir Simon Jekyll. Er hat mir die Kleider vom Leib gerissen, Sire, und er hätte mich vergewaltigt, wenn nicht jemand dazwischengetreten wäre. Er hat mir mein Geld gestohlen, meine Rüstung, meine Pferde, meine Schiffe, und er hätte

mir auch die Ehre genommen, so rücksichtslos wie ein Wolf, der ein Lamm reißt.»

«Ist das wahr?», fragte der Prinz.

Sir Simon brachte noch immer keinen Ton hervor, doch der Earl of Northampton meldete sich zu Wort. «Die Schiffe, die Rüstung und die Pferde waren Kriegsbeute, Sire. Ich habe sie ihm zugesprochen.»

«Und der Rest, Bohun?»

«Der Rest, Sire?» Der Earl zuckte die Achseln. «Den muss Sir Simon wohl selbst erklären.»

«Aber anscheinend ist er dazu nicht in der Lage», sagte der Prinz. «Habt Ihr die Sprache verloren, Jekyll?»

Sir Simon hob den Kopf. Er begegnete Jeanettes Blick, und der war so triumphierend, dass er den Kopf wieder senkte. Er wusste, er hätte etwas sagen sollen, irgendetwas, doch seine Zunge schien zu groß für seinen Mund, und da er fürchtete, nur unsinniges Zeug von sich zu geben, blieb er lieber still.

«Ihr habt versucht, die Ehre einer Dame zu beschmutzen», klagte der Prinz Sir Simon an. Edward of Woodstock hatte hohe Ideale, was Ritterlichkeit betraf, denn seine Lehrmeister hatten ihm oft aus den Minneliedern vorgelesen. Ihm war klar, dass der Krieg nicht so milde war, wie es in den Handschriften dargestellt wurde, aber er glaubte daran, dass diejenigen, die sich in ehrenhafter Stellung befanden, auch ein ehrenhaftes Verhalten an den Tag legen sollten und nicht das eines gemeinen Mannes. Außerdem war der Prinz verliebt, ein weiteres Ideal der Minnelieder. Jeanette hatte ihn

bezaubert, und er war fest entschlossen, ihre Ehre zu verteidigen. Er sprach erneut, doch seine Worte gingen in dem Knall einer der schlanken Kanonen unter. Alles drehte sich um und starrte hinüber zur Zitadelle, doch die Steinkugel krachte lediglich gegen den Turm des Torhauses, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten.

«Wollt Ihr mit mir um die Ehre der Dame kämpfen?», forderte der Prinz Sir Simon heraus.

Sir Simon hätte liebend gern mit dem Prinzen gekämpft, wenn er sicher gewesen wäre, dass sein Sieg ihm keine Repressalien eintrug. Er wusste, dass der junge Mann als guter Krieger galt, aber der Prinz war noch nicht einmal ausgewachsen und nicht annähernd so stark und erfahren wie Sir Simon. Doch nur ein Dummkopf trat gegen einen Prinzen an und erwartete zu gewinnen. Zwar nahm der König bisweilen an Turnieren teil, aber dann trug er eine schlichte Rüstung ohne Wappenrock, sodass seine Gegner nicht wussten, wer er war. Wenn Sir Simon gegen den Prinzen antrat, würde er es nicht wagen, seine ganze Kraft einzusetzen, denn jede Verletzung, die er ihm zufügte, würde er tausendfach vom Gefolge des Prinzen zurückbekommen, und in der Tat trieben, noch während er zögerte, die grimmigen Männer hinter dem Prinzen bereits ihre Pferde vorwärts, als wollten sie sich als Kampfgegner anbieten. Überwältigt von der aussichtslosen Lage, schüttelte Sir Simon den Kopf.

«Wenn Ihr nicht kämpfen wollt», sagte der Prinz mit seiner klaren Stimme, «dann müssen wir davon ausgehen,

dass Ihr schuldig seid, und Entschädigung verlangen. Ihr schuldet der Dame eine Rüstung und ein Schwert.»

«Die Rüstung ist sein rechtmäßiges Eigentum, Sire», wandte der Earl of Northampton ein.

«Kein Mann kann einer wehrlosen Frau rechtmäßig Rüstung und Waffen entwenden», gab der Prinz gereizt zurück. «Wo ist die Rüstung jetzt, Jekyll?»

«Verschwunden, Sire.» Sir Simon sprach zum ersten Mal. Er hätte dem Prinzen gern die ganze Geschichte erzählt, wie Jeanette ihn in einen Hinterhalt gelockt hatte, aber diese Geschichte endete mit seiner eigenen Demütigung, und er war klug genug, den Mund zu halten.

«Dann wird das Panzerhemd reichen müssen», verkündete der Prinz. «Nehmt es ab. Und das Schwert auch.»

Sir Simon starrte den Prinzen fassungslos an, erkannte jedoch, dass er es ernst meinte. Er löste den Schwertgurt und ließ ihn zu Boden fallen, dann zog er das Panzerhemd über seinen Kopf, sodass er in Hemd und Hosen dastand.

«Was ist in dem Beutel?», fragte der Prinz und wies auf die schwere Lederbörse, die um Sir Simons Hals hing.

Sir Simon suchte nach einer Antwort, fand jedoch nichts als die Wahrheit, nämlich dass es die prall gefüllte Geldtasche war, die er Thomas abgenommen hatte. «Geld, Sire.»

«Dann gebt es der Gräfin.»

Sir Simon nahm die Börse von seinem Hals und hielt sie Jeanette hin, die strahlend lächelte. «Besten Dank, Sir Simon», sagte sie.

«Euer Pferd ist ebenfalls beschlagnahmt», erklärte der Prinz. «Und Ihr werdet dieses Lager bis Mittag verlassen, denn Ihr seid in unserer Gesellschaft nicht willkommen. Ihr dürft Euch nach Hause begeben, Jekyll, aber Ihr werdet in England nicht unsere Gunst genießen.»

Zum ersten Mal sah Sir Simon dem Prinzen in die Augen. Du verfluchter, verzogener kleiner Rotzbengel, dachte er, du hast ja noch die Muttermilch auf deinen unrasierten Lippen. Doch dann erzitterte er unter dem kalten Blick des Prinzen. Er verneigte sich, wohl wissend, dass er nun verbannt war. Das Urteil war ungerecht, aber das Einzige, was er tun konnte, war, sich an den König zu wenden. Da der König ihm jedoch keinen Gefallen schuldete und auch keiner der einflussreichen Männer des Königreiches für ihn eintreten würde, war er ein Ausgestoßener. Er konnte nach England zurückkehren, aber dort würde sich bald herumsprechen, dass er beim König in Ungnade gefallen war, und dann würde sein Leben zu einer einzigen, endlosen Qual werden. Er richtete sich wieder auf, wandte sich um und ging in seinem schmutzigen Hemd durch den Korridor, den die Männer ihm schweigend öffneten.

Die Kanonen feuerten weiter. An diesem Tag feuerten sie viermal, am nächsten achtmal, und nach diesen zwei Tagen hatte das Tor der Zitadelle einen gesplitterten Riss, durch den lediglich ein halb verhungerter Spatz hätte eindringen können. Die Kanonen hatten nichts weiter erreicht, als die Ohren der Kanoniere zu strapazieren und die Steinkugeln an den Mauern zerschellen zu lassen. Kein einziger Franzose war tot, dafür waren ein Kanonier und ein

Bogenschütze umgekommen, als eine der Bronzekanonen in Tausende rot glühender Metallsplitter explodiert war. Der König sah ein, dass das Ganze sinnlos war, und befahl, die Kanonen abzutransportieren und die Belagerung der Zitadelle aufzugeben.

Am nächsten Tag verließ die gesamte Armee Caen. Sie marschierte nach Osten, auf Paris zu, mitsamt ihren Wagen und ihrem Gefolge und ihren Viehherden, und noch eine ganze Weile war der östliche Himmel von einem hellen Staubschleier überzogen. Doch schließlich senkte er sich, und die verwüstete und geplünderte Stadt war sich selbst überlassen. Die Menschen, die es geschafft hatten, von der Insel zu fliehen, schlichen zurück zu ihren Häusern. Das zersplitterte Tor der Zitadelle wurde geöffnet, und ihre Truppen traten hinaus, um nachzusehen, was von Caen noch übrig war. Eine Woche lang trugen die Priester das Bild des heiligen Johannes durch die von Unrat übersäten Straßen und besprenkelten alles mit Weihwasser, um den Gestank des Feindes loszuwerden. Sie sprachen Messen für die Seelen der Toten und beteten inbrünstig darum, dass die verfluchten Engländer auf den König von Frankreich stoßen und ihrerseits in die Vernichtung getrieben würden.

Doch immerhin waren die Engländer fort, und die gefolterte, ruinierte Stadt konnte sich wieder rühren.

Zuerst kam das Licht. Ein trübes, verschwommenes Licht, in dem Thomas ein großes Fenster wahrzunehmen meinte, doch ein Schatten schob sich vor das Fenster, und das Licht verschwand. Er hörte Stimmen, dann verstummten sie

wieder. *In pascuis herbarum adclinavit me.* Die Worte waren in seinem Kopf. Er lässt mich auf üppigen Wiesen ruhen. Ein Psalm, derselbe Psalm, aus dem sein Vater im Sterben zitiert hatte. *Calix meus inebrians.* Mein Becher macht mich trunken. Aber er war nicht betrunken. Das Atmen tat ihm weh, und seine Brust fühlte sich an, als würde sie der Pressfolter unterzogen. Dann umfingen ihn wieder segensreiche Dunkelheit und Bewusstlosigkeit.

Das Licht kam wieder. Es flackerte. Der Schatten war da, kam auf ihn zu, und eine kühle Hand legte sich auf seine Stirn.

«Mir scheint, du hast tatsächlich überlebt», sagte eine Männerstimme in überraschtem Tonfall.

Thomas versuchte zu sprechen, doch er brachte nur ein ersticktes Krächzen zustande.

«Wirklich erstaunlich», fuhr die Stimme fort, «was junge Männer alles aushalten. Und Säuglinge. Das Leben ist so wunderbar stark. Was für eine Schande, dass wir es vergeuden.»

«Es gibt genug davon», sagte ein anderer Mann.

«Die Stimme der Privilegierten», entgegnete der erste, dessen Hand noch immer auf Thomas' Stirn lag. «Ihr nehmt Leben, also bringt ihm wenigstens dieselbe Wertschätzung entgegen wie ein Dieb seinen Opfern.»

«Und Ihr betrachtet Euch als Opfer?»

«Selbstverständlich. Ein gelehrtes Opfer, ein weises Opfer, sogar ein wertvolles Opfer, aber dennoch ein Opfer. Und dieser junge Mann hier, was ist der?»

«Ein englischer Bogenschütze», erwiderte die zweite Stimme missmutig. «Und wenn wir auch nur einen Funken Verstand hätten, würden wir ihn auf der Stelle töten.»

«Ich denke, wir sollten ihm lieber etwas zu essen geben. Helft mir, ihn aufzurichten.»

Hände stemmten Thomas im Bett hoch, und jemand schob ihm einen Löffel voll warmer Suppe in den Mund, doch er konnte nicht schlucken und spuckte die Suppe auf die Decke. Schmerz durchzuckte ihn, und es wurde wieder dunkel.

Das Licht kam zum dritten oder vierten Mal, genau wusste er es nicht. Vielleicht träumte er nur, aber diesmal zeichnete sich ein alter Mann vor dem hellen Fenster ab. Er trug ein langes schwarzes Gewand, aber er war kein Priester oder Mönch, denn das Gewand war nicht in der Taille gegürtet, und er trug eine kleine viereckige Kappe auf seinem langen weißen Haar.

«Gott», versuchte Thomas zu sagen, doch es klang nur wie ein kehliges Grunzen.

Der alte Mann wandte sich um. Er hatte einen langen, zweigeteilten Bart und hielt ein Glasgefäß in der Hand. Es hatte einen schmalen Hals und einen runden Bauch und enthielt eine blassgelbe Flüssigkeit, die der Mann gegen das Licht hielt. Er betrachtete die Flüssigkeit eingehend, schwenkte sie ein wenig und schnüffelte an der Öffnung des Gefäßes.

«Bist du wach?»

«Ja.»

«Und du kannst sprechen! Was bin ich für ein hervorragender Arzt! Mein Können überrascht mich selbst – wenn es doch meine Patienten nur dazu bringen könnte, mich zu bezahlen! Doch die meisten finden, ich müsste noch dankbar sein, dass sie mich nicht anspucken. Würdest du sagen, dieser Urin ist klar?»

Thomas nickte und bereute es sofort, da ein stechender Schmerz durch seinen Hals und die Wirbelsäule zuckte.

«Du hältst ihn nicht für trübe? Oder dunkel? Nein, das ist er tatsächlich nicht. Außerdem riecht und schmeckt er gesund. Eine gute Portion heller, klarer Urin – einen besseren Beweis für Gesundheit gibt es nicht. Aber leider ist es nicht deiner.» Der Arzt öffnete das Fenster und schüttete den Urin aus. «Versuch zu schlucken», wies er Thomas an.

Obwohl sein Mund trocken war, folgte Thomas gehorsam der Aufforderung, stöhnte jedoch sofort vor Schmerz.

«Ich glaube, wir sollten es mit dünnem Haferbrei versuchen», sagte der Arzt. «Sehr dünn, mit etwas Öl, würde ich sagen, oder noch besser Butter. Das Ding um deinen Hals ist ein Stoffstreifen, der mit Weihwasser getränkt ist. Von mir stammt er nicht, aber ich habe es auch nicht verboten. Da ihr Christen nun mal an Magie glaubt – und ohne sie könntet ihr eurem Glauben gar nicht folgen –, muss ich euch gewähren lassen. Ist das eine Hundepfote an deinem Hals? Sag’s mir lieber nicht, ich will’s gar nicht so genau wissen. Aber wenn du wieder bei Kräften bist, dann hoffe ich, du begreifst, dass dich weder eine Hundepfote noch ein nasses Tuch gerettet hat, sondern meine Kunst.

Ich habe dich zur Ader gelassen, Umschläge aus Dung, Moos und Nelken gemacht, und ich habe dich einer Schwitzkur unterzogen. Eleanor hingegen wird darauf bestehen, dass es ihre Gebete und dieser läppische Stoffstreifen waren, die dich ins Leben zurückgeholt haben.»

«Eleanor?»

«Sie hat dich vom Ast geschnitten, mein Junge. Du warst halb tot. Als ich dazukam, warst du sogar mehr tot als lebendig, und ich habe ihr geraten, dich in Frieden sterben zu lassen. Ich habe ihr gesagt, du wärst bereits auf halbem Weg zu dem, was ihr als Hölle bezeichnet, und ich sei zu alt und zu müde, um mich auf ein Tauziehen mit dem Teufel einzulassen, aber Eleanor ließ nicht locker, und ich konnte ihrem Flehen noch nie widerstehen. Haferbrei mit ranziger Butter, denke ich. Du bist schwach, Junge, sehr schwach. Hast du einen Namen?»

«Thomas.»

«Ich heiße Mordecai, aber du darfst mich auch Doktor nennen. Was du natürlich nicht tun wirst. Du wirst mich einen verdammten Juden schimpfen, einen Christenmörder, einen heimlichen Schweineanbeter und Entführer von Christenkindern.» All dies sagte er in heiterem Tonfall. «Wie absurd! Wer würde Kinder entführen wollen, ob Christen oder sonstige? Diese elenden Geschöpfe. Das einzig Gute an Kindern ist, dass sie irgendwann groß werden, so wie mein Sohn, aber dann setzen sie tragischerweise neue Kinder in die Welt. Unsere Erfahrung macht uns nicht klüger.»

«Doktor?», krächzte Thomas.
«Ja?»
«Danke.»
«Ein Engländer mit Manieren! Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Warte hier, Thomas, und lass dir ja nicht einfallen zu sterben, während ich weg bin. Ich hole dir Haferbrei.»
«Doktor? Wo bin ich?»
«Im Haus meines Freundes und in Sicherheit.»
«Was für ein Freund?»
«Guillaume d'Evecque, Ritter zu Wasser und zu Lande und der größte Dummkopf, den ich kenne, aber ein gutmütiger Dummkopf. Zumindest bezahlt er mich.»
Thomas schloss die Augen. Er hatte nicht ganz verstanden, was der Arzt gesagt hatte, oder vielleicht wollte er es auch nicht glauben. Sein Kopf pochte. Sein ganzer Körper schmerzte, vom Scheitel bis zu den Zehen. Er dachte an seine Mutter, weil es ihn tröstete, dann erinnerte er sich daran, wie die Soldaten ihn an den Baum geknüpft hatten, und erschauerte. Er sehnte sich danach, wieder zu schlafen, denn im Schlaf gab es keine Schmerzen, doch dann wurde er wieder aufgesetzt, und der Arzt zwang ihm stinkenden, öligen Haferbrei in den Mund. Immerhin gelang es ihm, das Zeug nicht auszuspucken und sich nicht zu übergeben. In dem Brei waren offenbar Pilze oder ein Absud der hanfartigen Blätter, die die Leute in Hookton Engelssalat genannt hatten, denn nachdem er gegessen hatte, träumte er wild, spürte aber weniger Schmerzen. Als er aufwachte, war es

dunkel, und er war allein. Er schaffte es, sich aufzusetzen und sogar zu stehen, aber seine Beine zitterten so sehr, dass er sich wieder setzen musste.

Am nächsten Morgen, als die Vögel auf den Zweigen der Eiche zwitscherten, an der er um ein Haar gestorben wäre, betrat ein hochgewachsener Mann das Zimmer. Er ging an Krücken, und sein linker Oberschenkel war mit einem Verband umwickelt. Als er sich Thomas zuwandte, sah dieser, dass sein Gesicht von einer grauenhaften Narbe entstellt war. Eine Klinge hatte ihn von der Stirn bis zum Kinn aufgeschlitzt und ihm dabei das linke Auge herausgerissen. Er hatte langes blondes Haar, sehr zottelig und dicht, und Thomas nahm an, dass er einst gut aussehend gewesen war. Jetzt allerdings sah er aus wie einem Albtraum entsprungen.

«Mordecai hat mir gesagt, du wirst leben», knurrte der Mann.

«Mit Gottes Hilfe», sagte Thomas.

«Ich bezweifle, dass Gott sich für dich interessiert», erwiderte der Mann grimmig. Er schien in den Dreißigern zu sein und hatte die krummen Beine eines Reiters und die kräftige Brust eines Mannes, der im Umgang mit Waffen geübt war. Mit seinen Krücken humpelte er zum Fenster und setzte sich auf die Fensterbank. Dort, wo die Klinge sein Kinn getroffen hatte, war der Bart von Weiß durchzogen, und seine Stimme klang ungewöhnlich tief und rau. «Aber mit Mordecais Hilfe wirst du es vielleicht schaffen. In der ganzen Normandie gibt es keinen Arzt, der ihm das Wasser reichen kann, obwohl nur der Allmächtige

weiß, wie er es anstellt. Seit einer Woche beäugt er meine Pisse. Mein Bein ist verletzt, du jüdischer Trottel, sage ich zu ihm, nicht meine Blase, aber er meint nur, ich soll den Mund halten und noch ein paar Tropfen herauspressen. Bei dir wird er bald auch damit anfangen.» Der Mann, der nur mit einem langen weißen Hemd bekleidet war, betrachtete Thomas finster. «Mir scheint, du bist der gottverdammte Bastard, der mir einen Pfeil in den Oberschenkel gejagt hat», knurrte er. «Ich entsinne mich, dass ich einen Hurensohn mit langem Haar wie deinem gesehen habe, bevor ich getroffen wurde.»

«Ihr seid Guillaume d'Evecque?»

«Ganz recht.»

«Ich wollte Euch töten», sagte Thomas.

«Warum sollte ich dann nicht dasselbe tun?», fragte d'Evecque. «Du liegst in meinem Bett, isst meinen Haferbrei und atmest meine Luft. Englischer Bastard. Schlimmer noch, du bist ein Vexille.»

Thomas wandte den Kopf und starrte in d'Evecques abstoßendes Gesicht. Er sagte nichts, denn der letzte Satz verwirrte ihn.

«Aber ich habe mich entschlossen, dich nicht zu töten», erklärte d'Evecque, «da du meine Tochter vor der Vergewaltigung gerettet hast.»

«Eure Tochter?»

«Eleanor, Dummkopf. Sie ist natürlich unehelich. Ihre Mutter war eine Bedienstete meines Vaters, aber Eleanor ist alles, was mir noch geblieben ist, und ich mag sie gern. Sie sagt, du wärst nett zu ihr gewesen, und das ist der

Grund, warum sie dich vom Baum geschnitten hat und du in meinem Bett liegst. Sie war schon immer schrecklich sentimental.» Er runzelte die Stirn. «Aber trotzdem würde ich dir immer noch liebend gern die Kehle durchschneiden.»

«Seit vier Jahren habe ich davon geträumt, Eure durchzuschneiden», erwiderte Thomas.

D’Evecques eines Auge starrte ihn feindselig an. «Natürlich. Du bist ein Vexille.»

«Der Name sagt mir nichts. Ich heiße Thomas von Hookton.»

Halb rechnete Thomas damit, dass d’Evecque erst lange überlegen musste, um sich an Hookton zu erinnern, doch er reagierte sofort.

«Hookton!», sagte er. «Süßer Jesus, Hookton.» Er schwieg einen Moment. «Aber trotzdem bist du ein verdammter Vexille. Du trägst das Abzeichen an deinem Bogen.»

«Meinem Bogen?»

«Du hast ihn Eleanor zu tragen gegeben, und sie hat ihn behalten.»

Thomas schloss die Augen. Er spürte Schmerzen in seinem Hals und seinem Rücken und seinem Kopf. «Ich glaube, das Abzeichen gehörte meinem Vater», sagte er. «Aber genau weiß ich es nicht, weil er nie über seine Familie sprechen wollte. Ich weiß nur, dass er seinen Vater gehasst hat. Ich mochte meinen auch nicht besonders, aber Eure Männer haben ihn getötet, und ich habe Rache geschworen.»

D’Evecque wandte sich um und sah aus dem Fenster. «Du hast wirklich noch nie von den Vexilles gehört?»

«Nein.»

«Dann kannst du dich glücklich schätzen.» Er stand auf. «Sie sind die Brut des Teufels, und ich fürchte, du bist einer ihrer Sprösslinge. Ich würde dich ohne die geringsten Gewissensbisse töten wie eine Spinne an der Wand, aber du hast meine Tochter beschützt, und dafür danke ich dir.» Damit humpelte er aus dem Zimmer.

Thomas blieb mit pochenden Schmerzen und restlos verwirrt zurück.

Thomas saß im Garten von Guillaume d’Evecque, im Schatten zweier Quittenbäume, unter denen er unruhig auf Dr. Mordecais tägliches Urteil über Farbe, Konsistenz, Geruch und Geschmack seines Urins wartete. Es schien den Arzt nicht zu kümmern, dass Thomas’ grotesk angeschwollener Hals allmählich zu seiner normalen Form zurückkehrte und er wieder Brot und Fleisch schlucken konnte. Das Einzige, was Mordecai interessierte, war der Zustand von Thomas’ Urin. Wie der Arzt verkündete, gab es keine bessere Methode der Diagnose. «Der Urin verrät alles. Wenn er stechend riecht oder dunkel ist, wenn er nach Essig schmeckt oder trüb aussieht, ist es Zeit für eine gründliche Behandlung. Aber guter, heller, süß riechender Urin wie dieser ist das schlimmste Anzeichen überhaupt.»

«Das schlimmste?», fragte Thomas alarmiert.

«Ja, denn es bedeutet mangelnde Einnahmen für den Arzt, mein Junge.»

Der Arzt hatte die Plünderung von Caen überlebt, indem er sich im Schweinestall eines Nachbarn versteckt hatte. «Die Schweine haben sie geschlachtet, aber den Juden haben sie übersehen. Allerdings haben sie alle meine Instrumente zerstört, meine Arzneien verschüttet, alle Flaschen bis auf drei zerschlagen und mein Haus abgebrannt. Deshalb bin ich gezwungen, hier zu wohnen.» Er verzog das Gesicht, als wäre es eine Qual, in d'Evecques Herrenhaus zu leben. «Ich habe alles verloren, und das, nachdem unsere hohen Herren uns versichert hatten, die Stadt sei uneinnehmbar!» Ursprünglich, so hatte der Arzt Thomas erzählt, hatten die Anführer der Garnison darauf bestanden, nur die ummauerte Stadt und die Zitadelle zu verteidigen, aber sie brauchten die Hilfe der Stadtbevölkerung, um die Mauern zu besetzen, und die hatte darauf bestanden, dass die Île Saint-Jean verteidigt wurde, da dort die ganzen Reichtümer der Stadt lagen. Und so waren die Truppen in letzter Minute über die Brücke ins Verderben gelaufen. «Dummköpfe», sagte Mordecai verächtlich, «Dummköpfe in Stahl und Prunk.»

Thomas und Mordecai teilten sich das Haus, während ihr Gastgeber sein Gut in Evecque besuchte, etwa dreißig Meilen südlich von Caen, um neue Männer anzuwerben. «Er wird weiter kämpfen», sagte der Arzt, «Verwundung hin oder her.»

«Was wird er mit mir machen?»

«Nichts. Er mag dich, trotz seines Gepolters. Schließlich hast du Eleanor gerettet. Er hing schon immer an ihr. Seine Frau nicht, aber er.»

«Was ist mit seiner Frau passiert?»
«Sie ist gestorben», sagte Mordecai. «Einfach gestorben.»
Thomas konnte jetzt wieder normal essen, und seine Kräfte kehrten schnell zurück, sodass er mit Eleanor über die Île Saint-Jean streifen konnte. Die Insel sah aus, als wäre eine Seuche über sie hereingebrochen, denn mehr als die Hälfte der Häuser war leer, und selbst die, die bewohnt waren, zeigten noch Spuren der Plünderung. Fensterläden fehlten, Türen waren zersplittert, und in den Läden fehlten die Waren. Ein paar Bauern vom Land verkauften Bohnen, Erbsen und Käse von ihrem Wagen, und kleine Jungen boten frischen Flussbarsch an, aber dennoch waren es hungrige Tage. Und es waren unruhige Tage, denn die Überlebenden der Stadt fürchteten, die verhassten Engländer könnten zurückkommen. Außerdem schwebte über der ganzen Stadt noch der widerliche Gestank der Leichen, die in den beiden Flüssen trieben und an denen sich die Möwen, Ratten und Hunde satt fraßen.
Eleanor hasste es, durch die Stadt zu gehen; sie zog das Land im Süden vor, mit seinen überreifen Feldern voll Roggen, Gerste und Weizen, durchzogen von Bächen, wo blaue Libellen über den Seerosen schwebten.
«Ich liebe die Erntezeit», sagte sie zu Thomas. «Früher sind wir immer mit aufs Feld gegangen und haben geholfen.» In diesem Jahr würde es keine große Ernte geben, da kaum Leute übrig waren, um das Korn zu schneiden, und so pickten die Grauammern die Körner heraus, und die Tauben zankten sich um den Rest. «Und

zum Abschluss gab es ein Fest», fügte Eleanor traurig hinzu.

«Bei uns auch», sagte Thomas. «Dann haben wir Kornpuppen in der Kirche aufgehängt.»

«Kornpuppen?»

Er bastelte ihr eine kleine Puppe aus Stroh. «Davon haben wir dreizehn über dem Altar aufgehängt. Eine für Jesus und zwölf für die Apostel.» Er pflückte ein paar Kornblumen und gab sie Eleanor, die sie in ihr Haar flocht. Es war hellblond, wie sonnenbeschienenes Gold.

Sie unterhielten sich oft stundenlang, und eines Tages fragte Thomas sie noch einmal nach der Lanze. Diesmal nickte Eleanor.

«Ich habe dich angelogen», sagte sie. «Er hatte sie, aber dann wurde sie gestohlen.»

«Von wem?»

Sie berührte ihr Gesicht. «Von dem Mann, der ihm das Auge zerstört hat.»

«Hieß er Vexille?»

Sie nickte ernst. «Ja, ich glaube schon. Aber es war nicht hier, sondern in Evecque. Das ist sein richtiges Zuhause. Das Haus in Caen hat er durch seine Heirat bekommen.»

«Erzähl mir von den Vexilles», drängte Thomas sie.

«Ich weiß nichts über sie», sagte Eleanor, und er glaubte ihr.

Sie saßen an einem Bach, auf dem zwei Schwäne trieben, und ein Reiher stakste auf der Suche nach Fröschen durchs Schilf. Thomas hatte einige Stunden zuvor davon gesprochen, dass er Caen verlassen und sich auf die Suche

nach der englischen Armee machen wollte, und seine Worte schienen Eleanor auf der Seele zu lasten, denn sie blickte ihn mit gerunzelter Stirn an.

«Willst du wirklich fortgehen?»

«Ich weiß es nicht.» Einerseits wollte er zurück zur Armee, denn dort gehörte er hin – wenn er auch nicht wusste, wie er sie finden und in einem Landstrich überleben sollte, in dem die Engländer verhasst waren –, aber andererseits wäre er auch gerne geblieben. Er wollte mehr über die Vexilles erfahren, und diese Neugier konnte nur Guillaume d'Evecque stillen. Und er wollte bei Eleanor bleiben. Sie strahlte eine ruhige Sanftheit aus, die Jeanette nie besessen hatte, eine Sanftheit, die sie so zerbrechlich erscheinen ließ, dass er ihr voll Zärtlichkeit begegnete. Er wurde es nie müde, ihr schmales Gesicht mit den weich geschwungenen Wangen, der knochigen Nase und den großen Augen zu betrachten. Seine Blicke machten sie verlegen, aber sie sagte ihm nicht, er solle damit aufhören.

«Monsieur d'Evecque sagt, ich sehe aus wie meine Mutter, aber ich erinnere mich kaum an sie.»

D'Evecque kam mit einem Dutzend Soldaten nach Caen zurück, die er im nördlichen Alençon angeworben hatte. Er würde sie in den Krieg führen, erklärte er, zusammen mit dem halben Dutzend seiner eigenen Männer, die den Fall von Caen überlebt hatten. Sein Bein tat noch immer weh, aber er konnte ohne Krücken laufen, und am Tag seiner Rückkehr forderte er Thomas ohne weitere Erklärungen auf, ihn zur Kirche St. Jean zu begleiten. Eleanor, die in der

Küche arbeitete, schloss sich ihnen an, als sie das Haus verließen, und d'Evecque schickte sie nicht zurück.

Die Leute verneigten sich, als d'Evecque an ihnen vorüberging, und viele wollten sich bei ihm vergewissern, dass die Engländer wirklich verschwunden waren.

«Sie marschieren auf Paris zu», antwortete er ihnen. «Und unser König wird sie umzingeln und töten.»

«Glaubt Ihr das wirklich?», fragte Thomas ihn nach einer solchen Versicherung.

«Ich bete darum», knurrte d'Evecque. «Dafür ist der König doch da, oder nicht? Um sein Volk zu beschützen. Und Schutz können wir weiß Gott gebrauchen. Ich habe gehört, dass man von diesem Turm» – er wies auf die Kirche St. Jean, auf die sie zugingen – «den Rauch der Städte sehen kann, die deine Armee in Brand gesteckt hat. Sie führt eine *chevauchée* durch.»

«Was ist das?», fragte Eleanor.

Ihr Vater seufzte. «Eine *chevauchée*, mein Kind, ist, wenn man in einer breiten Linie durch das Land seines Feindes marschiert und alles, was auf dem Weg liegt, niederbrennt, zerstört und tötet. Mit dieser Barbarei soll der Feind dazu gezwungen werden, seine Festungen zu verlassen und zu kämpfen, und ich schätze, unser König wird den Engländern diesen Gefallen tun.»

«Und die englischen Bogen», sagte Thomas, «werden seine Armee niedermähen wie Gras.»

D'Evecque funkelte ihn wütend an, zuckte dann jedoch die Achseln. «Eine marschierende Armee erschöpft sich. Die Pferde werden lahm, die Stiefel fallen auseinander, und die

Pfeile gehen aus. Und du hast die Stärke Frankreichs noch nicht gesehen, mein Junge. Für jeden eurer Ritter haben wir sechs. Selbst wenn ihr mit Pfeilen schießt, bis eure Bogen zerbrechen, haben wir immer noch genug Männer übrig, um euch zu töten.» Er griff in die Börse, die an seinem Gürtel hing, und gab den Bettlern am Kirchhoftor ein paar kleine Münzen. Direkt hinter dem Tor lag das neue Massengrab, in dem die fünfhundert Leichen bestattet waren. Es war ein Hügel nackter Erde, hier und dort mit Löwenzahn gesprenkelt, und es stank, denn als die Engländer das Grab ausgehoben hatten, waren sie nicht weit unter der Oberfläche auf Wasser gestoßen, sodass die Grube zu flach und die Erdschicht zu dünn war, um die Verwesung darunter zu überdecken.

Eleanor presste die Hand auf den Mund und lief die Stufen zu der Kirche hinauf, in der die Bogenschützen die Ehefrauen und Töchter der Stadt versteigert hatten. Die Priester hatten die Kirche bereits dreimal mit Gebeten und Weihwasser exorziert, aber sie sah noch immer traurig aus, denn die Statuen waren zerschlagen und die Fenster zersplittert. D’Evecque beugte das Knie in Richtung auf den Hauptaltar, bekreuzigte sich und führte Thomas und Eleanor dann in ein Seitenschiff, auf dessen gekälkter Wand der heilige Johannes abgebildet war, wie er dem Kessel mit kochendem Öl entfloh, den Kaiser Domitian für ihn vorbereitet hatte. Der Heilige war als ätherische Gestalt abgebildet, halb Rauch und halb Mensch, die unter den verdutzten Blicken der römischen Soldaten durch die Luft entschwebte.

D’Evecque trat an den Seitenaltar, wo er neben einem großen schwarzen Stein niederkniete, der in den Boden eingelassen war. Überrascht sah Thomas, dass der Franzose weinte. «Ich habe dich hierher gebracht», sagte d’Evecque, «um dir eine Lektion über deine Familie zu erteilen.»

Thomas sagte nichts. Er wusste nichts davon, dass er ein Vexille war, aber offenbar sprach das silberne Abzeichen an seinem Bogen dafür.

«Unter diesem Stein liegen meine Frau und meine zwei Kinder. Ein Junge und ein Mädchen. Er war sechs Jahre alt, sie acht und ihre Mutter fünfundzwanzig. Das Haus hier in Caen gehörte ihrem Vater. Er gab mir seine Tochter als Lösegeld für ein Schiff, das ich gekapert hatte. Es war reine Piraterie, kein Krieg, aber es hat mir eine gute Ehefrau eingebracht.» Tränen rannen jetzt über das Gesicht des Franzosen, und er schloss das Auge. Eleanor stand neben ihm, eine Hand auf seiner Schulter. Thomas wartete schweigend. «Wisst Ihr, warum wir damals nach Hookton gekommen sind?», fragte d’Evecque nach einer Weile.

«Wir dachten, weil die Strömung Euch von Poole weggetrieben hatte.»

«Nein, wir sind mit Absicht nach Hookton gekommen. Ein Mann hat mich dafür bezahlt, dorthin zu segeln. Er nannte sich Harlekin.»

«Wie *hellequin*?», fragte Thomas.

«Ja, es ist das gleiche Wort, nur in einer anderen Form. Ein teuflischer Mann, der Gott verlachte, und er sah dir sogar ähnlich.» D’Evecque bekreuzigte sich und strich mit

dem Finger über den Rand des Steins. «Wir sind losgezogen, um eine Reliquie aus der Kirche zu stehlen. Aber das wusstest du ja sicher schon, oder?»

Thomas nickte. «Und ich habe geschworen, sie zurückzuholen.»

Dieses Ansinnen löste bei seinem Gegenüber nur eine spöttische Miene aus. «Ich dachte, es wäre alles Unsinn, aber damals glaubte ich auch noch, das ganze Leben sei Unsinn. Warum sollte eine armselige Kirche in einem gottverlassenen englischen Dorf eine kostbare Reliquie besitzen? Aber der Harlekin war überzeugt, dass es stimmte, und als wir das Dorf einnahmen, fanden wir die Reliquie tatsächlich.»

«Die Lanze des heiligen Georg», sagte Thomas.

«Die Lanze des heiligen Georg», bestätigte d'Evecque. «Ich hatte einen Vertrag mit dem Harlekin. Er zahlte mir einen kleinen Vorschuss, und der Rest wurde von einem Mönch hier in der Abtei verwahrt. Der Mönch war jemand, dem jeder vertraute, ein Gelehrter und gottesfürchtiger Mann, von dem es hieß, er würde einst ein Heiliger werden, doch als wir zurückkamen, stellte sich heraus, dass Bruder Martin geflohen war und das Geld mitgenommen hatte. Also weigerte ich mich, dem Harlekin die Lanze zu geben. Bringt mir neunhundert Livres in gutem Silber, habe ich zu ihm gesagt, und die Lanze gehört Euch; aber er wollte nicht zahlen. Also behielt ich die Lanze und verwahrte sie in Evecque. Die Monate vergingen, ich hörte nichts und nahm an, die Lanze sei vergessen. Dann, im Frühling vor zwei Jahren, tauchte der Harlekin wieder auf. Er kam mit

Soldaten und überfiel das Herrenhaus. Er hat alle getötet – jeden Einzelnen – und die Lanze mitgenommen.»

Thomas starrte auf den schwarzen Stein. «Und Ihr habt überlebt?»

«Nur knapp.» D’Evecque zog sein schwarzes Wams hoch und entblößte eine furchtbare Narbe auf seinem Bauch. «Sie haben dreimal zugeschlagen», fuhr er fort. «Einmal am Kopf, einmal am Bauch und einmal am Bein. Sie erklärten mir, die Wunde am Kopf sei dafür, dass ich ein hirnloser Trottel sei, die am Bauch sei die Rache für meine Gier, und die am Bein sollte dazu dienen, dass ich humpelnd in die Hölle kam. Dann ließen sie mich zum Sterben zurück, direkt neben den Leichnamen meiner Frau und meiner Kinder. Aber dank Mordecai habe ich überlebt.» Er erhob sich, wobei er zusammenzuckte, als er sein linkes Bein belastete. «Ich habe überlebt», sagte er grimmig, «und ich habe geschworen, dass ich den Mann finden würde, der das getan hat», er wies auf den schwarzen Stein, «und seine Seele schreiend in die Hölle jage. Ich brauchte ein Jahr, um herauszufinden, wer er war, und weißt du, wie ich es geschafft habe? Als er nach Evecque kam, hatte er die Schilde seiner Männer mit schwarzem Stoff verkleiden lassen, doch ich schlitzte einen davon auf und sah den Greif. Also fragte ich die Leute danach. Ich fragte in Paris und im Anjou, im Burgund und in der Dauphiné, und irgendwann bekam ich meine Antwort. Und wo bekam ich sie? Nachdem ich kreuz und quer in Frankreich herumgefragt hatte, fand ich sie ausgerechnet hier, in Caen. Ein Mann aus der Stadt kannte das Abzeichen. Der Harlekin ist ein Mann namens

Vexille. Ich weiß weder seinen Vornamen noch seinen Titel, ich weiß nur, dass er ein Teufel mit dem Namen Vexille ist.»

«Also haben die Vexilles die Lanze?»

«Ganz recht. Und der Mann, der meine Familie umgebracht hat, hat auch deinen Vater umgebracht.» Einen kurzen Moment wirkte d'Evecque beschämt. «Ich habe deine Mutter getötet. Zumindest glaube ich, dass ich es war, aber sie hat mich angegriffen, und ich war wütend.» Er zuckte mit den Schultern. «Aber deinen Vater habe ich nicht erstochen, und als ich deine Mutter tötete, habe ich nichts anderes getan als ihr später in der Bretagne.»

«Stimmt», gab Thomas zu. Er sah d'Evecque an und spürte keinen Hass wegen des Todes seiner Mutter. «Also haben wir einen gemeinsamen Feind.»

«Und dieser Feind», sagte d'Evecque, «ist der Teufel.»

Er sagte es grimmig und bekreuzigte sich. Thomas überlief ein Schauer, denn er hatte seinen Feind gefunden, und dieser Feind war Luzifer.

An diesem Abend rieb Mordecai Thomas' Hals mit einer Salbe ein. «Ich glaube, es ist fast verheilt», sagte er. «Und die Schmerzen werden verschwinden, obwohl vielleicht ein bisschen übrig bleibt, um dich daran zu erinnern, wie nah du dem Tod warst.» Schnüffelnd sog er die Düfte des Gartens ein. «Monsieur d'Evecque hat dir also die Geschichte von seiner Frau erzählt?»

«Ja.»

«Und du bist mit dem Mann verwandt, der sie getötet hat?»

«Ich weiß es nicht», sagte Thomas. «Ich weiß es wirklich nicht. Aber der Greif scheint darauf hinzudeuten.»

«Und Monsieur d'Evecque hat vermutlich deine Mutter getötet, und der Mann, der seine Frau getötet hat, hat deinen Vater getötet, und Sir Simon Jekyll hat versucht, dich zu töten.» Mordecai schüttelte den Kopf. «Jede Nacht bedaure ich, dass ich nicht als Christ geboren bin. Ich könnte mir eine Waffe besorgen und mich an dem Spaß beteiligen.» Er reichte Thomas eine Flasche. «Los», befahl er. «Was ist überhaupt ein Greif?»

«Ein Wappentier.»

Der Arzt schnüffelte erneut. «Gott in seiner unendlichen Weisheit schuf am fünften Tag die Fische und Wale, und am sechsten schuf er die Tiere zu Lande, und er betrachtete, was er gemacht hatte, und sah, dass es gut war. Aber nicht gut genug für die Herolde, die Sein unzulängliches Werk mit zusätzlichen Flügeln, Hörnern, Stoßzähnen und Klauen versehen müssen. Ist das alles, was du zu bieten hast?»

«Fürs Erste, ja.»

«Da gibt ja eine ausgequetschte Walnuss mehr Saft», grummelte er und schlurfte mit der Flasche davon.

Eleanor musste darauf gewartet haben, dass der Arzt ging, denn sie tauchte unter den Birnbäumen am Ende des Gartens auf und deutete auf das Tor, das zum Fluss führte. Thomas folgte ihr zum Ufer der Orne, wo sie drei kleine Jungen dabei beobachteten, wie sie aufgeregt versuchten, mit übrig gebliebenen englischen Pfeilen einen Hecht aufzuspießen.

«Wirst du meinem Vater helfen?», fragte Eleanor.

«Wobei?»

«Du hast gesagt, sein Feind sei auch dein Feind.»

Thomas setzte sich ins Gras, und sie tat es ihm gleich. «Ich weiß es nicht», sagte er. Er konnte die ganze Sache noch immer nicht glauben. Es gab eine Lanze, das wusste er, und ein Geheimnis um seine Familie, aber er war noch nicht bereit zu akzeptieren, dass die Lanze und das Geheimnis sein ganzes Leben bestimmen sollten.

«Heißt das, du kehrst zur englischen Armee zurück?», fragte Eleanor verzagt.

«Ich würde gerne hier bleiben», sagte Thomas nach einer Weile. «Bei dir.»

Obwohl sie geahnt haben musste, dass er etwas in der Art sagen würde, errötete sie und blickte hinunter zu dem wirbelnden Wasser, aus dem Fische heraussprangen, um nach Insekten zu schnappen. «Du hast doch bestimmt eine Frau», sagte sie leise.

«Ich hatte eine», erwiderte Thomas, und er erzählte ihr von Jeanette und davon, dass sie dem Prince of Wales begegnet war und ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, verlassen hatte. «Ich werde sie nie verstehen.»

«Aber du liebst sie?», fragte Eleanor unumwunden.

«Nein.»

«Das sagst du nur, weil du jetzt bei mir bist.»

Er schüttelte den Kopf. «Mein Vater hatte ein Buch mit Sprüchen des heiligen Augustinus, und darunter war einer, den ich nie so recht verstanden habe.» Stirnrunzelnd versuchte er, sich an die lateinischen Worte zu erinnern.

«*Nondum amabam, et amare amabam.* Noch liebte ich nicht, aber ich sehnte mich zu lieben.»

Eleanor betrachtete ihn skeptisch. «Eine ziemlich umständliche Art zu sagen, dass du einsam bist.»

«Stimmt.»

«Was willst du also tun?»

Thomas schwieg lange. Er dachte an die Buße, die Vater Hobbe ihm auferlegt hatte. «Ich schätze, eines Tages muss ich den Mann finden, der meinen Vater getötet hat», sagte er schließlich.

«Aber was, wenn er der Teufel ist?», fragte Eleanor voller Ernst.

«Dann werde ich mir Knoblauch umhängen», erwiderte Thomas leichthin, «und zum heiligen Guinefort beten.»

Sie betrachtete das dunkler werdende Wasser. «Hat der heilige Augustinus das wirklich gesagt?»

«*‹Nondum amabam, et amare amabam›*? Ja, das hat er.»

«Ich weiß, was er gefühlt hat», sagte sie und lehnte den Kopf an seine Schulter.

Thomas rührte sich nicht. Er hatte die Wahl. Der Lanze folgen oder mit seinem schwarzen Bogen zur Armee zurückkehren. Doch er wusste nicht, was das Richtige war. Aber Eleanors Körper fühlte sich warm und tröstlich an, und das genügte ihm fürs Erste. Also würde er noch eine Weile bleiben.

Am nächsten Morgen begab sich Guillaume d’Evecque, diesmal eskortiert von einem halben Dutzend Soldaten, mit Thomas zur Abbaye aux Hommes. Am Tor stand eine Ansammlung von Bittstellern, die um Nahrung und Kleidung bettelten, doch die Mönche konnten ihnen nicht helfen, obwohl die Abtei dadurch, dass der König und der Prince of Wales sie zu ihrem Quartier gemacht hatten, der schlimmsten Plünderung entgangen war. Die Mönche selbst waren beim Herannahen der englischen Armee geflohen. Ein paar waren auf der Île Saint-Jean gestorben, doch die meisten hatten sich nach Süden in ein anderes Kloster zurückgezogen, unter ihnen auch Bruder Germain, der kurz vor d’Evecques Besuch zurückgekehrt war.

Bruder Germain war klein, alt und gebeugt, ein schmächtiges Männchen mit weißem Haar, kurzsichtigen Augen und zierlichen Händen, die gerade einen Gänsefederkiel zurechtschnitten.

«Die Engländer», sagte der alte Mann, «verwenden diese Federn für ihre Pfeile. Wir verwenden sie für Gottes Wort.» Wie Thomas erfuhr, leitete Bruder Germain seit über dreißig Jahren das Skriptorium des Klosters. «Beim Kopieren von Büchern nimmt man zwangsläufig Wissen auf, ob man will oder nicht», erklärte der Mönch. «Das meiste davon ist natürlich recht nutzlos. Wie geht es Mordecai? Lebt er noch?»

«Ja, er lebt», sagte d’Evecque. «Und er sendet Euch dies.» Er stellte einen mit Wachs versiegelten Tontopf auf die schräge Schreibplatte. Der Topf rutschte ein Stück, bis Bruder Germain ihn auffing und ihn in eine Tasche schob.

«Eine Salbe für Bruder Germains Gelenke», erklärte d’Evecque Thomas.

«Die schmerzen nämlich», sagte der Mönch, «und Mordecai ist der Einzige, der etwas dagegen tun kann. Zu schade, dass er in der Hölle schmoren wird, aber ich bin sicher, im Himmel brauche ich keine Arzneien mehr. Wer ist der junge Mann?» Er beäugte Thomas.

«Ein Freund», sagte d’Evecque. «Er hat mir das hier gebracht.» Er legte Thomas’ Bogen auf die Schreibplatte und tippte auf das silberne Abzeichen. Bruder Germain beugte sich hinunter, um das Plättchen zu inspizieren, und Thomas hörte, wie er scharf die Luft einsog.

«Der Greif.» Er schob den Bogen von sich und pustete die Schnitze seines Gänsekiels von der Platte. «Das Tier wurde im letzten Jahrhundert von den Herolden eingeführt. Damals gab es noch wirkliche Bildung in der Welt. Nicht so wie heute. Zu mir kommen junge Männer aus Paris, in deren Köpfen nichts als Wolle steckt, obwohl sie behaupten, sie hätten studiert.»

Er nahm ein Stück Pergament von einem Regal, legte es auf die Schreibplatte und tauchte seinen Federkiel in ein Fass mit zinnoberroter Tinte. Er ließ einen schimmernden Tropfen auf das Pergament fallen und verteilte die Tinte mit dem Geschick lebenslanger Erfahrung in schnellen Strichen. Er schien kaum darauf zu achten, was er tat, doch Thomas sah zu seinem Staunen, wie auf dem Pergament ein Greif Gestalt annahm.

«Das Tier soll angeblich einem Mythos entstammen», sagte Bruder Germain und malte mit einer kurzen

Bewegung einen Stoßzahn. «Vielleicht stimmt das auch. Die meisten Wappentiere scheinen Phantasiegebilde zu sein. Wer hat schon ein Einhorn gesehen?» Er ließ einen weiteren Tropfen auf das Pergament fallen, zögerte einen Moment und begann dann, die erhobenen Klauen des Tieres zu zeichnen. «Es gibt jedoch Annahmen, dass der Greif in Äthiopien existiert. Ich kann dazu nichts sagen, da ich nie weiter östlich als Rouen gereist bin, und ich habe auch nie einen Reisenden getroffen, der in Äthiopien war, falls es dieses Land überhaupt gibt.» Er runzelte die Stirn. «Allerdings wird der Greif bei Plinius erwähnt, was die Vermutung nahelegt, dass die Römer das Tier kannten. Andererseits waren sie weiß Gott ein leichtgläubiges Volk. Angeblich besitzt das Tier sowohl Hörner wie auch Stoßzähne, was mir übertrieben erscheint, und es wird meist silbern mit gelben Punkten dargestellt. Bedauerlicherweise haben die Engländer unsere Pigmente gestohlen, aber sie haben uns immerhin das Zinnober gelassen, wofür man ihnen wohl dankbar sein muss. Wie ich gehört habe, wird es aus Zimt gewonnen. Ist das eine Pflanze? Vater Jacques, Gott hab ihn selig, behauptete immer, sie wächst im Heiligen Land, und vielleicht stimmt das ja. Trügen mich meine Augen, oder hinkt Ihr, Monsieur d’Evecque?»

«Einer von diesen elenden englischen Bogenschützen hat mir einen Pfeil ins Bein gejagt», erwiderte d’Evecque. «Ich bete jede Nacht, dass seine Seele in der Hölle schmoren wird.»

«Ihr solltet lieber dafür danken, dass er sein Ziel verfehlt hat. Warum bringt Ihr mir einen englischen Bogen, der mit einem Greif verziert ist?»

«Weil ich dachte, es würde Euch interessieren, und weil mein junger Freund hier» – er berührte Thomas an der Schulter – «etwas über die Vexilles erfahren möchte.»

«Es wäre sehr viel besser, wenn er darauf verzichten würde», grummelte Bruder Germain.

Er saß auf einem hohen Stuhl und ließ nun den Blick durch den Raum schweifen, in dem ein Dutzend junger Mönche damit beschäftigt war, das Durcheinander zu beseitigen, das die englischen Besatzer im Kloster hinterlassen hatten. Einige von ihnen plauderten bei der Arbeit, was ihnen ein Stirnrunzeln von Bruder Germain eintrug.

«Wir sind hier nicht auf dem Marktplatz!», schimpfte er. «Wenn ihr schwatzen wollt, geht zur Latrine.» Zu d'Evecque gewandt, sagte er: «Ich wünschte, ich könnte dorthin. Fragt Mordecai doch bitte, ob er eine Arznei für die Gedärme hat, ja?» Er blickte noch eine Weile finster umher, dann griff er mühsam nach dem Bogen, den er gegen die Schreibplatte gelehnt hatte, und betrachtete erneut das Abzeichen. «Es ging lange das Gerücht, dass ein Zweig der Familie Vexille nach England gegangen sei. Das hier scheint es zu bestätigen.»

«Wer sind sie?», fragte Thomas.

Diese direkte Frage schien Bruder Germain zu verärgern, oder vielleicht war ihm auch das Thema als solches nicht geheuer. «Sie waren die Herrscher von Astarac», sagte er,

«einem Landstrich zwischen dem Languedoc und dem Agenais. Das sollte Euch eigentlich alles Nötige sagen.»

«Es sagt mir gar nichts», gestand Thomas.

«Dann habt Ihr vermutlich in Paris studiert!» Der alte Mann kicherte über seinen Scherz. «Die Grafen von Astarac waren Katharer, junger Mann. Ganz Südfrankreich war von dieser elenden Ketzerei verseucht, und Astarac war das Zentrum des Bösen.» Er bekreuzigte sich mit seinen pigmentverfärbten Fingern. *«Habere non potest Deum patrem»*, sagte er feierlich, *«qui ecclesiam non habet matrem.»*

«Der heilige Cyprianus», sagte Thomas. «Niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht die Kirche zur Mutter hat.»

«Ich sehe, Ihr seid doch nicht aus Paris», schmunzelte Bruder Germain. «Die Katharer wiesen die Kirche zurück und suchten die Erlösung in ihren eigenen schwarzen Seelen. Was würde aus der Kirche werden, wenn wir das alle täten? Wenn jeder nur nach seinen eigenen Launen lebte? Wenn Gott in uns steckt, dann brauchen wir keine Kirche und keinen Heiligen Vater, um uns zu Seiner Gnade zu führen – das ist die schändlichste aller Ketzereien, und wohin hat sie die Katharer geführt? In ein Leben voller Ausschweifung, Fleischeslust, Hochmut und Perversion. Sie leugneten die Göttlichkeit Jesu!» Bruder Germain bekreuzigte sich erneut.

«Und die Vexilles waren Katharer?», fragte d’Evecque, um den alten Mann auf das eigentliche Thema zurückzubringen.

«Ich vermute, sie waren Teufelsanbeter», gab Bruder Germain zurück. «Aber auf jeden Fall beschützten die Grafen von Astarac die Katharer, sie und ein Dutzend anderer Adliger. Man nannte sie die Herren der Finsternis, und einige wenige von ihnen waren sogenannte *perfecti*. Die *perfecti* waren die Anführer der Sekte, die Erzketzer. Sie verzichteten auf Wein, Fleisch und Beischlaf, und kein Vexille würde freiwillig auf diese drei Genüsse verzichten. Aber die Katharer duldeten solche Sünder in ihren Reihen und versprachen ihnen die Freuden des Paradieses, wenn sie vor ihrem Tod ihren Sünden abschworen. Diese Aussicht gefiel den Herren der Finsternis, und als die Kirche die Ketzer angriff, wehrten sie sich mit aller Macht.» Er schüttelte den Kopf. «Das war vor hundert Jahren. Der Heilige Vater und der König von Frankreich vernichteten die Katharer, und Astarac war eine der letzten Festungen, die fiel. Der Kampf war furchtbar, es gab zahllose Tote, aber die Erzketzer und die Herren der Finsternis waren endlich ausgelöscht.»

«Aber ein paar sind entkommen?», deutete d'Evecque vorsichtig an.

Bruder Germain schwieg eine Weile und starrte auf die trocknende rote Tinte. «Es kursierte die Geschichte, dass einige der Katharerführer überlebten und dass sie mit ihren Reichtümern in andere Länder Europas flohen. Man munkelt sogar, dass die Ketzerei noch immer existiert, in der Gegend, wo das Burgund auf die italienischen Länder stößt.» Erneut bekreuzigte er sich. «Ich glaube, ein Teil der Familie Vexille ging nach England, um sich dort zu

verstecken, denn dort habt Ihr, Monsieur d’Evecque, die Lanze des heiligen Georg gefunden. Vexille …», sagte er nachdenklich. «Der Name leitet sich natürlich von *vexillaire* ab, ‹Standartenträger›, und es heißt, einer der ersten Vexilles habe die Lanze auf einem Kreuzzug gefunden und sie von da an als Standarte getragen. Zu den damaligen Zeiten war es auf jeden Fall ein Symbol der Macht. Ich selbst bin skeptisch, was diese Reliquien betrifft. Der Abt versichert mir, er habe drei Vorhäute des Kindes Jesus gesehen, und selbst ich, der ich Ihn über alles verehre, bezweifle, dass Er so üppig ausgestattet war. Aber ich habe mich ein wenig nach dieser Lanze erkundigt, und es gibt eine Legende dazu. Es heißt, wer mit dieser Lanze in den Kampf zieht, sei unbesiegbar. Das ist natürlich reine Phantasterei, aber der Glaube an solchen Unsinn stachelt die Unwissenden an, und es gibt kaum unwissendere Leute als Soldaten. Was mich jedoch am meisten beunruhigt, ist ihr Ziel.»

«Was für ein Ziel?», fragte Thomas.

«Man erzählt sich», sagte Bruder Germain, ohne auf die Frage einzugehen, «dass die überlebenden Herren der Finsternis vor dem Fall der letzten Ketzerfestung einen Eid geschworen haben. Sie wussten, dass der Krieg verloren war, dass ihre Bastionen fallen mussten, dass die Inquisition und die Mächte Gottes ihr Volk vernichten würden, und so schworen sie einen Eid, sich an ihren Feinden zu rächen. Eines Tages würden sie den französischen Thron und die Heilige Mutter Kirche zu Fall bringen, und dazu würden sie die Macht ihrer kostbarsten Reliquie einsetzen.»

«Die Lanze des heiligen Georg?», fragte Thomas.

«Die auch.»

«Was meint Ihr damit?», fragte d'Evecque verdutzt.

Bruder Germain tauchte seine Feder ein und setzte einen weiteren Tintentropfen auf das Pergament. Dann beendete er geschickt seine Kopie von dem Abzeichen auf Thomas' Bogen. «Den Greif habe ich schon gesehen», sagte er, «aber Euer Abzeichen sieht anders aus. Das Tier hält einen Kelch. Aber nicht irgendeinen Kelch, Monsieur d'Evecque. Ihr habt recht, der Bogen interessiert mich, und er macht mir Angst, denn der Greif hält den Gral in seinen Klauen. Den Heiligen, gesegneten und überaus kostbaren Gral. Schon immer ging das Gerücht, er sei im Besitz der Katharer. In der Kathedrale von Genua steht ein billiger Klumpen aus grünem Glas, der angeblich der Gral sein soll, aber ich bezweifle, dass unser geliebter Herr aus so einem scheußlichem Gefäß getrunken hat. Nein, der echte Gral existiert, und wer ihn besitzt, hat die Macht über alle Menschen dieser Erde.» Er legte die Feder aus der Hand. «Ich fürchte, die Herren der Finsternis wollen Rache. Sie sammeln ihre Kräfte. Aber noch bleiben sie im Verborgenen, und die Kirche ist ahnungslos. Und sie wird es auch erst bemerken, wenn die Gefahr unübersehbar ist, und dann ist es zu spät.» Bruder Germain senkte den Kopf. «All dies ist prophezeit worden», sagte der Mönch. «Es steht alles in den Büchern.»

«In welchen Büchern?», fragte d'Evecque.

«Et confortabitur rex austri et de principibus eius praevalebit super eum», sagte Bruder Germain leise.

D’Evecque sah Thomas fragend an. «Und der König aus dem Süden wird mächtig sein», übersetzte Thomas widerstrebend, «aber einer seiner Prinzen wird stärker sein als er.»

«Die Katharer stammen aus dem Süden», sagte Bruder Germain, «und der Prophet Daniel hat alles vorhergesehen.» Er hob seine fleckigen Hände. «Der Kampf wird furchtbar sein, denn es geht um die Seele der Welt, und sie werden alle Waffen einsetzen, sogar eine Frau. *Filiaque regis austri veniet ad regem aquilonis facere amicitiam*.»

«Die Tochter des Königs aus dem Süden», sagte Thomas, «wird zum König des Nordens kommen und einen Pakt schließen.»

Bruder Germain hörte die Verachtung in Thomas’ Stimme. «Ihr glaubt nicht daran?», zischte er. «Was glaubt Ihr, warum wir die Schriften vor den Unwissenden verborgen halten? Sie enthalten allerlei Prophezeiungen, junger Mann, und jede von ihnen hat Gott uns gesandt, aber solches Wissen verwirrt die Ungebildeten nur. Menschen werden verrückt, wenn sie zu viel wissen.» Wiederum bekreuzigte er sich. «Ich danke Gott, dass ich bald tot und in der ewigen Glückseligkeit sein werde, während ihr mit diesem Übel kämpfen müsst.»

Thomas trat ans Fenster und sah zu, wie Novizen zwei Wagen mit Korn entluden. D’Evecques Soldaten spielten im Kreuzgang ein Würfelspiel. Dies war die Wirklichkeit, dachte er, nicht das Gefasel irgendeines Propheten. Sein Vater hatte ihn stets vor Prophezeiungen gewarnt. Sie

verdrehen den Menschen nur den Kopf, hatte er gesagt. War das auch der Grund gewesen, warum sein Verstand auf Abwege geraten war?

«Die Lanze», sagte Thomas, um sich an die Tatsachen zu halten, «wurde von der Familie Vexille nach England gebracht. Mein Vater war einer von ihnen, aber er hat sich mit der Familie überworfen, die Lanze gestohlen und sie in der Kirche von Hookton versteckt. Dort wurde er getötet, und im Sterben sagte er mir, sein Mörder sei der Sohn seines Bruders. Ich glaube, dieser Mann, mein Vetter, ist derjenige, der sich Harlekin nennt.» Er wandte sich zu Bruder Germain und sah ihn an. «Mein Vater war ein Vexille, aber er war kein Ketzer. Er war ein Sünder, das wohl, aber er kämpfte gegen seine Sünde, er hasste seinen Vater, und er war ein treuer Sohn der Kirche.»

«Er war Priester», erklärte d'Evecque dem Mönch.

«Und Ihr seid sein Sohn?», fragte Bruder Germain in missbilligendem Tonfall. Die anderen Mönche hatten ihre Aufräumarbeiten eingestellt und lauschten neugierig.

«Ich bin der Sohn eines Priesters», sagte Thomas, «und ein guter Christ.»

«Also hat die Familie herausgefunden, wo die Lanze versteckt war», nahm d'Evecque die Geschichte wieder auf, «und mich angeheuert, um sie zurückzuholen. Aber sie hat vergessen, mich zu bezahlen.»

Bruder Germain schien ihn nicht gehört zu haben. Er starrte Thomas an. «Ihr seid Engländer?»

«Der Bogen gehört mir», gab Thomas zu.

«Also seid Ihr ein Vexille?»

Thomas zuckte die Achseln. «Es sieht so aus.»
«Dann seid Ihr einer der Herren der Finsternis.»
Thomas schüttelte den Kopf. «Ich bin ein Christ», sagte er mit Nachdruck.
«Dann habt Ihr eine gottgegebene Pflicht», erklärte der kleine Mann mit erstaunlicher Energie. «Ihr müsst die Arbeit beenden, die vor hundert Jahren abgebrochen wurde. Tötet sie! Tötet sie alle! Und tötet die Frau. Hört Ihr mich? Tötet die Tochter des Königs aus dem Süden, bevor sie Frankreich zu Ketzerei und Verderbtheit verführen kann.»
«Falls wir die Vexilles überhaupt finden», sagte d'Evecque zweifelnd. Thomas bemerkte das Wort ‹wir›. «Sie zeigen ihr Wappen nicht, und ich glaube auch kaum, dass sie den Namen Vexille benutzen. Sie verstecken sich.»
«Aber sie haben jetzt die Lanze», sagte Bruder Germain. «Und sie werden sie für den ersten ihrer Rachefeldzüge einsetzen. Sie werden Frankreich zerstören, und in dem Chaos, das darauf folgt, werden sie die Kirche angreifen.» Er stöhnte, als plagten ihn körperliche Schmerzen. «Ihr müsst ihnen ihre Macht nehmen, und diese Macht ist der Gral.»
Also musste Thomas nicht nur die Lanze retten. Zu Vater Hobbes Aufgabe hatte sich das Heil der gesamten Christenheit gesellt. Beinahe hätte er gelacht. Das Katharertum war hundert Jahre zuvor gestorben, es war gegeißelt und verbrannt und aus dem Land herausgerissen worden wie Quecken aus einem Feld! Herren der Finsternis, Töchter von Königen und Prinzen der Hölle – das

waren Hirngespinste der Troubadoure, nicht die Aufgabe eines Bogenschützen. Doch als er zu d'Evecque hinüberschaute, sah er, dass der Franzose sich nicht darüber lustig machte. Er blickte hinauf zu einem Kreuz, das an der Wand des Skriptoriums hing, und murmelte ein leises Gebet. Gott stehe mir bei, dachte Thomas. Gott stehe mir bei, ich soll das schaffen, woran all die großen Ritter von Arthurs Tafelrunde gescheitert sind: den Gral finden.

Philippe VI., König von Frankreich aus der Familie de Valois, befahl jedem Franzosen, der alt genug war, Waffen zu tragen, nach Rouen zu kommen. Er beorderte seine Vasallen zu sich und sandte Unterstützungsgesuche an seine Verbündeten. Er war davon ausgegangen, dass die Mauern von Caen die Engländer über Wochen festhalten würden, doch die Stadt war in einem einzigen Tag gefallen, und die angsterfüllten Überlebenden hatten sich in Nordfrankreich ausgebreitet und erzählten grauenvolle Geschichten von entfesselten Teufeln.

Rouen, das sich in eine große Schleife der Seine schmiegte, füllte sich mit Kriegern. Tausende von Genueser Armbrustschützen reisten mit Galeeren an, zogen ihre Schiffe auf das Flussufer und drängten sich in die Wirtshäuser der Stadt, während Ritter und Soldaten aus dem Anjou und der Picardie herbeiströmten, aus Alençon und der Champagne, aus Maine, der Touraine und dem Berry. Jede Schmiede wurde zu einem Waffenarsenal, jedes Haus zu einer Kaserne und jedes Wirtshaus zu einem Bordell. Immer mehr Männer kamen, bis die Stadt sie kaum

noch aufnehmen konnte und Zelte auf den Wiesen im Süden aufgestellt werden mussten. Wagen überquerten die Brücke, beladen mit Heu und frisch geerntetem Getreide von den fruchtbaren Feldern nördlich des Flusses, während vom südlichen Ufer der Seine Gerüchte herüberkamen. Die Engländer hatten Evreux eingenommen, oder war es Bernay? Über Lisieux hatte man Rauch gesehen, und im Wald von Brotonne wimmelte es von Bogenschützen. Eine Nonne in Louvier hatte einen Traum, in dem der Drache den heiligen Georg tötete. König Philippe befahl, die Frau nach Rouen bringen zu lassen, aber sie hatte eine Hasenscharte, einen Buckel und einen Sprachfehler, und als man sie vor den König führte, war sie nicht in der Lage, ihren Traum zu schildern, ganz zu schweigen davon, Seiner Majestät Gottes Strategie zu enthüllen. Sie zitterte und weinte nur, und der König entließ sie wütend, fand jedoch Trost beim Astrologen des Bischofs, der ihm verkündete, Mars stehe im Aszendenten, und das bedeute, der Sieg sei ihnen sicher.

Es kursierte das Gerücht, die Engländer marschierten auf Paris zu, dann besagte ein anderes Gerücht, sie zögen nach Süden, um ihre Gebiete in der Gascogne zu schützen. Es hieß, sämtliche Einwohner von Caen seien getötet worden und die Zitadelle sei nur noch eine Ruine; dann wieder erzählte man sich, die Engländer stürben an einer Seuche. König Philippe, von jeher ein nervöser Mann, verlangte gereizt nach Neuigkeiten, doch seine Berater überzeugten ihn, dass die Engländer, ganz gleich, wo sie sich befanden, früher oder später verhungern mussten, sofern man dafür

sorgte, dass sie südlich der Seine blieben, die sich wie eine Schlange von Paris bis zum Meer wand. Da Edwards Männer das Land verwüsteten, mussten sie unablässig weiterziehen, um Nahrung zu finden, und wenn die Seine blockiert war, konnten sie nicht nach Norden zu den Häfen am Kanal gelangen, wo sie möglicherweise Nachschub aus England bekamen.

«Sie verschwenden ihre Pfeile wie die Frauen das Geld», sagte Charles, Graf von Alençon und jüngerer Bruder des Königs, zu Philippe. «Und hier in Frankreich bekommen sie keine neuen. Sie lassen sie mit Schiffen bringen, und je weiter sie vom Meer entfernt sind, desto größer werden ihre Schwierigkeiten.» Wenn man die Engländer also südlich der Seine hielt, mussten sie sich irgendwann dem Kampf stellen oder den schändlichen Rückzug über die Normandie antreten.

«Was ist mit Paris? Was ist mit Paris?», fragte der König besorgt.

«Paris wird nicht fallen», versicherte der Graf seinem Bruder. Die Stadt lag am Nordufer der Seine, also würden die Engländer den Fluss überqueren und die gewaltigsten Schutzmauern der Christenheit angreifen müssen, und das Ganze unter dem Beschuss der Armbrustschützen und der zahllosen kleinen Eisenkanonen, die auf der Stadtmauer aufgestellt waren.

«Und wenn sie nach Süden gehen? In die Gascogne?»

«Wenn sie bis in die Gascogne marschieren, werden ihre Stiefel durchgelaufen und ihre Pfeile aufgebraucht sein. Beten wir, dass sie in die Gascogne ziehen, aber vor allem

beten wir, dass sie nicht das Nordufer der Seine erreichen.» Denn wenn die Engländer die Seine überquerten, würden sie sich zum nächsten Kanalhafen begeben, um sich mit Nachschub und Verstärkung einzudecken, und die brauchten sie dringend, das wusste der Graf. Eine marschierende Armee erschöpfte sich, die Männer wurden krank und die Pferde lahm. Eine Armee, die zu lange marschierte, verlor irgendwann ihre Kraft wie eine abgenutzte Armbrust.

Also verstärkten die Franzosen die großen Festungen, die die Brücken der Seine bewachten, und die Übergänge, die nicht bewacht werden konnten, wie die sechzehnbogige Brücke in Poissy, wurden zerstört. Hundert Männer zerschlugen mit Vorschlaghämmern die Brüstung und die steinernen Bogen, bis nur noch die fünfzehn Pfeilerstümpfe aus dem Wasser ragten wie die Trittsteine eines Riesen. Poissy selbst, das am Südufer der Seine lag und nicht zu verteidigen war, wurde aufgegeben, und man brachte seine Bewohner nach Paris. Der breite Fluss wurde in eine unüberwindliche Barriere verwandelt, um die Engländer in einem Gebiet festzuhalten, wo ihnen irgendwann die Nahrung ausgehen musste. Wenn die Teufel dann geschwächt waren, würden die Franzosen sie für die schreckliche Verwüstung bestrafen, die sie über Frankreich gebracht hatten. Die Engländer brannten noch immer Städte nieder und zerstörten Landgüter, und der Horizont im Westen und Süden war so von Rauch überzogen, dass es aussah, als hinge der Himmel dort voller Wolken. Bei Nacht glühte er, und ein Strom von Flüchtlingen kam nach Rouen.

Doch da dort kein Platz und keine Nahrung mehr für sie war, befahl man ihnen, den Fluss zu überqueren und anderswo Schutz zu suchen.

Unter den Flüchtlingen waren auch Sir Simon Jekyll und Henry Colley, sein grobschlächtiger Begleiter, doch ihnen wurde die Aufnahme nicht verweigert, da beide mit Streitrossen und Kettenpanzern kamen. Beide Männer besaßen Schilde, aber sie hatten den Lederbezug von den Weidenholzbrettern abgezogen, sodass sie kein Abzeichen trugen und damit zu erkennen gaben, dass sie niemandem unterstanden und zur Anwerbung frei waren. Männer wie sie kamen zu Hunderten in die Stadt, auf der Suche nach einem Herrn, der ihnen Kost und Sold anbot, doch niemand kam mit solchem Zorn in seinem Herzen wie Sir Simon.

Was ihn so wütend machte, war die Ungerechtigkeit. Sie verbrannte ihm die Seele und füllte ihn mit Rachegelüsten. Er war so nah daran gewesen, seine gesamten Schulden zu bezahlen – tatsächlich hatte er sich ausgerechnet, dass er, wenn das Geld aus dem Verkauf von Jeanettes Schiffen aus England kam, sämtlicher Verpflichtungen ledig gewesen wäre –, und nun war er ein Flüchtling. Er hätte sich natürlich nach England zurückschleichen können, aber jeder, der beim König oder dessen ältestem Sohn in Ungnade gefallen war, musste damit rechnen, als Aufwiegler angesehen zu werden, und er hätte froh sein müssen, wenn ihm auch nur ein Morgen seines Landes geblieben wäre, ganz zu schweigen von seiner Freiheit. So hatte er die Flucht vorgezogen, in der Annahme, dass er sich mit seinem Schwert die Privilegien zurückerobern

würde, die er an diese bretonische Schlampe und ihren bartlosen Liebhaber verloren hatte. Henry Colley hatte sich ihm angeschlossen, denn er war davon überzeugt, dass jemand, der so geschickt im Umgang mit Waffen war wie Sir Simon, nicht scheitern konnte.

Niemand stellte ihnen unangenehme Fragen. Sir Simons Französisch war durchzogen vom Akzent des englischen Adels, aber dasselbe galt für zahllose andere Männer aus der Normandie. Was Sir Simon jetzt brauchte, war ein Schutzherr, der ihm Kost und Unterkunft bot und die Gelegenheit, gegen seine Verfolger zu kämpfen, und davon gab es in Rouen genug. Auf den Feldern südlich der Stadt, wo der Fluss das Land in einer Biegung umschloss, war eine Wiese als Turnierplatz eingerichtet worden, wo jeder vor einer Menge erfahrener Krieger sein Können unter Beweis stellen konnte. Es war kein richtiges Turnier – die Schwerter waren stumpf und die Lanzen an der Spitze mit Holzstücken versehen –, sondern eine Möglichkeit für die herrenlosen Männer, ihr Geschick im Umgang mit den Waffen vorzuführen, und etwa zwanzig Ritter, die besten Kämpfer diverser Herzöge, Grafen, Vicomtes und einfacher Adliger, fungierten als Richter. Dutzende von hoffnungsvollen Männern trugen sich in den Listen ein, und jeder Reiter, der länger als ein paar Minuten gegen die hervorragend ausgerüsteten und mit erstklassigen Pferden ausgestatteten Ritter bestand, konnte sicher sein, einen Platz im Gefolge eines großen Edelmanns zu bekommen.

Sir Simon mit seinem gestohlenen Pferd und dem uralten, schartigen Schwert sah alles andere als beeindruckend aus,

als er auf die Wiese ritt. Da er keine Lanze besaß, zog einer der Ritter sein Schwert und galoppierte los, um ihn außer Gefecht zu setzen. Zunächst beachtete kaum jemand die beiden Männer, da rundum noch andere Kämpfe stattfanden, doch als der Ritter rücklings auf dem Boden lag und Sir Simon unberührt weiterritt, wurde die Menge aufmerksam.

Ein zweiter Ritter forderte Sir Simon heraus und war überrascht über die Heftigkeit, mit der dieser kämpfte. Er rief ihm zu, der Kampf sei nicht auf Leben und Tod, sondern nur eine Demonstration der Geschicklichkeit, doch Sir Simon biss nur die Zähne zusammen und schlug so wild auf ihn ein, dass der Ritter sein Pferd herumriss und auf Abstand ging, um keine Verletzung zu riskieren. Sir Simon ritt einen kleinen Kreis in der Mitte der Wiese, um zu sehen, ob es sonst noch jemand wagte, den Kampf mit ihm aufzunehmen, doch stattdessen trabte ein Knappe mit seiner Stute auf ihn zu und reichte dem Engländer wortlos eine Lanze.

«Wer schickt sie?», fragte Sir Simon.

«Mein Herr.»

«Und wer ist das?»

«Der da», sagte der Knappe und zeigte auf das Ende der Wiese, wo ein hochgewachsener Mann in schwarzer Rüstung auf einem Rappen saß und mit der Lanze in der Hand wartete.

Sir Simon schob sein Schwert in die Scheide und ergriff die Lanze. Sie war schwer und nicht gut ausgewogen, und er hatte keinen Rüsthaken an seinem Kettenhemd, in dem

er den langen Stab einhängen konnte, um die Spitze in der Höhe zu halten, aber er war stark und wütend, und er schätzte, dass er die unhandliche Waffe lange genug beherrschen konnte, um das Selbstvertrauen des Fremden zu erschüttern.

Mittlerweile hatten die anderen Männer den Kampf eingestellt und schauten nur noch zu. Wetten wurden abgeschlossen, und alle setzten auf den Mann in Schwarz. Die meisten der Zuschauer hatten ihn bereits kämpfen sehen, und es war offensichtlich, dass sein Pferd, seine Rüstung und seine Waffen denen des anderen weit überlegen waren. Er trug eine Plattenrüstung, und sein Pferd war mindestens eine Handbreit größer als Sir Simons trauriger Klepper. Sein Visier war geschlossen, sodass Sir Simon das Gesicht des Mannes nicht sehen konnte. Er selbst hatte keinen Gesichtsschutz, nur einen alten, billigen Helm, wie ihn Englands Bogenschützen trugen. Henry Colley war der Einzige, der auf Sir Simon setzte, was nicht ganz einfach war, da er nur ein paar Brocken Französisch beherrschte, aber schließlich wurde sein Geld angenommen.

Der Schild des Fremden war schwarz und nur mit einem einfachen weißen Kreuz verziert, ein Wappen, das Sir Simon nichts sagte, und sein Pferd trug eine lange, schwarze Schabracke, die über den Rasen streifte, als das Pferd lostrabte. Dies war das einzige Signal, das der Fremde gab, und Sir Simon antwortete, indem er die Lanze senkte und seinem eigenen Pferd die Fersen in die Weichen schlug. Sie waren etwa hundert Schritt voneinander

entfernt, und beide Männer wechselten in verhaltenen Galopp. Sir Simon beobachtete die Lanze seines Gegners, um zu sehen, wie fest sie gehalten wurde. Der Mann war gut, denn die Spitze schwankte trotz der Bewegungen des Pferdes kaum. Der Schild schützte seinen Torso, wie es sein sollte.

Wäre dies ein richtiger Kampf gewesen und hätte der Mann mit dem seltsamen Schild Sir Simon nicht die Chance eines Aufstiegs geboten, hätte er vielleicht seine Lanze gesenkt, um das Pferd seines Gegners zu treffen. Oder, was schwieriger war, die Spitze der Waffe auf den hochgezogenen Sattelknauf gerichtet. Sir Simon hatte einmal gesehen, wie eine Lanze das Holz und das Leder eines Sattels durchstoßen und sich in die Lenden eines Mannes gebohrt hatte, und es war ein tödlicher Stoß gewesen. Doch heute sollte er das Geschick eines Ritters zeigen, sauber und hart zustoßen und zugleich sich selbst vor der gegnerischen Lanze schützen. Das Wichtige dabei war, den Stoß abzuleiten, denn der konnte durch die Kraft, die dahintersteckte, einem Mann den Rücken brechen, wenn er ihn gegen den ebenfalls hochgezogenen Hinterzwiesel seines Sattels schleuderte. Die Wucht, mit der zwei schwere Reiter aufeinanderprallten, deren ganzes Gewicht auf die Spitze einer Lanze konzentriert war, entsprach etwa der Schlagkraft einer Kanonenkugel.

Doch an all dies dachte Sir Simon nicht. Er fixierte den Blick auf die entgegenkommende Lanze und auf das weiße Kreuz des Schildes, auf den seine eigene Lanze zielte, und führte sein Pferd nur mit den Schenkeln. Darin hatte er sich

geübt, seit er alt genug gewesen war, um auf einem Pony zu sitzen. Er hatte zahllose Stunden damit zugebracht, im Hof seines Vaters gegen eine Holzfigur anzureiten, und später ebenso viele, um Hengste gegen den Lärm und das Durcheinander des Kampfes abzuhärten. Er lenkte sein Pferd ein wenig nach links, als wollte er den Aufprallwinkel der Lanzen leicht vergrößern und so ihre Wucht ein wenig mildern, und er bemerkte, dass der Fremde seine Bewegung nicht nachahmte, um die Linie wieder geradezurichten, sondern das geringere Risiko bereitwillig zu akzeptieren schien. Dann brachten beide Reiter ihre Sporen zum Einsatz, und die Streitrösser fielen in gestreckten Galopp. Sir Simon gab seinem Pferd einen leichten Druck mit dem rechten Schenkel, um die Linie selbst wieder geradezurichten, trieb es mit aller Kraft auf den Gegner zu und beugte sich leicht vor, um für den Stoß bereit zu sein. Sein Gegner versuchte, die Bewegung auszugleichen, aber es war zu spät. Sir Simons Lanze krachte mit solcher Wucht gegen den schwarz-weißen Schild, dass er nach hinten geschleudert wurde, aber die Lanze des Gegners war nicht zentriert und glitt mit einem Knall an Sir Simons glattem Schild ab.

Sir Simons Lanze zerbrach in drei Teile, und er ließ sie fallen, während er mit einem Schenkeldruck sein Pferd wendete. Die Lanze seines Gegners lag jetzt quer vor dessen Körper und behinderte ihn. Während der schwarze Ritter noch versuchte, seine Lanze loszuwerden, zog Sir Simon sein Schwert und versetzte ihm einen Schlag mit der flachen Klinge, der ihn traf wie ein Hammerschlag.

Auf der Wiese herrschte Stille. Henry Colley streckte die Hand aus, um seinen Gewinn einzufordern. Sein Wettpartner tat so, als verstünde er sein gebrochenes Französisch nicht, aber er verstand das Messer, das der Engländer mit dem gelben Haar plötzlich hervorholte, und rückte die Münzen eilig heraus.

Der Ritter in der schwarzen Rüstung führte den Kampf nicht fort, sondern zügelte sein Pferd und schob das Visier hoch. «Wer seid Ihr?»

«Mein Name ist Sir Simon Jekyll.»

«Engländer?»

«Früher mal.»

Die beiden Pferde standen nebeneinander. Der Fremde warf seine Lanze fort und hängte den Schild an seinen Sattelknauf. Er hatte ein fahles Gesicht mit einem schmalen schwarzen Schnurrbart, hellwachen Augen und einer gebrochenen Nase. Er war noch jung, höchstens ein oder zwei Jahre älter als Sir Simon.

«Was wollt Ihr?», fragte er Sir Simon.

«Eine Gelegenheit, den Prince of Wales zu töten.»

Der Mann lächelte. «Weiter nichts?»

«Geld, Essen, Land und Frauen.»

Der Mann wies auf den Rand der Wiese. «Dort drüben sind viele hohe Herren, Sir Simon, die Euch Geld, Essen und Frauen geben werden. Auch ich kann Euch bezahlen, aber nicht so gut; ich kann Euch zu essen geben, aber es wird einfach sein, und die Frauen müsst Ihr Euch selbst suchen. Was ich Euch hingegen versprechen kann, ist ein besseres Pferd, eine Rüstung und Waffen. Ich führe die

besten Ritter dieser Armee an, und wir haben uns geschworen, Gefangene zu nehmen, die uns reich machen werden. Und ich schätze, am reichsten machen uns der König von England und sein Balg. Allerdings nicht, wenn sie tot sind.»

Sir Simon blieb gleichmütig. «Meinetwegen. Dann nehmen wir den Bastard eben gefangen.»

«Und seinen Vater», sagte der Mann. «Ich will auch seinen Vater.»

In der Stimme des Fremden lag eine Schärfe, die Sir Simon neugierig machte. «Warum?»

«Meine Familie lebte in England», sagte der Mann. «Als Edward an die Macht kam, unterstützten wir seine Mutter.»

«Das heißt, Ihr habt Euer Land verloren?», fragte Sir Simon. Er war zu jung, um sich an die Unruhen der damaligen Zeit zu erinnern, als Isabella, die Mutter des Königs, versucht hatte, die Macht für sich und ihren Liebhaber Mortimer zu bewahren, und der junge Edward dagegen angekämpft hatte. Edward hatte gewonnen, und einige seiner alten Feinde hatten dies nicht vergessen.

«Wir haben alles verloren», sagte der schwarze Ritter. «Aber wir werden es zurückbekommen. Wollt Ihr uns helfen?»

Sir Simon zögerte; er überlegte, ob er mit einem reicheren Herrn nicht mehr gewinnen könne, aber die Ruhe des Mannes und seine Entschlossenheit, England das Herz herauszureißen, faszinierten ihn. «Wer seid Ihr?», fragte er.

«Manche nennen mich den Harlekin», erwiderte der Mann.

Der Name sagte Sir Simon nichts. «Und Ihr nehmt nur die Besten?»

«Wie ich Euch gesagt habe.»

«Dann solltet Ihr mich nehmen, und meinen Begleiter.» Er wies mit dem Kopf auf Henry Colley.

«Einverstanden», sagte der Harlekin.

So hatte Sir Simon einen neuen Herrn, und der König von Frankreich hatte eine Armee um sich versammelt. Alle großen Fürsten – der Graf von Alençon, Johann von Hennegau, der Herzog von Aumale, der Graf von Blois, Bruder des ehrgeizigen Herzogs der Bretagne, der Herzog von Lothringen, der Graf von Sancerre – waren mit ihrem riesigen Gefolge schwerbewaffneter Männer nach Rouen gekommen. Die Masse der Krieger war so groß, dass sie nicht mehr gezählt werden konnten, aber Schreiber schätzten, dass mindestens achttausend Soldaten und fünftausend Armbrustschützen in der Stadt waren, was bedeutete, dass die Armee von Philippe de Valois bereits größer war als die Edwards von England, und es kamen immer noch neue Männer dazu. Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen, ein Freund von Philippe, kam mit seinen gefürchteten Rittern. Der König von Mallorca brachte seine berühmten Lanzenreiter mit, und der Herzog der Normandie bekam den Befehl, die Belagerung einer englischen Festung im Süden aufzugeben und seine Armee nach Norden zu führen. Die Priester segneten die Soldaten und versprachen ihnen, Gott werde

erkennen, dass Frankreich für das Gute kämpfte, und die Engländer erbarmungslos zerschmettern.

Da die Armee in Rouen nicht verpflegt werden konnte, begab sie sich schließlich zum Nordufer der Seine, ließ jedoch eine mächtige Truppe zurück, um die Brücke zu bewachen. Als sie die Stadt verlassen hatten und über die langen Straßen zwischen den frisch geernteten Feldern zogen, bekamen die Männer erstmals eine Ahnung davon, wie groß ihre Armee tatsächlich war. Meilenlang war die Reihe von Reitern, die Bataillone von Armbrustschützen und dahinter die schier unendliche Masse von Fußsoldaten mit ihren Äxten, Hellebarden und Speeren. Dies war die Macht Frankreichs, und Frankreichs Verbündete hatten sich der Sache angeschlossen. Da war eine Truppe von Rittern aus Schottland, kräftige, wild aussehende Männer, die die Engländer bis aufs Blut hassten; da waren Söldner aus Deutschland und Italien, und da waren Ritter, die sich bei Turnieren einen Namen gemacht hatten, die eleganten Kämpfer, die mit dem Kriegssport reich geworden waren. Die Franzosen sprachen nicht nur davon, Edward von England zu besiegen, sondern sie wollten den Krieg sogar in sein Land tragen und träumten bereits von Grafschaften in Essex und Herzogtümern in Devonshire. Der Bischof von Meaux regte seinen Koch an, sich ein Rezept für Bogenschützenfinger auszudenken, vielleicht ein Eintopf, gewürzt mit Thymian? Und dieses Gericht würde er dann Edward von England in den Rachen stopfen, schwor der Bischof.

Sir Simon ritt jetzt ein siebenjähriges Streitross, einen schönen grauen Hengst, der den Harlekin annähernd hundert Pfund gekostet haben musste. Er trug ein Panzerhemd aus dicht gewobenen Eisenringen und einen Waffenrock mit dem weißen Kreuz. Sein Pferd hatte eine Rossstirn aus gehärtetem Leder und eine schwarze Schabracke, und an Sir Simons Taille hing ein Schwert aus Poitiers. Henry Colley war beinahe ebenso gut ausgestattet, nur trug er statt des Schwertes einen vier Fuß langen Eichenstab, an dessen Ende eine mit Stacheln versehene Eisenkugel befestigt war.

«Was für ein stocksteifer Haufen», beschwerte er sich gegenüber Sir Simon über die Männer aus dem Gefolge des Harlekins. «Die reinsten Mönche.»

«Sie sind erprobte Kämpfer», sagte Sir Simon, obwohl ihn die grimmige Entschlossenheit der Männer ebenfalls irritierte.

Es mangelte dieser Truppe nicht an Selbstbewusstsein, aber sie nahmen die Engländer nicht so leicht wie der Rest der Armee, die überzeugt war, dass sie schon allein aufgrund ihrer Überzahl jede Schlacht gewinnen würden. Der Harlekin wollte von Sir Simon und Henry Colley alles über die englische Kampftechnik wissen, und seine Fragen waren so detailliert, dass die beiden ihr großtuerisches Gehabe ablegen und ernsthaft nachdenken mussten.

«Sie werden zu Fuß kämpfen», schloss Sir Simon. Wie alle Ritter träumte er von einer Schlacht zu Pferde, von galoppierenden Männern und eingelegten Lanzen, aber die Engländer hatten aus den Kriegen gegen die Schotten ihre

Lehre gezogen und wussten, dass Fußsoldaten ein Gebiet wesentlich effektiver verteidigen konnten als Reiter. «Selbst die Ritter werden zu Fuß kämpfen», sagte Sir Simon. «Und für jeden Soldaten werden sie zwei oder drei Bogenschützen haben. Vor diesen Bastarden müsst Ihr Euch in Acht nehmen.»

Der Harlekin nickte. «Aber wie besiegen wir sie?»

«Wartet, bis ihnen die Pfeile ausgehen», riet Sir Simon. «Irgendwann müssen sie ihnen ausgehen. Lasst die Hitzköpfe sich austoben und wartet, bis ihre Pfeiltaschen leer sind. Dann holt Euch Eure Rache.»

«Ich will mehr als nur Rache», sagte der Harlekin leise.

«Und das wäre?»

Der Harlekin, ein gutaussehender Mann, lächelte Sir Simon zu, doch es lag keine Wärme darin. «Macht», sagte er sehr ruhig. «Wer Macht hat, Sir Simon, bekommt Privilegien, und Privilegien bringen Reichtum. Was sind Könige anderes als Männer, die weit aufgestiegen sind? Also werden wir auch aufsteigen, und wir werden die Niederlage von Königen als Sprossen unserer Leiter nehmen.»

Solche Worte beeindruckten Sir Simon, obwohl er sie nicht ganz verstand. Ihm schien, der Harlekin hatte recht extravagante Phantasien, doch das kümmerte ihn nicht, denn zugleich war der schwarze Ritter fest entschlossen, die Männer zu bezwingen, die auch Sir Simons Feinde waren. Tag und Nacht träumte Sir Simon von der Schlacht; er sah das angsterfüllte Gesicht des englischen Prinzen, hörte seine Schreie und weidete sich an der Vorstellung,

wie er den dreisten Bengel gefangen nehmen würde. Und Jeanette auch. Der Harlekin konnte so verschlossen und geheimnisvoll sein, wie er wollte, Hauptsache, er verhalf Sir Simon zu diesen einfachen Genüssen.

Die französische Armee marschierte, und sie wuchs immer weiter, als Männer aus den ferneren Provinzen des Königreichs und aus den Vasallenstaaten jenseits der Grenze herbeiströmten. Sie machte sich auf, die Seine abzuriegeln und damit die Engländer einzukesseln, und ihr Selbstvertrauen stieg in schwindelnde Höhen, als sich herumsprach, dass der König zur Abbaye Saint-Denis gepilgert war, um die Oriflamme zu holen. Sie war Frankreichs heiligstes Symbol, ein leuchtend rotes Banner, das von den Benediktinern in der Abtei aufbewahrt wurde, wo die französischen Könige begraben lagen, und jedermann wusste, wenn die Oriflamme gehisst wurde, gab es kein Pardon. Es hieß, Karl der Große höchstpersönlich habe sie getragen, und ihre Seide war rot wie Blut, ein drohendes Mahnmal für die Feinde Frankreichs. Die Engländer waren gekommen, um zu kämpfen, die Oriflamme war gehisst, und der Tanz der Armeen hatte begonnen.

Guillaume d’Evecque schenkte Thomas ein Leinenhemd, einen guten Kettenpanzer, einen mit Leder gefütterten Helm und ein Schwert. «Es ist alt, aber gut», sagte er, «und eher zum Schneiden geeignet als zum Stoßen.» Außerdem versah er Thomas mit einem Pferd samt Sattel und Zaumzeug und gab ihm Geld. Dieses letzte Geschenk wollte

Thomas nicht annehmen, doch d’Evecque fegte seine Einwände beiseite. «Du hast dir von mir genommen, was du wolltest, also kann ich dir genauso gut auch noch den Rest geben.»

«Genommen? Ich? Was denn?», fragte Thomas verwirrt, ja sogar ein wenig verletzt.

«Eleanor.»

«Das stimmt nicht», protestierte Thomas.

D’Evecques entstelltes Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. «Noch nicht», sagte er. «Aber bald.»

Am nächsten Tag ritten sie los, Richtung Osten, hinter der englischen Armee her, die mittlerweile weit entfernt war. In Caen hatte man Nachricht von brennenden Städten bekommen, aber niemand wusste, wohin der Feind gezogen war, und so beschloss d’Evecque, seine zwölf Soldaten, seinen Knappen und seinen Diener nach Paris zu führen. «Irgendjemand wird wissen, wo der König ist», sagte er. «Und du, Thomas, was hast du vor?»

Diese Frage hatte Thomas sich von dem Moment an gestellt, als er im Haus des französischen Ritters aufgewacht war. Jetzt musste er eine Entscheidung treffen, und zu seiner Überraschung zögerte er nicht eine Sekunde. «Ich werde zu meinem König gehen.»

«Hast du keine Angst vor diesem Sir Simon? Was, wenn er dich noch einmal hängt?»

«Ich stehe unter dem Schutz des Earl of Northampton», sagte Thomas, obwohl ihm durch den Kopf ging, dass ihm das bisher nicht viel genützt hatte.

«Und was ist mit Eleanor?» D’Evecque wandte sich zu seiner Tochter um, die sie zu Thomas’ Erstaunen begleitet hatte. Ihr Vater hatte ihr einen kleinen Zelter gegeben, und da sie das Reiten nicht gewohnt war, saß sie ungelenk im Sattel und klammerte sich an den hohen Sattelknauf. Sie wusste nicht, warum ihr Vater sie mitgenommen hatte, und hatte scherzend zu Thomas gesagt, vielleicht wolle er, dass sie ihm als Köchin diente.

Die Frage trieb Thomas die Röte ins Gesicht. Er wusste, er konnte nicht gegen seine eigenen Freunde kämpfen, aber ebenso wenig mochte er Eleanor verlassen. «Ich werde kommen und sie holen», sagte er zu d’Evecque.

«Wenn du dann noch lebst», knurrte der Franzose. «Warum kämpfst du nicht für mich?»

«Weil ich Engländer bin.»

D’Evecque schnaubte verächtlich. «Du bist ein Katharer, ein Franzose, aus dem Languedoc – wer weiß, wer du wirklich bist? Du bist der Sohn eines Priesters, ein Bankert aus einer Familie von Ketzern.»

«Ich bin Engländer», beharrte Thomas.

«Du bist Christ», entgegnete d’Evecque. «Gott hat dir und mir eine Aufgabe gegeben. Wie willst du diese Aufgabe erfüllen, wenn du dich Edwards Armee anschließt?»

Thomas antwortete nicht sofort. Hatte Gott ihm eine Aufgabe gegeben? Falls ja, wollte er sie nicht annehmen, denn das bedeutete, an die Legenden um die Vexilles zu glauben. An dem Abend nach der Begegnung mit Bruder Germain hatte er in d’Evecques Garten mit Mordecai

gesprochen und ihn gefragt, ob er das Buch Daniel gelesen hatte.

Mordecai hatte geseufzt, als sei ihm die Frage lästig. «Vor vielen, vielen Jahren», hatte er gesagt. «Es ist Teil der Ketuvim, der Schriften, die alle Juden lesen müssen. Warum fragst du?»

«Er ist ein Prophet, oder? Er sagt die Zukunft voraus.»

«Herrje.» Mordecai setzte sich auf die Bank und fuhr sich mit den schmalen Fingern durch den Bart. «Ihr Christen meint immer, dass alle Propheten die Zukunft voraussagen, aber das tun sie ganz und gar nicht. Sie haben Israel gewarnt. Sie haben uns gesagt, dass uns Tod, Zerstörung und Grauen erwarten, falls wir nicht auf den rechten Weg zurückfinden. Sie waren Prediger, Thomas, nichts als Prediger, obwohl sie weiß Gott recht hatten mit Tod, Zerstörung und Grauen. Und was Daniel betrifft … Er ist seltsam, äußerst seltsam. Sein Kopf war mit Träumen und Visionen gefüllt. Er war regelrecht trunken von Gott.»

«Aber glaubt Ihr, dass Daniel voraussehen konnte, was jetzt geschieht?»

Mordecai runzelte die Stirn. «Wenn Gott es gewünscht hat, ja, aber warum hätte er es wünschen sollen? Und ich nehme an, du willst wissen, ob Daniel vielleicht vorausgesehen hat, was hier und jetzt in Frankreich passiert, Thomas, aber wieso sollte das den Gott Israels interessieren? Die Ketuvim sind voll von Phantasien, Visionen und Geheimnissen, und ihr Christen seht viel mehr darin, als wir es je getan haben. Aber soll ich eine Entscheidung treffen, weil Daniel vor unendlich langer Zeit

eine verdorbene Auster gegessen und danach üble Träume gehabt hat? Nein, nein, nein.» Er stand auf und hielt eine Glasflasche hoch. «Vertraue dem, was du mit deinen eigenen Augen siehst, Thomas, was du riechen, hören, schmecken, berühren und sehen kannst. Alles andere ist gefährlich.»

Jetzt sah Thomas Guillaume d'Evecque an. Ihm war der Franzose mit dem vom Kampf entstellten Äußeren und dem warmen, großzügigen Wesen ans Herz gewachsen, und er wusste, er liebte die Tochter dieses Mannes, aber dennoch musste er einer höheren Loyalität folgen.

«Ich kann ebenso wenig gegen England kämpfen, wie Ihr eine Lanze gegen König Philippe führen würdet.»

D'Evecque tat den Einwand mit einem Schulterzucken ab. «Dann kämpft gegen die Vexilles.»

Doch Thomas konnte die Vexilles weder riechen noch hören, schmecken, berühren oder sehen. Er glaubte nicht, dass der König des Südens seine Tochter in den Norden schicken würde. Er glaubte nicht, dass der Heilige Gral an irgendeinem Zufluchtsort von Ketzern verborgen war. Er glaubte an die Kraft eines Eibenbogens, die Spannung einer Hanfsehne und die Macht eines weiß gefiederten Pfeils, um die Feinde des Königs zu töten. An Herren der Finsternis und Erzketzer zu denken hieß, mit dem Wahnsinn zu spielen, dem sein Vater zum Opfer gefallen war.

«Wenn ich den Mann finde, der meinen Vater getötet hat», sagte er ausweichend, «werde ich ihn töten.»

«Aber du willst nicht nach ihm suchen?»

«Wo soll ich denn suchen? Wo wollt Ihr suchen? Wenn die Vexilles tatsächlich noch existieren, und wenn sie wirklich Frankreich zerstören wollen, wo würden sie dann beginnen? In Englands Armee. Also werde ich dort nach ihnen suchen.» Die Antwort war nicht das, was d'Evecque hören wollte, aber er musste widerstrebend anerkennen, dass die Vexilles ihre Kräfte möglicherweise tatsächlich Edwards Armee anschließen würden.

In dieser Nacht quartierten sie sich in den verkohlten Überresten eines Bauernhofs ein. Sie setzten sich um ein kleines Feuer, auf dem sie die Keulen eines Wildschweins rösteten, das Thomas erlegt hatte. Die Soldaten behandelten Thomas mit Misstrauen. Immerhin war er einer jener verhassten englischen Bogenschützen, deren Pfeile sogar Plattenröcke durchdringen konnten. Wäre er nicht der Freund ihres Herrn gewesen, hätten sie ihm seine Sehnenfinger abgeschnitten, als Rache für die Schmerzen, die die weiß gefiederten Pfeile den französischen Reitern zugefügt hatten, doch so begegneten sie ihm mit distanzierter Neugier. Nach dem Essen bedeutete d'Evecque Eleanor und Thomas, ihn nach draußen zu begleiten. Sein Knappe hielt Wache, und d'Evecque führte sie außer Hörweite des jungen Mannes an das Ufer eines Baches. Dort blickte er Thomas mit seltsamer Förmlichkeit an. «Du willst uns also verlassen und für Edward von England kämpfen.»

«Ja.»

«Aber was wirst du tun, wenn du meinen Feind siehst, wenn du die Lanze siehst?»

«Ihn töten», sagte Thomas. Eleanor stand ein kleines Stück entfernt und verfolgte ihr Gespräch.

«Er wird nicht allein sein», warnte d’Evecque. «Und du versicherst mir, dass er auch dein Feind ist?»

«Ich schwöre es», erwiderte Thomas, verwirrt, dass die Frage überhaupt gestellt werden musste.

D’Evecque nahm Thomas’ rechte Hand. «Du hast doch sicher von Waffenbrüderschaft gehört?»

Thomas nickte. Männer von Stand schlossen häufig solch einen Pakt und schworen, einander im Kampf zu helfen und Beute untereinander zu teilen.

«Dann schwöre ich dir hiermit Waffenbrüderschaft», verkündete d’Evecque, «selbst wenn wir auf verschiedenen Seiten kämpfen werden.»

«Ich schwöre ebenfalls», sagte Thomas verlegen.

D’Evecque ließ seine Hand los. «So», sagte er zu Eleanor, «damit bin ich immerhin vor einem verdammten Bogenschützen sicher.» Er schwieg einen Moment, noch immer zu Eleanor gewandt. «Ich werde wieder heiraten und Kinder haben, und sie werden meine Erben sein. Du weißt, was das bedeutet, nicht wahr?»

Eleanor hatte den Kopf gesenkt. Sie blickte kurz zu ihrem Vater auf, dann wandte sie sich wieder ab. Sie sagte nichts.

«Und wenn ich mit Gottes Willen wieder Kinder habe, was bleibt dann für dich, Eleanor?»

Sie schüttelte leicht den Kopf, als wolle sie andeuten, dass die Frage sie nicht weiter interessierte. «Ich habe Euch nie um etwas gebeten.»

«Aber worum hättest du mich gern gebeten?»

Sie starrte auf den plätschernden Bach. «Um das, was Ihr mir gegeben habt», sagte sie nach einer Weile. «Freundlichkeit.»

«Sonst nichts?»

Sie zögerte. «Ich hätte Euch gerne Vater genannt.»

Diese Antwort schien d'Evecque aus dem Konzept zu bringen. Er blickte nach Norden. «Ihr seid beide Bastarde», sagte er schließlich, «und ich beneide euch darum.»

«Warum?», fragte Thomas.

«Eine Familie ist wie die Ufer eines Baches, sie hält einen an seinem Platz. Aber Bastarde gehen ihren eigenen Weg. Sie haben kein Gepäck und können gehen, wohin sie wollen.» Er runzelte die Stirn und warf einen Kieselstein ins Wasser. «Ich habe immer gedacht, dass ich dich an einen meiner Soldaten verheirate, Eleanor. Benoît hat um deine Hand angehalten, und Fossat ebenso. Und es ist höchste Zeit, dass du heiratest. Wie alt bist du? Fünfzehn?»

«Ja.»

«Du wirst verrotten, wenn du noch länger wartest», sagte d'Evecque brummig. «Also, wer soll es sein? Benoît? Fossat?» Er wartete einen Moment. «Oder wäre dir Thomas lieber?»

Eleanor sagte nichts, und Thomas schwieg ebenfalls verlegen.

«Willst du sie?», fragte d'Evecque grob.

«Ja.»

«Eleanor?»

Sie sah zu Thomas hinüber und dann wieder zum Bach. «Ja», sagte sie schlicht.

«Das Pferd, das Panzerhemd, das Schwert und das Geld sind die Mitgift meiner Tochter», sagte d'Evecque zu Thomas. «Pass auf sie auf, sonst wirst du wieder mein Feind.» Er wandte sich zum Gehen.

«Monsieur d'Evecque?», sagte Thomas. Der Franzose drehte sich noch einmal um. «Als Ihr nach Hookton kamt», fuhr Thomas fort, ohne selbst zu wissen, warum er diese Frage jetzt stellte, «habt Ihr ein dunkelhaariges Mädchen gefangen genommen. Sie war schwanger. Ihr Name war Jane.»

D'Evecque nickte. «Sie hat einen meiner Männer geheiratet. Dann ist sie bei der Geburt gestorben. Das Kind ebenfalls. Warum fragst du?» Er runzelte die Stirn. «War das Kind von dir?»

«Sie war eine Freundin», erwiderte Thomas ausweichend.

«Eine hübsche Freundin», sagte d'Evecque. «Daran erinnere ich mich noch. Und als sie starb, haben wir zwölf Messen für ihre englische Seele lesen lassen.»

«Danke.»

D'Evecque sah erst Thomas an, dann Eleanor. «Eine schöne Nacht, um unter den Sternen zu schlafen», sagte er. «Wir brechen bei Morgengrauen auf.» Dann ging er davon.

Thomas und Eleanor setzten sich an den Bach. Der Himmel war noch nicht ganz dunkel, sondern schimmerte verhalten wie eine Kerzenflamme hinter einer Hornscheibe. Ein Otter glitt durch das Wasser, sein Fell glänzte, wenn er an der Oberfläche auftauchte. Er hob den Kopf, sah kurz zu Thomas hinüber und tauchte unter. Einige silbrige Luftblasen stiegen aus der Dunkelheit auf.

Eleanor brach das Schweigen, indem sie die einzigen englischen Worte sagte, die sie beherrschte. «Ich bin die Frau eines Bogenschützen.»

Thomas lächelte. «Ja.»

Am nächsten Morgen ritten sie weiter, und am Abend sahen sie einen Rauchschleier am Horizont, ein Zeichen, dass die englische Armee nicht mehr weit sein konnte. Am darauf folgenden Morgen trennten sie sich.

«Ich weiß nicht, wie Ihr die elende Bande erreicht», sagte d’Evecque, «aber wenn alles vorbei ist, haltet nach mir Ausschau.»

Er umarmte Thomas, gab Eleanor einen Kuss und schwang sich in den Sattel. Sein Pferd trug eine lange blaue Schabracke, die mit gelben Falken verziert war. Er schob den rechten Fuß in den Steigbügel, nahm die Zügel auf und gab dem Pferd die Sporen.

Ein Pfad führte nordwärts durch eine Heide, die nach Thymian duftete und von blauen Schmetterlingen umschwirrt war. Thomas ritt, den Helm über den Sattelknauf gehängt und das Schwert an seiner Seite, auf den Rauch zu, und Eleanor folgte ihm, seinen Bogen um die Schultern geschlungen, denn sie war die Frau eines Bogenschützen. Von einem niedrigen Hügel blickten sie zurück, doch Guillaume d’Evecque hatte bereits eine halbe Meile nach Westen zurückgelegt und eilte, ohne sich umzusehen, auf die Oriflamme zu.

So ritten Thomas und Eleanor weiter.

Die Engländer marschierten nach Osten, immer weiter vom Meer weg, auf der Suche nach einer Stelle, an der sie die Seine überqueren konnten, doch alle Brücken waren entweder zerstört oder von einer Festung beschützt. Noch immer verwüsteten sie alles, was ihnen unter die Finger kam. Ihre *chevauchée* war zwanzig Meilen breit, und dahinter zog sich eine hundert Meilen lange verkohlte Spur. Jedes Haus wurde verbrannt, jede Mühle zertrümmert. Das französische Volk floh vor der Armee und nahm das Vieh und das frisch geerntete Getreide mit, sodass Edwards Männer immer weiter ausschwärmen mussten, um Nahrung zu finden. Hinter ihnen lag verbrannte Ödnis, vor ihnen lagen die gewaltigen Mauern von Paris. Einige Männer dachten, der König würde Paris angreifen, andere meinten, er würde seine Truppen nicht an diesen uneinnehmbaren Mauern vergeuden, sondern eine der stark befestigten Brücken angreifen, die sie ans Nordufer der Seine bringen würde. Tatsächlich versuchte die Armee, die Brücke bei Meulan einzunehmen, aber die Befestigungen an ihrem südlichen Ende waren zu massiv und die Armbrustschützen zu zahlreich, sodass der Angriff fehlschlug. Die Franzosen stellten sich mit entblößtem Hintern auf die Brustwehr, um die gescheiterten Engländer zu demütigen. Es hieß, der englische König habe im Vertrauen darauf, dass es ihm gelingen würde, den Fluss zu überqueren, Nachschub in den Hafen von Le Crotoy beordert, der weit im Norden lag, noch hinter der Somme. Doch selbst wenn der Nachschub wartete, war er unerreichbar, denn die Seine war wie eine Mauer, die die

Engländer in einem Gebiet festhielt, das sie selbst jeglicher Nahrung beraubt hatten. Die ersten Pferde begannen zu lahmen, und die Männer liefen barfuß, da ihre Stiefel vom langen Marsch zerschlissen waren.

Die Engländer näherten sich Paris und betraten den ausgedehnten Landstrich, der dem französischen König als Jagdgebiet diente. Sie nahmen Philippes Landhäuser ein, stahlen Wandbehänge und Geschirr und jagten das königliche Wild. Zu diesem Zeitpunkt sandte der französische König Edward eine formelle Aufforderung zum Kampf. Es entsprach der Etikette, und mit Gottes Hilfe würde damit die Verwüstung seiner Ländereien ein Ende finden. Philippe schickte einen Bischof zu den Engländern und ließ höflich verkünden, er werde mit seiner Armee südlich von Paris warten. Der englische König nahm das Angebot huldvoll an, und so durchquerte die französische Armee die Stadt und bezog in den Weinbergen bei Bourg-la-Reine Stellung. Sie würden die Engländer dort angreifen lassen, sodass die Bogenschützen und Soldaten gezwungen waren, unter dem Bolzenhagel der Armbrustschützen den Hügel zu erklimmen. Die Franzosen überlegten bereits, wie hoch die Lösegelder sein würden, die sie für ihre Gefangenen bekämen.

Die französische Armee wartete, doch kaum hatte Philippe seine Truppen in Stellung gebracht, machten die hinterhältigen Engländer kehrt und marschierten in die entgegengesetzte Richtung, nach Poissy, wo die Brücke über die Seine zerstört und die Stadt geräumt worden war. Nur ein paar armselige französische Fußsoldaten mit Äxten

und Speeren waren noch dort, um das Nordufer zu bewachen, aber sie konnten nichts tun, um den Schwarm von Bogenschützen, Tischlern und Maurern aufzuhalten, die Holzbalken aus den Dächern von Poissy herausrissen und damit auf den fünfzehn übrig gebliebenen Pfeilern eine neue Brücke bauten. Innerhalb von zwei Tagen war die Brücke fertig, und die Franzosen warteten noch immer zwischen den reifenden Trauben von Bourg-la-Reine auf den Beginn der verabredeten Schlacht, während die Engländer die Seine überquerten und sich auf den Weg nach Norden machten. Die Teufel waren der Falle entgangen und von neuem entfesselt.

Dort, in Poissy, stieß Thomas mit Eleanor an seiner Seite wieder zur Armee.

Und dort begannen, dank Gottes Entschluss, die harten Zeiten.

Eleanor war nicht wohl gewesen bei dem Gedanken, sich der englischen Armee anzuschließen. «Sie werden mich nicht mögen, weil ich Französin bin.»

«Die Armee ist voller Franzosen», hatte Thomas erwidert. «Gascogner, Bretonen, sogar ein paar Normannen, und die Hälfte der Frauen sind Französinnen.»

«Du meinst die Frauen der Bogenschützen?», hatte sie mit einem spöttischen Lächeln gefragt. «Aber das sind doch keine anständigen Frauen, oder?»

«Manche sind anständig, manche nicht. Aber ich werde dich zu meiner Ehefrau machen, und dann wird jeder wissen, dass du etwas Besonderes bist.»

Eleanor hatte sich nicht anmerken lassen, ob sie sich über diese Antwort freute, aber jetzt zogen sie gemeinsam durch die ramponierten Straßen von Poissy, und eine Nachhut englischer Bogenschützen rief ihnen zu, sie sollten sich beeilen. Die improvisierte Brücke sollte zerstört werden, und die Nachzügler wurden über die Planken gescheucht. Die Brücke hatte kein Geländer und war eilends aus irgendwelchen Holzstücken zusammengezimmert worden, die die Armee in der verlassenen Stadt gefunden hatte, und die Planken schwankten, knarzten und bogen sich, als Thomas und Eleanor ihre Pferde hinüberführten. Eleanors Zelter hatte solche Angst vor dem wackeligen Untergrund, dass er sich weigerte, auch nur einen Schritt zu tun, bis Thomas ihm die Augen verband. Dann bewegte er sich, noch immer zitternd, langsam und vorsichtig über die Planken, durch deren Lücken Thomas den Fluss sehen konnte. Sie waren unter den Letzten, die die Brücke

überquerten. Einige der Armeewagen waren in Poissy zurückgelassen worden, und man hatte die Ladung auf die Hunderte von Pferden verteilt, die südlich der Seine erbeutet worden waren.

Sobald die letzten Bummler auf dem anderen Ufer waren, begannen die Bogenschützen, die Planken in den Fluss zu werfen, damit ihnen niemand folgen konnte. Nun würden sie, so hoffte König Edward, in der weiten Ebene zwischen der Seine und der Somme neue Ländereien finden, die sie plündern konnten. Die drei Züge nahmen wieder die zwanzig Meilen breite Linie der *chevauchée* ein und machten sich auf den Weg nach Norden, schlugen jedoch ihr erstes Lager nicht weit vom Fluss auf.

Thomas hielt Ausschau nach den Truppen des Prince of Wales, während Eleanor sich bemühte, die schmutzigen, abgerissenen und sonnengebräunten Bogenschützen zu ignorieren, die eher Vagabunden glichen als Soldaten. Eigentlich sollten sie ihre Zelte aufbauen, doch sie zogen es vor, die Frauen zu beobachten und ihnen obszöne Bemerkungen zuzurufen. «Was sagen sie?», fragte Eleanor Thomas.

«Dass du das bezauberndste Wesen in ganz Frankreich bist», erwiderte er.

«Du lügst.» Sie zuckte zusammen, als ein Mann sie anbrüllte. «Haben die noch nie zuvor eine Frau gesehen?»

«Nicht so eine wie dich. Sie denken wahrscheinlich, du wärst eine Prinzessin.»

Sie schnaubte nur, doch sich fühlte sich geschmeichelt. Überall um sie herum waren Frauen. Sie sammelten

Feuerholz, während ihre Männer die Zelte aufbauten, und wie Eleanor bemerkte, sprachen die meisten von ihnen Französisch. «Nächstes Jahr wird es viele Kinder geben», sagte sie.

«Stimmt.»

«Gehen die Frauen mit nach England?»

«Einige vielleicht.» Thomas war sich nicht sicher. «Oder sie gehen zu den Truppen in der Gascogne.»

«Wenn ich dich heirate», fragte sie, «werde ich dann Engländerin?»

«Ja.»

Die Nacht brach herein, und überall auf den abgeernteten Feldern flammten Feuer auf, obwohl es kaum etwas zu kochen gab. Auf den Wiesen ringsum standen Dutzende von Pferden, und Thomas dachte daran, dass sie ihre eigenen Tiere noch versorgen mussten. Er hatte mehrere Soldaten gefragt, wo die Männer des Prince of Wales zu finden seien, aber einer hatte ihn nach Westen geschickt, ein anderer nach Osten, und so lenkte Thomas ihre müden Pferde schließlich in das nächste Dorf, weil er nicht wusste, wohin sie sonst gehen sollten. In dem Ort wimmelte es von Soldaten, aber Thomas und Eleanor fanden ein einigermaßen ruhiges Plätzchen in der Ecke eines Feldes. Thomas machte Feuer, während Eleanor, den schwarzen Bogen unübersehbar um die Schulter geschlungen, um anzuzeigen, dass sie zur Armee gehörte, die Pferde zum Tränken an einen Bach führte. Sie bereiteten ihre letzten Vorräte zu, dann legten sie sich eng umschlungen unter die Hecke und sahen zu, wie die Sterne über dem dunklen

Wald aufgingen. Vom Dorf klangen Frauenstimmen herüber, die ein französisches Lied sangen, und Eleanor summte leise mit.

«Das hat meine Mutter mir oft vorgesungen», sagte sie und riss ein paar Grashalme aus, um daraus ein schmales Armband zu flechten. «Ich war nicht sein einziger Bankert», sagte sie wehmütig. «Es gab noch mindestens zwei andere. Ein Mädchen, das gestorben ist, als es noch sehr klein war, und einen Jungen, der jetzt Soldat ist.»

«Du hast also einen Bruder.»

«Einen Halbbruder. Ich kenne ihn kaum. Er ist fortgegangen.» Sie legte das Armband um ihr Handgelenk. «Warum trägst du eine Hundepfote um den Hals?»

«Weil ich ein Dummkopf bin und mich über Gott lustig mache.» Genau so ist es, dachte er. Er zerrte an der Pfote, bis das Band riss, und schleuderte sie in die Dunkelheit. In Wirklichkeit glaubte er gar nicht an den heiligen Guinefort; es war einfach nur eine Marotte. Ein Hund würde ihm nicht helfen, die Lanze zurückzubekommen. Bei dem Gedanken an seine Aufgabe verzog er das Gesicht, denn diese Buße lastete ihm auf der Seele und auf dem Gewissen.

«Machst du dich wirklich über Gott lustig?», fragte Eleanor besorgt.

«Nein. Aber man verspottet doch die Dinge, vor denen man sich fürchtet.»

«Und du fürchtest Gott?»

«Natürlich», sagte Thomas. Dann erstarrte er, denn er hatte in der Hecke hinter sich ein Rascheln gehört, und

plötzlich spürte er eine kalte Klinge an seinem Hals. Sie fühlte sich sehr scharf an.

«Wir sollten den Kerl aufknüpfen», sagte eine Stimme, «und uns seine Kleine schnappen. Sie ist hübsch.»

«Stimmt, sie ist hübsch», erwiderte eine andere Stimme, «aber er ist ein elender Nichtsnutz.»

«Ihr Dreckskerle!» Thomas fuhr herum und blickte in zwei grinsende Gesichter. Es waren Jake und Sam. Im ersten Moment traute er seinen Augen nicht. «Was macht ihr denn hier?»

Jake hieb mit seiner Hellebarde auf die Zweige ein, schob sich aus der Hecke und lächelte Eleanor, wie er meinte, vertrauenerweckend zu, obwohl er mit seinem von Narben entstellten Gesicht und dem schielenden Blick eher wie eine Gestalt aus einem Albtraum aussah. «Charlie Blois hat eins auf die Nase gekriegt», sagte Jake, «deshalb hat Will uns hierher gebracht, um dem König von Frankreich ’ne Abreibung zu verpassen. Ist das deine Frau?»

«Nein, das ist die Königin von Saba», erwiderte Thomas.

«Und wie ich gehört hab, treibt’s die Gräfin mit dem Prinzen», sagte Jake grinsend. «Will hat dich vorhin schon gesehen, aber du hast nicht reagiert. Hattest die Nase zu weit in der Luft. Wir haben gehört, du wärst tot.»

«War ich auch fast.»

«Skeat will dich sehen.»

Der Gedanke an Will Skeat, Jake und Sam erleichterte Thomas sehr, denn diese Männer lebten in einer Welt, die meilenweit von düsteren Prophezeiungen, gestohlenen Lanzen und Herren der Finsternis entfernt war. Er sagte

Eleanor, die beiden seien seine Freunde, seine besten Freunde, und sie könne ihnen vertrauen, aber sie wirkte alles andere als beruhigt, als sie das spöttische Gejohle vernahm, das Thomas entgegenschlug, als sie das Wirtshaus des Dorfes betraten. Die Bogenschützen packten sich mit der Hand an die Kehle und schnitten Grimassen, um einen Gehenkten nachzuahmen, und Will Skeat schüttelte in gespielter Verzweiflung den Kopf.

«Bei den Eingeweiden Christi», sagte er, «sie können dich ja nicht mal vernünftig hängen.» Sein Blick fiel auf Eleanor. «Eine neue Gräfin?»

«Die Tochter von Guillaume d'Evecque, Ritter zu Wasser und zu Lande», stellte Thomas sie vor. «Sie heißt Eleanor.»

«Deine Frau?», fragte Skeat.

«Noch nicht, aber bald.»

«Bei allen Feuern der Hölle, du bist immer noch dumm wie eine Karotte! Diese Weiber heiratet man nicht, Tom, dafür sind sie nicht gedacht. Aber hässlich ist sie nicht.» Mit einer höflichen Geste machte er Eleanor Platz auf der Bank. «Es gab nicht viel Bier», fuhr er fort, «und wir haben schon alles getrunken.» Er blickte sich in dem Wirtshaus um. Es war vollkommen kahl, nicht einmal ein Kräuterbündel hing an der Decke. «Die Schweinehunde haben gründlich aufgeräumt, bevor sie abgehauen sind», sagte er missmutig. «Hier gibt's nicht mehr zu holen als in einer alten Hundehütte.»

«Was ist in der Bretagne passiert?», fragte Thomas.

Will zuckte die Achseln. «Hatte nichts mit uns zu tun. Herzog Charles ist mit seinen Männern in unser Gebiet

eingedrungen und hat Tommy Dugdale auf einem Hügel eingekreist. Sie waren dreitausend, und Tommy hatte nur dreihundert Mann bei sich, aber am Ende ist Herzog Charles abgehauen wie ein geölter Blitz. Pfeile, mein Junge, Pfeile.»

Thomas Dugdale hatte den Posten des Earl of Northampton in der Bretagne übernommen und war zwischen den englischen Festungen unterwegs, als die Armee des Herzogs ihn erwischte, aber seine Bogenschützen und Soldaten waren auf dem Hügel hinter einer dichten Hecke in Deckung gegangen und hatten den Feind in Grund und Bogen gestampft.

«Den ganzen Tag über haben sie gekämpft», sagte Skeat, «von morgens bis abends. Die Bastarde wollten ihre Lektion nicht lernen und haben immer wieder Männer auf den Hügel geschickt. Sie dachten, Tommy würden bald die Pfeile ausgehen, aber er war gerade mit einem ganzen Wagen Nachschub für die Festungen unterwegs, und so hatte er genug, um bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag zu schießen. Herzog Charles hat seine besten Männer verloren, unsere Festungen sind sicher, bis er sich eine neue Truppe zusammengestellt hat, und wir sind jetzt hier. Der Earl hat uns herbeordert. Bring mir fünfzig Bogenschützen, hat er gesagt, und das habe ich getan. Vater Hobbe ist natürlich auch mitgekommen. Wir sind nach Caen gesegelt und haben uns der Armee angeschlossen, als sie gerade die Stadt verließ. Und was zum Teufel ist mit dir passiert?»

Thomas erzählte ihm seine Geschichte. Skeat schüttelte den Kopf, als er hörte, wie Thomas gehängt werden sollte. «Sir Simon ist verschwunden», sagte er. «Wahrscheinlich kämpft er jetzt bei den Franzosen.»

«Verschwunden?»

«Ja. Deine Gräfin hat ihn sich geschnappt und bis auf die Knochen blamiert. Hab ich jedenfalls gehört.» Skeat grinste. «Du hast wirklich ein verfluchtes Glück. Weiß der Teufel, warum ich dir das hier aufgehoben habe.» Er stellte einen Tonkrug mit Bier auf den Tisch und wies dann mit dem Kopf auf den Bogen an Eleanors Schulter. «Kannst du mit dem Ding noch schießen? Ich meine, vielleicht hast du dich ja so lange bei den Adligen rumgetrieben, dass du nicht mehr weißt, wozu Gott dich auf die Erde geschickt hat.»

«Natürlich kann ich noch damit umgehen.»

«Dann reite doch einfach mit uns», meinte Skeat, gab jedoch zu, dass er nicht wusste, was die Armee vorhatte. «Mit mir redet ja keiner», schnaubte er, «aber es heißt, weiter oben im Norden ist noch ein Fluss, den wir überqueren müssen. Und je eher, desto besser, wenn ihr mich fragt, denn die Franzmänner haben alles eingepackt und mitgenommen. Hier ist nicht mal genug übrig, um eine Katze zu füttern.»

Das Land gab nichts mehr her, wie Thomas am nächsten Tag feststellte, als Will Skeats Männer langsam nach Norden zogen. Die Felder waren abgeerntet, aber das Korn lag nicht in den Scheunen, sondern war bereits für die französische Armee weggebracht worden, ebenso wie das

Vieh. Südlich der Seine hatten die Engländer sich Getreide von verlassenen Feldern geholt, und ihre Vorhut war schnell genug gewesen, um Tausende von Kühen, Schweinen und Ziegen einzufangen, aber hier war das Land von einer noch größeren Armee kahl gefegt worden, und deshalb drängte der König zur Eile. Er wollte, dass seine Männer den nächsten Fluss überquerten, die Somme, weil er hoffte, dass das Land dahinter noch nicht leer geräumt war und dass in Le Crotoy eine Flotte mit Nachschub wartete. Doch trotz seines königlichen Befehls bewegte sich die Armee nur quälend langsam vorwärts. Sie kam zu befestigten Städten, die Nahrung versprachen, und die Männer versuchten trotzig, ihre Mauern zu erstürmen. Einige nahmen sie ein, an anderen scheiterten sie, aber es dauerte alles seine Zeit – Zeit, die der König nicht hatte. Und während er sich bemühte, eine Armee zu disziplinieren, die mehr an Plünderung interessiert war als daran, vorwärtszukommen, führte der französische König seine Armee wieder über die Seine, durch Paris und nach Norden zur Somme.

Eine neue Falle war aufgestellt, und sie war noch tödlicher, denn die Engländer waren jetzt in einem Gebiet gefangen, in dem es nichts mehr zu essen gab. Schließlich erreichte Edwards Armee die Somme, musste jedoch feststellen, dass sie genauso blockiert war wie die Seine. Die Brücken waren zerstört oder von mächtigen Festungen bewacht, die zu stürmen Wochen gedauert hätte, und so viel Zeit hatten die Engländer nicht. Sie wurden täglich schwächer. Sie waren von der Normandie bis zum

Stadtrand von Paris marschiert, dann hatten sie die Seine überquert und einen Pfad der Zerstörung bis zum südlichen Ufer der Somme gezogen, und der lange Marsch hatte die Armee verschlissen. Hunderte von Männern liefen mittlerweile barfuß, während andere in den armseligen Resten ihrer Stiefel herumschlurften. Pferde hatten sie genug, aber ihnen fehlten Hufeisen und Nägel, und so führten die Männer die Tiere am Zügel, um ihre Hufe zu schonen.

Es gab Gras, um die Pferde zu füttern, aber kaum Getreide für die Menschen, sodass die Trupps, die für die Nahrungssuche zuständig waren, weite Strecken reiten mussten, um Dörfer zu finden, in denen die Bauern vielleicht einen Teil ihrer Ernte versteckt hatten. Der Gegner wurde allmählich kühner, und es kam an den Rändern der Armee immer häufiger zu Gefechten, da die Franzosen spürten, dass die Engländer verwundbarer wurden. Die Männer aßen unreife Früchte, wovon sie Magenschmerzen und Durchfall bekamen. Manche meinten, ihnen bliebe nichts anderes übrig, als den ganzen Weg in die Normandie zurückzulaufen, aber anderen war klar, dass die Armee auseinanderfallen würde, lange bevor sie den Schutz der normannischen Häfen erreichten. Sie mussten die Somme überqueren und zu den englischen Festungen in Flandern marschieren, aber die Brücken waren zerstört oder bewacht, und jedes Mal, wenn die Truppen auf der Suche nach einer Furt durch ödes Marschland streiften, wartete der Feind bereits am anderen Ufer. Zweimal versuchten sie, den Durchgang zu

erzwingen, aber beide Male gelang es den Franzosen, die Bogenschützen im Fluss von ihrer höher gelegenen, trockenen Stellung am gegenüberliegenden Ufer mit Massen von Armbrüsten abzuschießen. Also zogen die Engländer sich zurück und marschierten nach Westen, immer weiter auf die Mündung zu, und jeder Schritt verminderte die Möglichkeiten einer Durchquerung, da der Fluss immer breiter und tiefer wurde. Acht Tage zogen sie am Ufer entlang, acht Tage, in denen der Hunger und die Entmutigung immer größer wurden.

«Spart eure Pfeile auf», warnte Will Skeat seine Männer eines Spätnachmittags besorgt, als sie neben einem kleinen, verlassenen Dorf ihr Lager aufschlugen. Der Ort war ebenso leer gefegt wie alle anderen, durch die sie seit der Überquerung der Seine gekommen waren. «Wir werden jeden einzelnen Pfeil, den wir haben, brauchen, falls es zum Kampf kommt. Und wir haben weiß Gott keinen zu verschenken.»

Eine Stunde später, als Thomas eine Hecke nach Brombeeren absuchte, rief von oben eine Stimme nach ihm. «Thomas! Beweg deine elenden Knochen hier rauf!»

Als er sich umwandte, erblickte er Will Skeat auf dem Turm der kleinen Dorfkirche. Er lief hinüber, kletterte die Leiter hinauf – vorbei an einem Holzbalken, an dem einst die Glocke gehangen hatte, doch selbst die hatten die Dorfleute mitgenommen, damit die Engländer sie nicht stehlen konnten – und stemmte sich durch die Luke auf das flache Dach des Turms, auf dem sich ein halbes Dutzend

Männer drängte, unter ihnen der Earl of Northampton, der Thomas mit spöttischem Lächeln begrüßte.

«Ich dachte, sie hätten dich gehenkt!»

«Ich habe überlebt, Mylord», sagte Thomas grimmig.

Der Earl zögerte und erwog kurz, ihn zu fragen, ob sein Henker Sir Simon Jekyll gewesen war, doch es war sinnlos, diese Fehde weiterzuführen. Sir Simon war geflohen, und damit war seine Abmachung mit dem Earl null und nichtig. «Einen Teufelsbalg bringt keiner um, was?», sagte er grinsend. Dann deutete er nach Osten, und in dem Zwielicht erblickte Thomas eine marschierende Armee.

Sie war weit weg, auf der anderen Seite des Flusses, der hier von breiten Schilfgürteln gesäumt war, dennoch konnte Thomas sehen, dass die Kolonnen von Reitern, Wagen, Fußsoldaten und Armbrustschützen sämtliche Straßen und Wege des anderen Ufers ausfüllten. Die Armee näherte sich einer befestigten Stadt – Abbeville, wie der Earl sagte –, an der eine Brücke über den Fluss führte. Als Thomas die schwarzen Linien auf die Brücke zusteuern sah, war ihm, als hätten die Pforten der Hölle sich aufgetan und eine gewaltige Horde von Lanzen, Schwertern und Armbrüsten ausgespien. Dann erinnerte er sich, dass Guillaume d’Evecque dort drüben war, bekreuzigte sich und sprach ein lautloses Gebet, dass Eleanors Vater überleben möge.

«Süßer Jesus», sagte Will Skeat, der Thomas’ Geste als Furcht interpretierte, «die müssen ja mächtig versessen auf unsere Seelen sein.»

«Sie wissen, dass wir erschöpft sind», sagte der Earl, «dass uns bald die Pfeile ausgehen und dass sie mehr Männer haben als wir. Viel mehr.» Er wandte sich nach Westen. «Und wir sitzen so gut wie in der Falle.» Wieder streckte er die Hand aus, und Thomas sah den grauen Schimmer des Meeres. «Sie haben uns. Sie werden bei Abbeville den Fluss überqueren und morgen angreifen.»

«Dann werden wir eben kämpfen», knurrte Will Skeat.

«Auf diesem Boden, Will?», fragte der Earl. Das Land war flach, ideal für Kavallerie, und es gab kaum Hecken oder Gehölze, in denen Bogenschützen Deckung fanden. «Und gegen so viele?» Er starrte hinüber zu der feindlichen Armee. «Sie sind uns überlegen, Will. Bei Gott, sie sind uns überlegen.» Er zuckte die Achseln. «Zeit weiterzuziehen.»

«Wohin denn?», fragte Skeat. «Warum bleiben wir nicht hier und bieten ihnen die Stirn?»

«Nach Süden?» Der Earl klang unsicher. «Vielleicht können wir die Seine erneut überqueren und von der Normandie mit Schiffen nach Hause fahren? Über die Somme kommen wir jedenfalls nicht.» Er schirmte die Augen mit der Hand ab und starrte auf den Fluss. «Jesus, Maria und Josef», fluchte er. «Warum zum Teufel gibt es keine Furt? Wir hätten die Bastarde bis zu unseren Festungen in Flandern jagen und Philippe wie einen verdammten Trottel auflaufen lassen können.»

«Und nicht gegen ihn kämpfen?», fragte Thomas schockiert.

Der Earl schüttelte den Kopf. «Wir haben ihn gedemütigt. Wir haben ihn bis aufs Hemd ausgeraubt. Wir sind durch

sein Königreich marschiert und haben es in Schutt und Asche gelegt, warum sollen wir da noch gegen ihn kämpfen? Er hat ein Vermögen dafür ausgegeben, Ritter und Armbrustschützen anzuwerben, also warum sollen wir ihn nicht auf dieser Ausgabe sitzenlassen? Und dann kommen wir nächstes Jahr wieder und machen dasselbe noch mal.» Er starrte auf die französische Armee. «Es sei denn, wir schaffen es nicht, ihm zu entkommen.» Mit diesen grimmigen Worten verschwand er, gefolgt von seinen Männern, durch die Luke und ließ Skeat und Thomas allein zurück.

«In Wirklichkeit wollen sie deshalb nicht kämpfen», sagte Skeat säuerlich, als der Earl außer Hörweite war, «weil sie Angst haben, gefangen genommen zu werden. So ein Lösegeld kann im Handumdrehen das gesamte Vermögen einer Familie verschlingen.» Er spuckte über die Brüstung des Turms, dann zog er Thomas zur Nordseite. «Aber der eigentliche Grund, warum ich dich hier raufgeholt habe, Tom, ist, dass deine Augen besser sind als meine. Kannst du da drüben ein Dorf sehen?» Er zeigte nach Norden.

Es dauerte einen Moment, aber schließlich erblickte er zwischen dem Schilf eine Ansammlung niedriger Dächer. «Ein verdammt armseliges Dorf», grummelte er.

«Aber trotzdem ein Ort, den wir noch nicht nach Nahrung abgesucht haben», meinte Skeat. «Und da wir hier in der Marsch sind, haben sie vielleicht ein paar geräucherte Aale. Ich mag Räucheraal, verdammt gern sogar. Lieber jedenfalls als saure Äpfel und Brennnesselsuppe. Du kannst rüberlaufen und nachsehen.»

«Heute Abend?»

«Nein, ich dachte eher an nächste Woche», sagte Skeat und ging zur Dachluke. «Oder nächstes Jahr. Natürlich heute Abend, du Schwachkopf. Beeil dich.»

Thomas nahm zwanzig Bogenschützen mit. Keiner von ihnen wollte gehen, denn es war schon spät, und sie hatten Angst, dass auf dem Pfad, der sich endlos durch die Dünen und das Schilf am Ufer der Somme wand, französische Patrouillen warteten. Es war ein ödes Land. Vögel flogen aus dem Schilf auf, als die Pferde vorsichtig über den Pfad schritten, der an einigen Stellen so niedrig war, dass man Planken aus Ulmenholz verlegt hatte, um nicht in dem grünlichen Schlamm zu versinken. Überall um sie herum gluckerte und schmatzte das Wasser.

«Die Ebbe hat eingesetzt», bemerkte Jake.

Thomas konnte das Salzwasser riechen. Sie waren so nah am Meer, dass die Gezeiten durch das Gewirr aus Schilf und Marschgras strömten, doch an einigen Stellen wurde der Weg fester und lief über große Sandflächen, auf denen harte, ausgeblichene Gräser wuchsen. Im Winter musste dies ein gottverlassener Ort sein, dachte Thomas, wenn der eisige Wind die Schaumflocken über die gefrorene Marsch trieb.

Es war fast dunkel, als sie bei dem Dorf ankamen, das lediglich aus einem Dutzend armseliger, verlassener Hütten mit Reetdach bestand. Die Bewohner waren offenbar erst kurz vor der Ankunft von Thomas’ Trupp geflohen, denn in den kleinen steinernen Kaminen brannte noch Feuer.

«Sucht nach Nahrung», wies Thomas sie an, «vor allem nach geräucherten Aalen.»

«Es wär einfacher, die verfluchten Aale zu fangen und sie selbst zu räuchern», grummelte Jake.

«Nun macht schon», befahl Thomas und ging zum Ende des Dorfes, wo eine kleine hölzerne Kirche stand, die der Wind ganz schief geweht hatte. Es war kaum mehr als eine Scheune – vielleicht ein Schrein für einen Heiligen dieses elenden Marschlandes –, aber Thomas hoffte, dass das Holzgebäude sein Gewicht noch verkraften würde, und schwang sich von seinem Pferd auf das mit Moos überzogene Dach und kletterte bis zum First, wo er sich am Giebelkreuz festhielt.

In der Marsch schien sich nichts zu rühren, aber er konnte die Rauchfahnen von den Lagerfeuern der Franzosen erkennen, die nördlich von Abbeville in den verblassenden Himmel aufstiegen. Morgen, dachte er, würden die Franzosen die Brücke überqueren und durch die Tore von Abbeville strömen, um die englische Armee anzugreifen. Deren Feuer brannten im Süden, und die Anzahl der Rauchfahnen zeigte, wie viel größer die französische Armee war.

Jake tauchte mit einem Sack in der Hand aus einer der Hütten auf.

«Was ist da drin?», rief Thomas.

«Getreide!» Jake hob den Sack hoch. «Aber feucht. Das verfluchte Zeug keimt schon.»

«Keine Aale?»

«Natürlich nicht», schnaubte Jake. «Kein verdammter Aal ist blöd genug, sich in so ein Kaff zu verirren.»

Thomas grinste und wandte den Blick zum Meer, das wie eine blutrote Schwertklinge im Westen lag. Ein einziges Segel hob sich als kleiner weißer Fleck vom wolkenverhangenen Horizont ab. Möwen kreisten über dem Fluss, der sich hier breit und ausufernd zum Meer hin öffnete, unterbrochen von Schilfdickichten und Sandbänken. Die Landschaft war so verschlungen, dass man kaum zwischen Fluss und Marsch unterscheiden konnte. Dann stutzte Thomas. Warum tauchten die Möwen immer wieder kreischend nach unten? Er starrte hinüber und erblickte am anderen Ufer etwas, das wie eine kleine Viehherde aussah. Er holte schon Luft, um Jake die Neuigkeit zuzurufen, da sah er, dass Menschen bei dem Vieh waren. Männer und Frauen, etwa zwanzig von ihnen. Verdutzt spähte er wieder hinüber, als ihm plötzlich aufging, dass es die Bewohner des Dorfes sein mussten. Wahrscheinlich hatten sie die englischen Bogenschützen kommen sehen und waren mitsamt ihrem Vieh geflohen, aber wohin? In die Marsch? Kein dummer Gedanke, denn dort gab es bestimmt eine ganze Menge verborgener Wege, auf denen sie sich verstecken konnten. Aber warum waren sie auf die Sandbank gegangen, wo Thomas sie sehen konnte? Dann sah er, dass sie nicht versuchten, sich zu verstecken, sondern auf der Flucht waren, denn die Dorfbewohner wateten jetzt durch den breiten Fluss zum anderen Ufer.

Gütiger Jesus – da war eine Furt! Er starrte hinüber und wagte kaum, seinen Augen zu trauen, aber die Menschen schoben sich Schritt für Schritt durch das Wasser und zogen ihre Kühe hinter sich her. Es war eine tiefe Furt, die vermutlich nur bei Ebbe durchquert werden konnte, aber sie war da. «Jake!», brüllte er. «Jake!»

Jake kam zur Kirche gelaufen, und Thomas beugte sich weit hinunter, um ihn auf das halb verrottete Dach zu ziehen. Das Gebäude schwankte bedrohlich unter ihrem Gewicht, als Jake auf den First kletterte, sich an dem verblichenen Holzkreuz festhielt und in die Richtung blickte, die Thomas ihm wies.

«Allmächtiger», sagte er, «da ist eine verdammte Furt!»

«Und da sind jede Menge Franzosen», ergänzte Thomas, denn am anderen Ufer des Flusses, wo sich fester Boden aus dem sumpfigen Schilf erhob, standen jetzt Männer in grauen Kettenhemden. Sie mussten gerade erst angekommen sein, denn sonst hätte Thomas sie schon eher gesehen, und zwischen den dunklen Bäumen, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, glommen die ersten Feuer auf. Ihre Anwesenheit bezeugte, dass die Franzosen von der Existenz der Furt wussten und die Engländer daran hindern wollten, sie zu durchqueren, aber das brauchte ihn jetzt nicht zu kümmern. Seine Pflicht bestand nur darin, der Armee Bescheid zu sagen, dass es möglicherweise einen Ausweg aus der Falle gab.

Thomas rutschte das Dach hinunter und sprang auf den Boden. «Du reitest zurück zu Will», befahl er Jake, «und sagst ihm, dass es hier eine Furt gibt. Und sag ihm, ich

werde eine Hütte nach der anderen in Brand setzen, um ihm ein Leuchtzeichen zu geben.» Bald würde es ganz dunkel sein, und ohne ein solches Signal würde niemand das Dorf finden.

Jake nahm sechs Männer und ritt zurück nach Süden. Thomas wartete. Immer wieder kletterte er auf das Kirchendach und blickte hinüber zum anderen Ufer, und jedes Mal meinte er mehr Feuer zwischen den Bäumen zu sehen. Vermutlich hatten die Franzosen dort eine mächtige Truppe postiert, und das war auch kein Wunder, denn dies war der letzte Fluchtweg für die Engländer. Dennoch brannte Thomas die Hütten nacheinander ab, um seiner Armee zu zeigen, wo dieser Fluchtweg lag.

Die Flammen brausten gen Himmel, und Funken sprühten über die Marsch. In einer der Hütten hatten die Bogenschützen ein wenig getrockneten Fisch gefunden, und das war, zusammen mit brackigem Wasser, ihr Abendbrot. Sie waren gedrückter Stimmung, was nicht weiter verwunderlich war.

«Wir hätten in der Bretagne bleiben sollen», sagte einer der Männer.

«Sie werden uns in die Enge treiben», meinte ein anderer. Er hatte sich aus einem trockenen Schilfrohr eine Flöte geschnitzt und blies eine melancholische Weise.

«Wir haben Pfeile», sagte ein dritter.

«Genug, um alle diese Schweinehunde zu töten?»

«Es müssen genug sein.»

Der Flötenspieler blies noch ein paar leise Töne, dann verlor er die Lust und warf das Instrument in das nächste

Feuer. Thomas, der allmählich die Geduld verlor, schlenderte erneut zur Kirche, doch anstatt auf das Dach zu klettern, stieß er die wacklige Tür auf und öffnete die Läden eines der Fenster, um den Lichtschein des Feuers hereinzulassen. Dann sah er, dass es keine richtige Kirche war, sondern ein Schrein für Fischer. Es gab einen Altar aus verblichenem Treibholz, der auf zwei zerborstenen Fässern aufgebaut war, und auf dem Altar lag eine derbe, puppenartige Figur, die mit weißen Stoffstreifen umwickelt war und eine Krone aus getrockneten Algen trug. Die Fischer in Hookton hatten auch manchmal solche Schreine gebaut, vor allem wenn ein Boot auf See verschollen war, und Thomas' Vater hatte sie immer gehasst. Einen von ihnen hatte er bis auf den Boden abgebrannt, weil er ihn als Ort der Götzenanbetung verdammte, aber Thomas verstand, dass die Fischer diese Schreine brauchten. Das Meer war grausam, und vielleicht stellte die Puppe – er nahm an, dass es eine Frau sein sollte – eine Heilige aus dieser Gegend dar. Frauen, deren Männer für lange Zeit auf See waren, konnten hierher kommen und zu der Heiligen beten, dass das Schiff zurückkam.

Das Dach des Schreins war niedrig, und es war bequemer zu knien. Thomas sprach ein Gebet. Lass mich leben, betete er, lass mich leben, und dann musste er plötzlich an die Lanze denken, an Bruder Germain und Guillaume d'Evecque und ihre Angst, dass sich im Süden unter den Herren der Finsternis neues Übel zusammenbraute. Das geht dich nichts an, sagte er sich. Es ist Aberglaube. Die Katharer sind tot, in den Feuern der Kirchen verbrannt und

zur Hölle hinabgestiegen. Nimm dich vor Verrückten in Acht, hatte sein Vater ihn ermahnt, und wer sollte das besser beurteilen können als er? Aber war er ein Vexille? Er senkte den Kopf und betete, Gott möge ihn vor dem Wahnsinn bewahren.

«Na, worum betest du denn diesmal?», fragte plötzlich eine Stimme.

Thomas zuckte zusammen, und als er sich umwandte, erblickte er Vater Hobbe, der grinsend im niedrigen Türrahmen stand. Er hatte in den vergangenen Tagen ein paar Mal mit dem Priester geplaudert, war jedoch nie mit ihm allein gewesen. Er war sich auch gar nicht sicher, ob er das überhaupt wollte, denn Vater Hobbes Anwesenheit weckte jedes Mal Gewissensbisse.

«Ich bete um mehr Pfeile, Vater.»

«Wenn es Gott gefällt, wird dein Gebet erhört», sagte Vater Hobbe und setzte sich auf den Lehmboden der kleinen Kirche. «Es war verteufelt schwer, durch den Sumpf hierherzufinden, aber ich wollte mit dir reden. Ich habe das Gefühl, du gehst mir aus dem Weg.»

«Aber Vater!»

«Nun bist du also wieder da, und noch dazu mit einem hübschen Mädchen! Ich sage dir, Thomas, selbst wenn sie dich zwingen würden, den Arsch eines Leprakranken zu lecken, würde er für dich nach Honig schmecken. Du hast einen Schutzengel. Sie können dich ja nicht mal hängen!»

«Doch», sagte Thomas, «nur nicht richtig.»

«Dem Himmel sei Dank», sagte der Priester schmunzelnd. «Und was macht die Buße?»

«Ich habe die Lanze noch nicht gefunden», erwiderte Thomas knapp.

«Hast du überhaupt danach gesucht?» Vater Hobbe nahm einen kleinen Brotlaib aus seinem Beutel, brach ihn durch und warf Thomas die eine Hälfte zu. «Frag nicht, woher ich es habe, aber gestohlen ist es nicht. Vergiss nicht, Thomas, du kannst an einer Buße scheitern und dennoch Vergebung erlangen, wenn du dich wirklich bemühst.»

Thomas zog eine Grimasse, weil er auf einen winzigen Steinsplitter gebissen hatte. Er spuckte ihn aus. «Meine Seele ist nicht so schwarz, wie Ihr es darstellt.»

«Woher willst du das wissen? Alle unsere Seelen sind schwarz.»

«Ich habe mich bemüht», sagte Thomas und berichtete ihm die ganze Geschichte, wie er in Caen das Haus von Guillaume d'Evecque aufgespürt hatte und dort als Gast aufgenommen worden war, wie Bruder Germain ihm von den Vexilles, den Katharern und den Prophezeiungen des heiligen Daniel erzählt hatte und was Mordecai ihm geraten hatte.

Als Thomas von Mordecai sprach, bekreuzigte sich Vater Hobbe. «Einem solchen Mann darfst du nicht vertrauen», sagte er streng. «Mag sein, dass er ein guter Arzt ist, aber die Juden sind von jeher die Feinde Christi gewesen. Wenn er jemandes Seite vertritt, dann kann es nur die des Teufels sein.»

«Er ist ein guter Mann», widersprach Thomas.

«Thomas! Thomas!», seufzte Vater Hobbe traurig, dann runzelte er die Stirn. «Ich habe gehört, dass die Ketzerei

der Katharer noch immer existiert.»
«Aber sie kann doch Frankreich und der Kirche nicht gefährlich werden!»
«Wie willst du das wissen? Sie hat ihren Arm bis über das Meer ausgestreckt, um die Lanze deines Vaters zu stehlen, und wie du mir selbst gerade gesagt hast, hat sie auch in Frankreich zugeschlagen und d'Evecques Familie getötet. Der Teufel spinnt seine Fäden im Dunkeln, Thomas.»
«Das war noch gar nicht alles», sagte Thomas und erzählte ihm, dass die Katharer angeblich im Besitz des Heiligen Grals waren. Das Licht der brennenden Hütten flackerte und verlieh der algengekrönten Figur auf dem Altar ein bedrohliches Aussehen. «Aber ich glaube diese ganze Geschichte nicht», schloss Thomas.
«Und warum nicht?»
«Weil ich, wenn das alles wahr ist, nicht Thomas von Hookton bin, sondern Thomas Vexille. Ich bin kein Engländer, sondern halber Franzose. Und ich bin kein Bogenschütze, sondern ein Adliger.»
«Es wird noch schlimmer», sagte Vater Hobbe lächelnd. «Es würde bedeuten, dass du eine Aufgabe hast.»
«Das sind doch bloß Phantasien», schnaubte Thomas verächtlich. «Gebt mir eine andere Buße, Vater. Ich begebe mich für Euch auf Pilgerreise, ich krieche auf meinen Knien bis nach Canterbury, wenn Ihr es verlangt.»
«Ich verlange nichts von dir, Thomas, sondern Gott.»
«Dann sagt Gott, er soll sich jemand anders suchen.»
«Für gewöhnlich erteile ich dem Allmächigen keine Ratschläge», sagte Vater Hobbe, «wenngleich ich Seine

durchaus beherzige. Du glaubst nicht an den Gral?»

«Seit tausend Jahren suchen Männer danach, und niemand hat ihn je gefunden. Es sei denn, das Ding in Genua ist echt.»

Vater Hobbe lehnte den Kopf gegen die Lehmwand. «Nach allem, was ich gehört habe», sagte er leise, «ist der Gral aus ganz gewöhnlichem Ton gemacht. Ein einfacher Bauernkelch, wie ihn meine Mutter benutzt hat, Gott hab sie selig. Sie konnte sich nur dieses eine gute Gefäß leisten, und ich ungeschickter Trottel habe es eines Tages zerbrochen. Aber der Gral ist angeblich unzerbrechlich. Man könnte ihn in eine der Kanonen stopfen, die in Caen so ein amüsantes Schauspiel boten, und er würde nicht zerschellen, selbst wenn er gegen die Mauer einer Festung schlüge. Und wenn man Brot und Wein, Leib und Blut der Kommunion, in dieses einfache Tongefäß füllt, verwandelt es sich zu Gold. Pures, schimmerndes Gold. Das ist der Gral, und es gibt ihn, so wahr mir Gott helfe.»

«Ihr wollt also, dass ich auf der Suche nach einem Tongefäß die Welt durchstreife?», fragte Thomas.

«Gott will es, und aus gutem Grunde.» Vater Hobbe blickte traurig drein. «Überall gibt es Ketzerei, Thomas. Die Kirche ist belagert. Die Bischöfe und Kardinäle und Äbte sind von Reichtum verdorben, die Dorfpriester verharren in Unwissenheit, und der Teufel braut sein Unheil. Doch ein paar von uns, einige wenige, glauben daran, dass die Kirche erneuert werden, dass sie wieder in Gottes Glanz erstrahlen kann. Ich glaube, dass der Gral das schaffen kann. Und ich glaube, dass Gott dich erwählt hat.»

«Vater!»
«Und mich vielleicht auch», fuhr Vater Hobbe unbeirrt fort. «Wenn dies alles vorbei ist», er machte eine Armbewegung, die die Armee und ihre schwierige Lage umfasste, «werde ich mich dir vielleicht anschließen. Wir werden gemeinsam deine Familie suchen.»
«Ihr?», fragte Thomas. «Warum?»
«Weil Gott ruft», sagte Vater Hobbe schlicht, dann wies er mit dem Kopf zur Tür. «Du musst gehen, Thomas. Ich werde für dich beten.»
Thomas musste in der Tat gehen, denn draußen erklangen Hufgetrappel und laute Männerstimmen. Thomas schnappte sich seinen Bogen und duckte sich unter dem Eingang hindurch. Ein Trupp Soldaten war im Dorf angekommen. Ihre Schilde trugen das Wappen des Earl of Northampton, und ihr Hauptmann wollte wissen, wer der Anführer der Bogenschützen war.
«Ich», sagte Thomas.
«Wo ist diese Furt?»
Thomas bastelte sich aus einem Bündel Reet und einem Holzstab eine Fackel und führte sie durch die Marsch zu der Furt, die ein gutes Stück entfernt war. Nach einiger Zeit erlosch die Flamme, aber er war bereits nah genug, um die Stelle zu finden, an der er das Vieh entdeckt hatte. Das Wasser stieg mittlerweile wieder an, und die Sandbank, auf der die Reiter standen, wurde zusehends kleiner.
«Ihr könnt sehen, wo das andere Ufer beginnt», sagte Thomas zu den Soldaten und deutete hinüber zu den

Lagerfeuern der Franzosen, die etwa eine Meile entfernt waren.

«Die Mistkerle warten schon auf uns?»

«Und es sind verdammt viele.»

«Wir gehen trotzdem rüber», sagte der Hauptmann. «Der König hat es beschlossen, und wir brechen auf, sobald die Ebbe wieder einsetzt.» Er drehte sich zu seinen Männern um. «Absitzen. Sucht den Weg und markiert ihn.» Er wies auf ein paar gestutzte Weiden. «Schneidet Äste ab und benutzt sie als Wegweiser.»

Thomas tastete sich zurück zum Dorf, wobei er streckenweise bis zum Bauch im Wasser stand. Die Flut brachte einen feinen Nebel mit, und ohne die brennenden Hütten hätte er sich leicht verirren können.

Bei seiner Rückkehr tummelte sich in dem Dorf, das auf dem höchsten Landstrich der gesamten Marsch errichtet war, ein ganzer Schwarm von Reitern. Bogenschützen und Soldaten hatten sich dort versammelt, und einige von ihnen hatten bereits den Schrein abgerissen, um aus dem Holz Feuer zu machen.

Will Skeat war mit dem Rest seiner Bogenschützen gekommen. «Die Frauen sind beim Tross», sagte er zu Thomas. «Fürchterliches Durcheinander, dahinten. Sie hoffen, dass sie morgen früh alle rüberkriegen.»

«Das wird nicht ohne Kampf gehen», sagte Thomas.

«Immer noch besser, als ein paar Stunden später die ganze Armee am Hals zu haben. Hast du Aale gefunden?»

«Ja, aber die haben wir schon verputzt.»

Skeat grinste und wandte sich um, als jemand seinen Namen rief. Es war der Earl of Northampton; die Schabracke seines Pferdes war bis zum Sattel mit Schlamm bespritzt.

«Gut gemacht, Will!»

«War nicht ich, Mylord, sondern der clevere Bastard hier.» Skeat wies mit dem Daumen auf Thomas.

«Das Hängen scheint dir gutgetan zu haben», sagte der Earl schmunzelnd. Er sah zu, wie ein Trupp Soldaten den Dünenkamm des Dorfes erklomm. «Haltet euch bereit, bei Morgengrauen aufzubrechen, Will. Wir gehen rüber, sobald die Ebbe einsetzt. Ich will deine Jungs vorne haben. Lasst eure Pferde hier; ich stelle ein paar zuverlässige Männer ab, um sie zu bewachen.»

In dieser Nacht gab es nur wenig Schlaf, obwohl Thomas kurz eindöste, während er auf dem Sand lag und auf die Dämmerung wartete, die schließlich mit fahlem, verhangenem Licht anbrach. Die Weidenbäume tauchten düster aus dem Dunst auf, als die Soldaten sich an den Uferrand hockten und zur anderen Seite hinüberstarrten, wo der Nebel noch durch den Rauch der feindlichen Lagerfeuer verstärkt wurde. Der Fluss strömte rauschend zur Mündung, beschleunigt durch die einsetzende Ebbe, doch noch stand das Wasser zu hoch, um ihn zu durchqueren.

Auf der Sandbank an der Furt drängten sich Will Skeat und John Armstrong mit ihren je fünfzig Bogenschützen, außerdem die gleiche Anzahl Soldaten unter der Führung des Earl of Northampton, dem die Leitung der

Durchquerung übertragen worden war. Eigentlich hatte der Prince of Wales die Leitung des Gefechts übernehmen wollen, doch sein Vater hatte es ihm verboten. Der Earl hatte die Verantwortung bekommen, weil er wesentlich mehr Erfahrung besaß, doch er war alles andere als glücklich darüber. Er hätte gerne mehr Männer gehabt, aber auf der Sandbank war kein Platz mehr, und der Weg durch das Marschland war schmal und gefährlich, sodass es nicht leicht sein würde, Verstärkung nach vorn zu bringen.

«Ihr wisst, was ihr zu tun habt», sagte der Earl zu Skeat und Armstrong.

«Ja, Mylord.»

Die Zeit schien sich endlos hinzuziehen, und die Engländer konnten nichts weiter tun, als durch den sich allmählich auflösenden Dunst zum Feind hinüberzuschauen, der am anderen Ende der Furt seine Kampflinien in Stellung brachte. Dank des sinkenden Wasserpegels konnten weitere Männer auf die Sandbank nachrücken, aber dennoch war die Truppe des Earls jämmerlich klein – höchstens zweihundert Mann –, während die Franzosen allein die doppelte Zahl von Soldaten besaßen. Thomas zählte sie, so gut er konnte, mit Hilfe der Methode, die Will Skeat ihm beigebracht hatte: Teile den Feind durch zwei und dann noch einmal durch zwei, dann zähle die kleine Einheit und rechne sie mal vier. Er wünschte sofort, er hätte es nicht getan, denn es waren so viele; abgesehen von den Berittenen gab es noch fünf- oder sechshundert Fußsoldaten, die wahrscheinlich in dem Gebiet nördlich von Abbeville ausgehoben worden waren.

Sie stellten keine ernsthafte Bedrohung dar, da sie wie die meisten Fußsoldaten vermutlich schlecht ausgebildet und nur mit alten Waffen und landwirtschaftlichen Geräten ausgerüstet waren, aber trotzdem konnten sie den Männern des Earls Schwierigkeiten bereiten, falls es nicht gut lief. Der einzige Trost, den Thomas in der trüben Morgendämmerung finden konnte, war, dass die Franzosen offenbar nur sehr wenige Armbrustschützen hatten, aber wozu brauchten sie die auch, bei so vielen Soldaten? Und die mächtige Truppe, die sich jetzt am Nordufer des Flusses versammelte, würde in dem Wissen kämpfen, dass ihr Feind, wenn sie seinen Angriff zurückschlug, in der Falle saß und dann von der französischen Hauptarmee vernichtet werden konnte.

Zwei Lastpferde brachten Bündel mit kostbaren Pfeilen, die unter den Bogenschützen verteilt wurden. «Vergesst die verdammten Bauern», befahl Skeat seinen Männern. «Tötet die Soldaten. Ich will, dass die Mistkerle nach ihren verfluchten Hurenmüttern schreien!»

«Da drüben gibt es zu essen», sagte John Armstrong zu seinen hungrigen Männern. «Die Bastarde haben Fleisch, Brot und Bier, und das gehört euch, wenn ihr sie erledigt.»

«Und verschwendet eure Pfeile nicht», knurrte Skeat. «Schießt vernünftig! Zielt, Jungs, zielt. Ich will die Kerle bluten sehen.»

«Achtet auf den Wind!», rief John Armstrong. «Er drückt die Pfeile nach rechts.»

Zweihundert von den französischen Soldaten standen zu Fuß am Ufer, während die andere Hälfte zu Pferd hundert

Schritt dahinter wartete. Die Franzosen mussten sehr selbstsicher sein, denn sie hatten bisher alle Versuche der Engländer, die Somme zu durchqueren, verhindert.

Doch bei den anderen Furten hatten sie Armbrustschützen eingesetzt, die die Bogenschützen im tiefen Wasser festgehalten hatten, wo sie ihre Bogen nicht einsetzen konnten. Hier gab es keine Armbrustschützen.

Der Earl of Northampton, der wie seine Männer zu Fuß war, spuckte in den Fluss. «Er hätte sein Fußvolk zurücklassen und stattdessen tausend Genueser mitbringen sollen», sagte er zu Will Skeat. «Dann sähe es für uns wirklich schlecht aus.»

«Ein paar Armbrüste haben sie», wandte Skeat ein.

«Aber nicht genug, Will, nicht genug.» Der Earl trug einen alten Helm ohne Gesichtsschutz. An seiner Seite stand ein graubärtiger Mann mit tief zerfurchtem Gesicht, dessen Kettenhemd schon viele Male geflickt war. «Kennst du Reginald Cobham, Will?»

«Ich habe von Euch gehört, Master Cobham», sagte Will respektvoll.

«Und ich von Euch, Master Skeat», erwiderte Cobham. Ein Raunen lief durch die Bogenschützen, als sich herumsprach, dass Reginald Cobham unter ihnen war, und die Männer reckten den Hals, um den Graubart zu erspähen, dessen Name in der Armee berühmt war. Ein einfacher Mann wie sie selbst, aber erfahren im Krieg und gefürchtet von Englands Feinden.

Der Earl blickte auf einen Pfahl, der das eine Ende der Furt markierte. «Ich schätze, das Wasser ist weit genug

gesunken», sagte er und klopfte Skeat auf die Schulter. «Los, Will, mach sie fertig.»

Thomas wandte sich kurz um und sah, dass jeder trockene Fleck des Geländes mit Soldaten, Frauen und Pferden besetzt war. Die englische Armee war ins Marschland gekommen, und ihr Schicksal hing davon ab, dass es dem Earl gelang, die Durchquerung zu erzwingen.

Weiter im Osten zog, was niemand an der Furt wusste, die französische Hauptarmee über die Brücke bei Abbeville, bereit, den Engländern in den Rücken zu fallen.

Vom Meer wehte ein kräftiger, kalter Wind herüber, der einen salzigen Geruch mitbrachte. Möwen kreischten melancholisch über dem blassen Schilf. Der Hauptarm des Flusses war eine halbe Meile breit, und die hundert Bogenschützen wirkten ziemlich kümmerlich, als sie sich in einer Linie aufstellten und ins Wasser wateten. Armstrongs Männer waren zur Linken, Skeats zur Rechten, und hinter ihnen folgten die ersten Soldaten des Earls. Sie waren unberitten, und ihre Aufgabe bestand darin zu warten, bis die Pfeile den Feind geschwächt hatten, und dann mit Schwertern, Äxten und Falchions auf die Franzosen einzustürmen. Der Feind hatte zwei Trommler, die auf ihre Ziegenhäute einzuschlagen begannen, dann schreckte ein Trompetenstoß die Vögel aus den Bäumen hoch, unter denen die Franzosen kampiert hatten.

«Passt auf den Wind auf», rief Skeat erneut. «Der ist verdammt böig, hört ihr?»

In der Tat blies der Wind gegen das ablaufende Wasser an, sodass der Fluss sich in kleinen, schaumgekrönten

Wellen aufwarf. Die französischen Fußsoldaten brüllten. Graue Wolken jagten über das grüne Land. Die Trommler behielten ihren drohenden Rhythmus bei. Flaggen wehten über den wartenden Soldaten, und Thomas war froh, dass keine von ihnen gelbe Falken auf blauem Grund zeigte. Das Wasser war kalt und reichte ihm bis zu den Oberschenkeln. Den Bogen hoch in der Luft, beobachtete er den Feind und wartete darauf, dass die ersten Armbrustbolzen über das Wasser zischten.

Doch es kamen keine. Die Bogenschützen waren jetzt nah genug, um mit ihren Pfeilen zu treffen, aber Will Skeat wollte, dass sie näher herangingen. Ein französischer Ritter auf einem Rappen mit grün-blauer Schabracke ritt zu seinen unberittenen Gefährten vor, schlug dann einen seitlichen Bogen und ritt spritzend ins Wasser.

«Der Schwachkopf will berühmt werden», sagte Skeat. «Jake! Dan! Peter! Blast dem Kerl das Licht aus.» Die drei Bogen wurden gespannt, und drei Pfeile flogen los.

Der französische Ritter wurde in seinem Sattel zurückgeschleudert, und sein Tod löste bei den Franzosen Wutgeheul aus. Sie stießen ihren Kriegsschrei aus, *«Montjoie St. Denis!»*, und die Soldaten stürmten in den Fluss, bereit, gegen die Bogenschützen zu kämpfen, die bereits ihre Sehnen gespannt hatten.

«Noch nicht!», brüllte Skeat. «Noch nicht! Geht näher ran!» Das Trommeln war jetzt lauter. Der tote Ritter wurde von seinem Pferd fortgetragen, und die übrigen Franzosen wichen auf das trockene Ufer zurück. Das Wasser reichte Thomas nur noch bis zu den Knien, und der Abstand wurde

immer kürzer. Erst bei hundert Schritt war Skeat zufrieden. «Schießt sie ab!», befahl er.

Die Sehnen wurden bis zu den Ohren der Männer gespannt und dann losgelassen. Während die ersten Pfeile noch über das windgepeitschte Wasser zischten, wurde bereits die zweite Salve abgeschossen, und als die Männer ihren dritten Pfeil anlegten, trafen die ersten ihr Ziel. Metall stieß auf Metall, wie hundert kleine Hämmer, und die französischen Reihen duckten sich plötzlich unter ihre Schilde.

«Sucht euch einen heraus!», rief Will Skeat. «Sucht euch einen heraus!» Er hatte seinen Bogen ebenfalls im Anschlag, schoss jedoch nur unregelmäßig, da er immer erst wartete, bis einer der Franzosen seinen Schild senkte. Thomas beobachtete das Fußvolk zu seiner Rechten. Die Männer sahen aus, als würden sie jeden Moment losstürmen, und er wollte ihnen ein paar Pfeile in den Bauch jagen, bevor sie das Wasser erreichten.

Etwa zwanzig französische Soldaten waren tot oder verwundet, und ihr Anführer brüllte den übrigen zu, sie sollten mit ihren Schilden eine Mauer bilden. Ein Dutzend von den Berittenen im Hintergrund waren abgestiegen und liefen nach vorne, um die Uferlinie zu verstärken.

«Ruhig, Jungs, ruhig», rief John Armstrong. «Verschwendet eure Pfeile nicht.»

Die feindlichen Schilde waren mit Pfeilen gespickt. Die Franzosen verließen sich auf ihre Schilde und warteten darauf, dass den Engländern die Pfeile ausgingen und sie ihre Soldaten vorschickten. Thomas nahm an, dass einige

der Pfeile die Schilde durchdrungen und ihre Träger verletzt hatten, aber die meisten von ihnen waren vergeudet. Er blickte wieder zu der Infanterie hinüber, aber noch rührte sie sich nicht. Die Bogenschützen schossen jetzt seltener, sie warteten, bis der Feind ihnen ein Ziel bot, und entweder hatte der Earl of Northampton genug von der Warterei, oder er befürchtete, dass die Flut zurückkehrte, denn er trieb seine Männer mit dem Kriegsruf vorwärts: *«St. George! St. George!»*

«Verteilt euch!», brüllte Will Skeat. Er wollte, dass seine Männer den Angriff des Earls flankierten, damit sie ihre Pfeile einsetzen konnten, sobald die Franzosen ihre Deckung aufgaben. Aber das Wasser wurde schnell tiefer, als Thomas sich flussaufwärts bewegte, und er konnte nicht so weit gehen, wie er wollte.

«Tötet sie! Tötet sie!» Der Earl hatte fast das Ufer erreicht.

«Haltet die Linie!», rief Reginald Cobham.

Die französischen Soldaten stießen einen Jubelschrei aus, denn das Vorrücken der englischen Soldaten bedeutete, dass die Bogenschützen nicht mehr ungehindert schießen konnten. Die Männer brüllten ihre Kriegsrufe, St. Denis maß sich mit St. George, und die beiden Einheiten prallten mit lautem Schwerterklirren aufeinander.

«Vorsicht, rechts! Rechts!», rief Thomas, denn das Fußvolk hatte sich ebenfalls in Bewegung gesetzt. Er schoss zwei Pfeile ab und setzte nach, so schnell er konnte.

«Schnappt euch die Reiter!», bellte Will Skeat, und Thomas schwenkte herum und zielte über die Köpfe der

Kämpfenden hinweg auf die französischen Reiter, die auf das Ufer zutrabten, um ihren Kameraden zu helfen. Auch einige englische Reiter begaben sich jetzt in die Furt, aber sie konnten nicht auf ihre französischen Gegner zureiten, da das andere Ufer vom wilden Gemenge der Soldaten blockiert war.

Schwerter prallten auf Äxte, Falchions spalteten Helme und Schädel. Es war ein Lärm wie aus der Schmiede des Teufels, und Blut strömte in Wirbeln durch das seichte Wasser. Ein Engländer schrie, als zwei Franzosen ihre Äxte in seinen Körper rammten. Der Earl schwang sein Schwert in kurzen, harten Hieben, ohne die Stöße zu beachten, die auf seinen Schild einprallten.

«Schließt die Linie! Schließt die Linie!», brüllte Reginald Cobham. Einer der Männer stolperte über einen Toten, sodass in der englischen Linie eine Lücke entstand. Drei Franzosen stürmten mit wüstem Geheul darauf zu, doch ein Mann mit einer doppelseitigen Axt hieb so stark auf sie ein, dass er einem von ihnen den Kopf samt Helm bis zum Hals spaltete.

«Flankiert sie!», bellte Skeat, und seine Bogenschützen wateten näher zum Ufer, um die französische Formation mit ihren Pfeilen von der Seite anzugreifen. Zweihundert französische Ritter kämpften gegen achtzig oder neunzig englische Soldaten, ein Tumult aus Schwertern, Schilden und dröhnendem Lärm. Die beiden Frontreihen waren jetzt ineinander verkeilt, Schild gegen Schild, und so schwangen die Männer dahinter ihre Waffen über deren Köpfe hinweg, um ihre Gegner zu töten. Der größte Teil der

Bogenschützen schoss seine Pfeile in die französischen Flanken, nur ein paar sammelten sich unter der Führung von John Armstrong hinter den Soldaten, um den Feind von vorne zu beschießen.

Das französische Fußvolk, das den englischen Angriff bereits für abgewehrt hielt, stieß einen Kriegsschrei aus und stürzte sich ebenfalls in den Kampf. «Tötet sie!», brüllte Thomas. Er hatte ein ganzes Bündel Pfeile verbraucht, vierundzwanzig Stück, und es war nur noch ein Bündel übrig. Er spannte die Sehne, ließ los, spannte erneut. Einige der französischen Fußsoldaten trugen gepolsterte Wämser, aber die boten keinen Schutz vor Pfeilen. Ihre einzige Verteidigung war die schiere Masse, und sie stürmten mit wildem Gebrüll auf das Ufer zu. Doch da rückte von hinten ein Trupp englischer Reiter vor und schob sich zwischen den Bogenschützen hindurch, um dem wüsten Angriff entgegenzutreten. Die mit Kettenhemden geschützten Reiter hackten erbarmungslos auf die ersten Reihen der Infanterie ein, und die Bauern schlugen zurück, was ihre Waffen hergaben. Die Pferde bissen nach den Feinden und blieben unablässig in Bewegung, damit niemand ihnen die Sehnen durchtrennen konnte. Thomas und seine Bogenschützen jagten ihre Pfeile in die Menge, und weitere Reiter kamen herbei, um ihnen beim Töten zu helfen, aber der wilde Haufen belagerte noch immer das gesamte Ufer. Schließlich gingen Thomas die Pfeile aus, und so schlang er sich den Bogen um die Schultern, zog sein Schwert und versuchte, auf festen Boden zu kommen.

Er hatte jetzt das Ufer erreicht. Die Vorderseite seines Kettenhemdes war rot von Blut, aber kein Tropfen davon stammte von ihm. Die Infanterie hatte den Rückzug angetreten. Plötzlich brüllte Will Skeat, es seien neue Pfeile gekommen. Thomas und seine Männer liefen zurück in den Fluss, wo Vater Hobbe auf einem Maultier mit zwei Packtaschen voller Pfeilbündel wartete.

«Tu das Werk des Herrn», sagte Vater Hobbe und warf Thomas ein Bündel zu. Thomas löste die Bänder und schob die Pfeile in seine Tasche. Vom Nordufer erklang ein Trompetenstoß, und als er sich umdrehte, sah er, dass die Franzosen ihre Reiter in den Kampf schickten.

«Schießt sie ab!», rief Skeat. «Schießt diese verdammten Bastarde ab!»

Pfeile bohrten sich in die Pferde. Immer mehr englische Soldaten wateten in den Fluss, um die Armee des Earls zu verstärken. Schritt für Schritt kämpften sie sich auf das Ufer zu. Doch dann stürzten sich die feindlichen Reiter mit Lanzen und Schwertern ins Gefecht.

«Nieder mit ihnen!» Der Earl of Northampton, blutüberströmt von seinem Helm bis zu den panzerbewehrten Stiefeln, stach wieder und wieder mit seinem Schwert zu. Obwohl er bis auf die Knochen erschöpft und vom Krachen des Stahls halb taub war, erklomm er, dicht umschlossen von seinen Männern, das Ufer. Cobham tötete mit der gelassenen Sicherheit jahrelanger Kriegserfahrung. Die englischen Reiter stachen mit ihren Lanzen über die Köpfe ihrer Landsmänner hinweg auf die feindlichen Pferde ein, doch dadurch

verdeckten sie den Bogenschützen das Ziel, und so schlang sich Thomas erneut den Bogen um die Schultern und zog sein Schwert. *«St. George! St. George!»* Der Earl stand jetzt auf festem Boden, jenseits des Schilfs und oberhalb der Hochwassermarke. Das Ufer hinter ihm war eine Hölle aus Toten und Verletzten, Blut und Geschrei.

Vater Hobbe schwang, die Soutane bis zum Bauch hochgezogen, einen dicken Stab, den er den Feinden ins Gesicht hieb. «Im Namen des Vaters», rief er, und ein Franzose taumelte mit zerquetschtem Auge hintenüber, «und des Sohnes» – diesmal ging eine Nase zu Bruch – «und des Heiligen Geistes!»

Ein französischer Ritter durchbrach die englischen Reihen, doch mehrere Bogenschützen stürzten sich auf das Pferd, trennten ihm die Sehnen durch und zerrten seinen Reiter in den Schlamm, wo sie mit Axt, Hellebarde und Schwert auf ihn einhieben.

«Bogenschützen!», brüllte der Earl. «Bogenschützen!» Die letzten noch verbliebenen französischen Reiter hatten sich zu einem Angriff formiert, der das gesamte Gewühl kämpfender Männer, Engländer wie Franzosen, in den Fluss zu treiben drohte, doch ein Trupp Bogenschützen – die einzigen, die noch Pfeile besaßen – schickte einen Geschosshagel auf das Ufer ab, unter dem die vorderste Reihe der Reiter in einem wilden Durcheinander von Pferdebeinen und fallenden Waffen zu Boden stürzte.

Wieder ertönte ein Fanfarenstoß, diesmal von englischer Seite, und plötzlich strömten weitere Berittene durch die Furt und erklommen das gegnerische Ufer.

«Sie geben auf! Sie geben auf!» Thomas wusste nicht, woher der Ruf kam, aber es stimmte. Die Franzosen traten den Rückzug an. Das Fußvolk, dem durch das blutige Gemetzel die Kampflust vergangen war, hatte sich bereits zurückgezogen, doch nun wichen auch die französischen Ritter und Soldaten vor der Wucht des englischen Angriffs zurück.

«Tötet sie! Tötet sie! Keine Gefangenen!», brüllte der Earl of Northampton auf Französisch, und seine Männer, blutbeschmiert, durchnässt und erschöpft, hieben grimmig auf die Franzosen ein, die immer mehr Boden verloren.

Und dann gab der Feind tatsächlich auf. Im einen Moment waren die beiden Armeen noch schnaufend, schlagend und schreiend im Gefecht verkeilt, und im nächsten rannten die Franzosen plötzlich davon, verfolgt von einem Strom englischer Soldaten, die vom Südufer herübergeritten kamen.

«Allmächtiger», stieß Will Skeat aus und fiel auf die Knie, um sich zu bekreuzigen. Neben ihm stöhnte ein sterbender Franzose, doch Skeat beachtete ihn nicht. «Allmächtiger», sagte er erneut. «Hast du noch Pfeile, Tom?»

«Ja, zwei.»

Skeat hob den Kopf. Auf seinen Wangen war Blut. «Diese Schweinehunde», grummelte er wütend, bezogen auf die neu hinzugekommenen englischen Reiter, die an den Überresten der Schlacht vorbeistürmten, um die flüchtenden Feinde niederzumetzeln. «Diese elenden Mistkerle kommen als Erste im Lager an! Die schnappen uns das ganze Essen weg!»

Doch die Furt war durchquert, die Falle aufgebrochen, und die Engländer hatten die Somme überwunden.

Teil 3
Crécy

Die gesamte englische Armee hatte den Fluss durchquert, bevor die Flut zurückkam. Pferde, Wagen, Männer und Frauen – alle gelangten sicher ans andere Ufer, sodass die französischen Truppen, die von Abbeville herübermarschiert waren, um sie einzukesseln, das Gebiet zwischen der Somme und dem Meer verlassen vorfanden.

Den ganzen nächsten Tag standen sich die beiden Streitkräfte an der Furt gegenüber. Die Engländer waren in Gefechtsstellung – die viertausend Bogenschützen entlang des Ufers aufgereiht und dahinter, auf der Anhöhe, die Soldaten in drei großen Blöcken –, doch die Franzosen waren erschöpft vom beschwerlichen Weg zu der Furt und machten keinen Versuch, zur anderen Seite zu gelangen. Ein paar französische Ritter trieben ihre Pferde in den Fluss und riefen Herausforderungen und Beleidigungen, aber der englische König verbot seinen Rittern, darauf zu antworten, und die Bogenschützen erduldeten das Ganze ebenfalls tatenlos, da sie wussten, dass sie ihre Pfeile aufsparen mussten.

«Lasst die Kerle brüllen», knurrte Will Skeat. «Gebrüll hat noch nie jemanden verletzt.» Er grinste Thomas zu. «Obwohl, kommt auf den Mann an. Sir Simon hat’s ziemlich schwer genommen, was?»

«Er war bloß ein Bastard.»

«Nein, Thomas», widersprach Skeat, «der Bastard bist du. Er war ein Adliger.» Er blickte hinüber zu den Franzosen, die keine Anstalten machten, die Furt zu durchqueren. «Die meisten von ihnen sind in Ordnung», fuhr er fort, wobei er offensichtlich die Ritter und Adligen meinte. «Wenn sie erst mal 'ne Weile mit Bogenschützen im Kampf waren, lernen sie, uns gut zu behandeln, weil sie nämlich kapieren, dass unser schmuddeliger Haufen dafür sorgt, dass sie am Leben bleiben. Aber es gibt immer ein paar Idioten. Natürlich nicht unser Billy.» Er wandte sich um und sah zum Earl of Northampton hinüber, der am Ufer auf und ab ging und kampflustig darauf wartete, dass die Franzosen angriffen. «Das ist 'n richtiger Edelmann. Der weiß, wie man diese verfluchten Franzmänner umbringt.»

Am nächsten Morgen waren die Franzosen verschwunden. Das Einzige, was man von ihnen noch sehen konnte, war die weiße Staubwolke über der Straße, die die gewaltige Armee nach Abbeville zurückführte. Die Engländer machten sich weiter nach Norden auf, gebremst von Hunger und lahmen Pferden, die die Männer nicht zurücklassen mochten. Von den Marschen der Somme gelangte ihre Armee in ein dicht bewaldetes Gebiet, in dem es weder Korn noch Vieh noch etwas zu plündern gab, und das Wetter, das trocken und warm gewesen war, schlug im Lauf des Morgens um. Kalter Regen prasselte von Osten auf sie nieder und tropfte unablässig von den Bäumen. Was ihnen südlich der Seine noch wie ein glorreicher Feldzug erschienen war, fühlte sich nun wie ein schmachvoller

Rückzug an – was es im Grunde auch war, denn sie flüchteten vor den Franzosen, und das war allen bewusst. So wie ihnen auch bewusst war, dass sie, wenn sie nicht bald etwas zu essen fanden, vor Schwäche zusammenbrechen und damit leichte Beute für den Feind sein würden.

Der König hatte eine starke Truppe nach Le Crotoy geschickt, einen kleinen Hafen an der Mündung der Somme, wo Verstärkung, Nahrungsmittel und Pfeile auf sie warten sollten, doch wie sich herausstellte, befand sich der Ort in der Hand einer Truppe von Genueser Armbrustschützen. Da die Mauern in schlechtem Zustand und die Angreifer hungrig waren, starben die Genueser unter einem Pfeilhagel und dem Ansturm der Soldaten. Die Engländer plünderten sämtliche Vorräte aus den Lagerhäusern und fanden sogar eine Herde Rinder, die für die französische Armee bereitgestellt war, doch als sie auf den Kirchturm stiegen, konnten sie keine Schiffe entdecken, weder in der Flussmündung noch draußen auf See. Die Pfeile, die Bogenschützen und die Nahrungsmittel, die die Engländer hätten stärken sollen, waren noch in der Heimat.

In der ersten Nacht, als die Armee im Wald ihr Lager aufschlug, wurde der Regen stärker. Gerüchte kursierten, der König und seine Edelmänner seien in einem Dorf am Waldrand, doch die meisten Männer waren gezwungen, unter den tropfenden Bäumen Schutz zu suchen und das Wenige zu essen, was sie zusammenkratzen konnten.

«Eichelsuppe», grollte Jake.

«Du hast schon Schlimmeres gegessen», meinte Thomas.
«Und vor ’nem Monat haben wir von silbernen Tellern gegessen.» Jake spuckte eine sandige Portion aus. «Warum kämpfen wir nicht gegen die verdammten Schweinehunde?»
«Weil sie zu viele sind», antwortete Thomas verdrossen. «Weil wir nicht genug Pfeile haben. Weil wir erschöpft sind.»
Die Armee hatte sich in Grund und Boden marschiert. Jake hatte, genau wie viele andere von Will Skeats Bogenschützen, keine Stiefel mehr. Die Verwundeten humpelten, weil es nicht genug Wagen gab und sie zurückgelassen wurden, wenn sie sich nicht vorwärtsbewegen konnten. Die Gesunden stanken.
Thomas hatte aus Zweigen und Grassoden einen Unterschlupf für Eleanor und sich gebaut. Drinnen war es trocken, und ein kleines Feuer spie dicken Rauch aus.
«Was wird aus mir, wenn sie euch besiegen?», fragte Eleanor, die in seinen Armen lag.
«Sie werden uns nicht besiegen», erwiderte Thomas, doch er klang nicht sehr überzeugt.
«Was wird dann aus mir?», fragte sie erneut.
«Du bedankst dich bei dem Franzosen, der dich findet, und sagst ihm, wir hätten dich gezwungen, mit uns zu kommen. Dann schickst du nach deinem Vater.»
Eleanor dachte eine Weile über seine Antwort nach, wirkte jedoch nicht beruhigt. Wie sie in Caen selbst erlebt hatte, ergaben sich Soldaten nach einem Sieg hemmungslos ihrer Gier. «Und was passiert mit dir?»

«Falls ich überlebe?» Thomas schüttelte den Kopf. «Dann nehmen sie mich gefangen. Angeblich schicken sie uns nach Süden, auf die Galeeren. Falls sie uns am Leben lassen.»

«Warum sollten sie das nicht tun?»

«Weil sie Bogenschützen hassen.» Er schob einen Haufen nasser Farnwedel näher ans Feuer, um sie ein wenig zu trocknen, bevor er daraus ein Schlaflager für sie bereitete. «Vielleicht wird es gar keine Schlacht geben», sagte er. «Wir sind ihnen einen Tagesmarsch voraus.» Es hieß, die Franzosen seien nach Abbeville zurückgekehrt, um dort den Fluss zu überqueren. Das bedeutete, dass ihnen die Jäger auf der Spur waren, aber die Engländer hatten einen Vorsprung gewonnen, und vielleicht würde es ihnen gelingen, ihre Festungen in Flandern zu erreichen. Vielleicht.

Der Rauch ließ Eleanor blinzeln. «Hast du einen Ritter mit der Lanze gesehen?»

Thomas schüttelte den Kopf. «Ich habe nicht darauf geachtet», gab er zu. An diesem Abend waren die geheimnisvollen Vexilles nun wirklich das Letzte, woran er denken wollte. Außerdem hatte er gar nicht damit gerechnet, dass die Lanze auftauchen würde. Das war eine fixe Idee von d’Evecque und Vater Hobbe, aber nicht von ihm. Er hatte genug damit zu tun, am Leben zu bleiben und genug zu essen zu finden.

«Thomas!», rief Will Skeat von draußen.

Thomas steckte den Kopf durch die Öffnung der Hütte. Neben Skeat stand eine mit einem Umhang verhüllte Gestalt. «Was gibt’s?»

«Du hast Besuch», sagte Skeat abfällig und verschwand.

Die verhüllte Gestalt duckte sich durch den Eingang, und Thomas sah zu seiner Überraschung, dass es Jeanette war. «Eigentlich sollte ich gar nicht hier sein», sagte sie statt einer Begrüßung und schüttelte die Kapuze ab. Dann starrte sie Eleanor an. «Wer ist das?»

«Meine Frau», antwortete Thomas auf Englisch.

«Sag ihr, sie soll gehen», befahl Jeanette auf Französisch.

«Bleib», sagte Thomas zu Eleanor. «Das ist die Gräfin von Armorika.»

Es ärgerte Jeanette, dass Thomas sich ihr widersetzte, doch sie bestand nicht auf ihrer Forderung. Sie drückte Thomas einen Beutel in die Hand, in dem sich ein ganzer Schinken, ein Laib Brot und eine Steingutflasche mit Wein befanden. Das Brot war von der feinen weißen Sorte, die sich nur die Reichen leisten konnten, und der Schinken war mit Nelken gespickt und mit Honig bestrichen.

Er gab den Beutel an Eleanor weiter. «Ein wahres Prinzenmahl», sagte er spöttisch.

«Soll ich es zu Will bringen?», fragte sie, denn die Bogenschützen hatten die Abmachung, alles Essbare untereinander zu teilen.

«Ja, aber das eilt nicht.»

«Ich bringe es ihm gleich», sagte Eleanor, zog sich ihren Umhang über den Kopf und verschwand in der feuchten Dunkelheit.

«Ganz hübsch, die Kleine», sagte Jeanette.

«Alle meine Frauen sind hübsch», erwiderte Thomas. «Hübsch genug für Prinzen.»

Jeanette funkelte ihn wütend an, oder vielleicht brannte ihr auch nur der Rauch des Feuers in den Augen. Sie berührte die Wand der Hütte. «Das erinnert mich an unsere Reise.»

«Da war es trocken und warm», sagte Thomas. Und du warst wahnsinnig vor Kummer, hätte er am liebsten hinzugefügt. Ich habe dich gepflegt, und du hast dich von mir abgewendet, ohne mit der Wimper zu zucken.

Jeanette hörte die Feindseligkeit in seiner Stimme. «Er glaubt, ich wäre zur Beichte gegangen.»

«Dann beichtet mir Eure Sünden», erwiderte Thomas. «So hättet Ihr Seine Hoheit nicht belogen.»

Darauf ging Jeanette nicht ein. «Weißt du, wie es jetzt weitergeht?»

«Wir laufen davon, sie verfolgen uns, und entweder sie holen uns ein oder nicht», sagte er kurz angebunden. «Und wenn sie uns einholen, gibt es ein Blutbad.»

«Sie werden uns einholen», vertraute Jeanette ihm an. «Und es wird zur Schlacht kommen.»

«Woher wisst Ihr das?»

«Ich höre, was man dem Prinzen berichtet. Und die Franzosen marschieren auf guten Straßen. Wir nicht.»

Das stimmte. Die Furt, bei der die englische Armee die Somme durchquert hatte, führte in Marschland und Waldgebiete. In der Gegend lagen nur ein paar Dörfer, es gab keine größere Handelsroute und somit auch keine befestigten Straßen. Die Franzosen hingegen hatten den Fluss bei Abbeville überquert, einer Handelsstadt, und so würde die feindliche Armee breite Straßen haben, die ihren

Marsch in die Picardie beschleunigten. Außerdem hatten sie genug zu essen und waren ausgeruht.

«Nun, dann wird es wohl eine Schlacht geben.» Thomas berührte seinen schwarzen Bogen.

«Ja, das wird es», bestätigte Jeanette. «Sie haben es beschlossen. Wahrscheinlich morgen oder übermorgen. Der König sagt, direkt hinter dem Wald gibt es einen Hügel, auf dem wir kämpfen können. So ist es besser, meint er, als wenn die Franzosen uns den Weg abschneiden. Aber in beiden Fällen … werden sie gewinnen.»

«Vielleicht», gab Thomas zu.

«Sie werden gewinnen», beharrte Jeanette. «Ich höre doch, was sie sagen, Thomas! Es sind zu viele.»

Thomas bekreuzigte sich. Wenn es stimmte, was Jeanette sagte – und er konnte keinen Grund erkennen, warum sie ihn belügen sollte –, hatten die Anführer der Armee die Hoffnung bereits aufgegeben. Aber deswegen würde er nicht verzweifeln. «Erst mal müssen sie uns besiegen», sagte er stur.

«Das werden sie», gab Jeanette hart zurück. «Und was wird dann aus mir?»

«Aus Euch?», fragte Thomas überrascht. Vorsichtig lehnte er sich an die zerbrechliche Wand seiner Hütte. Er ahnte, dass Eleanor den Beutel bereits ausgehändigt hatte und draußen wartete. Sie konnte sie hören. «Warum sollte es mich interessieren, was aus Euch wird?»

Jeanette starrte ihn giftig an. «Du hast mir geschworen, du würdest mir helfen, meinen Sohn zurückzubekommen.»

Thomas bekreuzigte sich erneut. «In der Tat, Madame», gab er zu und dachte bei sich, dass er zu schnell mit Schwüren bei der Hand war. Einer genügte für ein ganzes Leben, und er hatte bereits mehr gegeben, als er sich merken oder gar erfüllen konnte.

«Dann hilf mir dabei», verlangte Jeanette.

Thomas lächelte. «Zuerst müssen wir eine Schlacht gewinnen, Madame.»

Der Rauch biss Jeanette in Augen und Lungen. «Wenn sie mich nach der Schlacht im englischen Lager finden, werde ich Charles nie wiedersehen, Thomas. Nie wieder.»

«Warum nicht? Euch kann doch nichts geschehen. Ihr seid keine gewöhnliche Frau. Es mag nicht sehr ritterlich zugehen, wenn zwei Armeen aufeinandertreffen, aber in den königlichen Zelten weiß man sich für gewöhnlich zu benehmen.»

Ungeduldig schüttelte Jeanette den Kopf. «Wenn die Engländer siegen, werde ich Charles vielleicht zurückbekommen, weil der Herzog sich gewiss beim König einschmeicheln will. Aber wenn sie verlieren, wird es für ihn keinen Anlass geben, sich großzügig zu zeigen. Und wenn sie verlieren, Thomas, dann verliere ich auch, und zwar alles.»

Das war schon etwas näher an der Wahrheit, dachte Thomas. Wenn die Engländer unterlagen, lief Jeanette Gefahr, den Reichtum wieder zu verlieren, den sie in den letzten Wochen dank der Geschenke des Prinzen angesammelt hatte. Unter ihrem Umhang blitzte eine

Halskette hervor, die offenbar mit Rubinen besetzt war, und zweifellos besaß sie noch weitere kostbare Juwelen.

«Was wollt Ihr denn von mir?», fragte er.

Sie beugte sich vor. «Dich», sagte sie mit gesenkter Stimme. «Und ein paar Männer. Bring mich nach Süden. Ich kann in Le Crotoy ein Schiff anheuern und zurück in die Bretagne segeln. Ich habe jetzt Geld. Ich kann meine Schulden in La Roche-Derrien bezahlen und mir diesen hinterhältigen Notar vornehmen. Niemand braucht zu wissen, dass ich je hier gewesen bin.»

«Der Prinz weiß es», wandte Thomas ein.

Sie schnaubte verächtlich. «Glaubst du, er wird mich für immer wollen?»

«Wie soll ich das wissen?»

«Irgendwann wird er meiner überdrüssig sein», sagte Jeanette. «Er ist ein Prinz. Er nimmt sich, was er will, und wenn er es nicht mehr mag, schiebt er es beiseite. Aber er ist gut zu mir gewesen, ich kann mich nicht beklagen.»

Thomas schwieg eine Weile. In jenen trägen Sommertagen, als sie wie Vagabunden gelebt hatten, war sie nicht so hart gewesen. «Und Euer Sohn?», fragte er. «Wie wollt Ihr ihn zurückbekommen? Wollt Ihr ihn freikaufen?»

«Ich werde schon einen Weg finden», sagte sie ausweichend.

Wahrscheinlich würde sie versuchen, den Jungen zu entführen, dachte Thomas. Und warum auch nicht? Wenn es ihr gelang, ein paar Männer anzuwerben, wäre es durchaus möglich. Vielleicht erwartete sie sogar, dass er es

tun würde. Genau in dem Augenblick, als ihm dieser Gedanke kam, trafen sich ihre Blicke.

«Hilf mir», sagte sie. «Bitte.»

«Nein. Nicht jetzt.» Er hob die Hand, um ihren Protest abzuwehren. «Wenn Gott will, werde ich Euch eines Tages helfen, Euren Sohn zu finden, aber ich werde jetzt nicht die Armee verlassen. Wenn es eine Schlacht gibt, Madame, werde ich mit den anderen kämpfen.»

«Ich flehe dich an!»

«Nein.»

«Dann fahr zur Hölle!», fauchte sie, zog die Kapuze über ihr schwarzes Haar und verschwand in der Dunkelheit. Nach einer kurzen Weile kam Eleanor herein.

«Und, was denkst du?», fragte Thomas.

«Ich denke, sie ist sehr schön», erwiderte Eleanor ausweichend. Dann zog sie die Stirn kraus. «Und ich denke, wenn es morgen zur Schlacht kommt, könnte dich jemand am Haar packen. Du solltest es abschneiden.»

Thomas schien zu zögern. «Willst du lieber nach Süden gehen? Der Schlacht ausweichen?»

Eleanor warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. «Ich bin die Frau eines Bogenschützen, und du wirst nicht nach Süden gehen. Will sagt, du wärst ein verfluchter Trottel, so gutes Essen herzugeben, aber dankt dir trotzdem. Und Vater Hobbe lässt ausrichten, er spricht morgen früh die Messe und erwartet, dass du daran teilnimmst.»

Thomas zog sein Messer heraus und gab es ihr. Dann neigte er den Kopf. Sie schnitt erst seinen Zopf ab und warf ihn ins Feuer, dann kürzte sie das restliche schwarze Haar.

Thomas schwieg dabei, dachte jedoch an Vater Hobbes Messe. Eine Messe für die Toten. Oder für die Todgeweihten.

Denn in der regennassen Dunkelheit jenseits des Waldes rückten die Streitkräfte Frankreichs näher. Zweimal waren die Engländer dem Feind entkommen, hatten Flüsse überquert, wo es eigentlich unmöglich war, doch ein drittes Mal würde es ihnen nicht gelingen. Die Franzosen hatten sie schließlich doch noch eingeholt.

Das Dorf lag nur einen kurzen Marsch nördlich des Waldrandes, von diesem abgegrenzt durch einen kleinen Fluss, der sich durch sanfte Wiesen schlängelte. Es war ein unbedeutender Ort: ein Ententeich, ein kleine Kirche und eine Handvoll kleiner Häuser mit dicken Strohdächern, kleinen Gärten und hohen Misthaufen. Der Name des Dorfes war Crécy.

Die Felder nördlich des Dorfes erhoben sich zu einem langgestreckten Hügel, dessen Flanken nach Norden und Süden zeigten. Ein Feldweg, ausgefahren von den Bauernwagen, führte über den Hügel und verband Crécy mit einem anderen, ebenso unbedeutenden Dorf namens Wadicourt. Die französische Armee, die von Abbeville kam und den Wald von Crécy umrundet hatte, musste sich auf der Suche nach den Engländern Richtung Westen wenden, und auf dem Weg dorthin würde sie nach einer Weile den Hügel zwischen Crécy und Wadicourt genau vor sich sehen, rechts und links davon die beiden gedrungenen Kirchtürme der Dörfer und dazwischen, aber ein gutes Stück näher an

Crécy und hoch oben auf dem Hügelkamm, wo die Flügel den Wind auffangen konnten, eine Mühle. Der Hang, auf den die Franzosen sich zubewegten, war lang und sanft geschwungen, ohne irgendwelche Hecken oder Gräben, ein ideales Gelände für Ritter zu Pferde.

Die Armee wurde vor Morgengrauen geweckt. Es war Samstag, der 26. August, und die Männer murrten über die ungewöhnliche Kälte. Feuer wurden entzündet und spiegelten sich in den wartenden Kettenpanzern und Rüstungen. Der englische König und seine hohen Fürsten hatten das Dorf Crécy eingenommen, und ein Teil der Männer hatte in der Kirche geschlafen. Sie waren noch dabei, ihre Rüstungen anzulegen, als ein Kaplan des königlichen Gefolges kam, um die Messe zu lesen. Kerzen wurden angezündet, eine Handglocke erklang, und der Priester rief, ohne das metallische Scheppern ringsherum zu beachten, die Hilfe des heiligen Zephyrinus, des heiligen Gelasinus und der beiden heiligen Genesii an, die alle an diesem Tag gefeiert wurden. Außerdem wandte der Geistliche sich noch an den kleinen Sir Hugh of Lincoln, ein Kind, das an diesem Tag vor fast zweihundert Jahren von Juden ermordet worden war. Der Junge, der der Legende zufolge eine bemerkenswerte Frömmigkeit gezeigt hatte, war damals tot aufgefunden worden, und niemand hatte verstanden, wie Gott es zulassen konnte, einen solchen Musterknaben in so jungen Jahren aus dem Leben zu reißen. Aber zu der Zeit waren Juden in Lincoln gewesen, und ihre Anwesenheit hatte den Menschen eine passende Erklärung geliefert. Der Priester betete zu ihnen allen.

Heiliger Zephyrinus, schenke uns den Sieg. Heiliger Gelasinus, steh unseren Männern bei. Heiliger Genesius, beschütze uns, und heiliger Genesius, gib uns Kraft. Kleiner Sir Hugh, du Kind in Gottes Armen, bitte für uns. Und lieber Gott, erbarme dich unser und schenke uns deine Gnade. Die Ritter kamen in ihren Leinenhemden zum Altar, um die Sakramente zu empfangen.

Im Wald knieten die Bogenschützen ebenfalls vor ihren Priestern nieder. Sie legten die Beichte ab, aßen das trockene, harte Brot, das den Leib Christi darstellte, und bekreuzigten sich. Niemand wusste, dass es an diesem Tag eine Schlacht geben würde, aber alle spürten, dass der Feldzug an seinem Ende angekommen war und sie entweder an diesem oder am nächsten Tag kämpfen mussten. Gib uns genug Pfeile, beteten die Schützen, und wir werden die Erde in Blut tauchen. Sie hielten den Priestern ihre Bogen hin, und diese segneten sie mit Gebeten.

Lanzen wurden ausgepackt. Sie waren auf Lastpferden oder Wagen transportiert und bisher kaum benutzt worden, aber die Ritter träumten alle von einer richtigen Schlacht mit herumwirbelnden Reitern und dem Knallen von Lanzen, die gegen Schilde prallten. Die älteren und erfahreneren Männer wussten, dass sie zu Fuß und hauptsächlich mit Schwertern, Äxten oder Falchions kämpfen würden, aber dennoch wurden die Lanzen aus ihren Stoff- oder Lederhüllen gezogen, die sie vor Schäden durch Sonne und Regen schützten. «Wir können sie als Piken benutzen», schlug der Earl of Northampton vor.

Knappen und Pagen bewaffneten ihre Ritter und halfen ihnen mit den schweren Rüstungen aus Leder, Kettenhemd und Plattenrock. Riemen wurden festgeschnallt. Streitrösser wurden mit Stroh abgerieben, während die Schmiede ihre Wetzsteine über die langen Schwertklingen zogen. Der König, der bereits um vier Uhr morgens begonnen hatte, seine Rüstung anzulegen, kniete nieder und küsste eine Reliquie, die eine Feder vom Flügel des Erzengels Gabriel enthielt. Nachdem er sich bekreuzigt hatte, befahl er dem Priester, die Reliquie zu seinem Sohn zu bringen. Dann ließ er sich, den Helm mit einer goldenen Krone geschmückt, auf eine graue Stute setzen und ritt ein Stück nach Norden.

Der Tag brach gerade an, und der Hügel zwischen den beiden Dörfern war verlassen. Die Mühle, deren Leinensegel ordentlich aufgerollt und festgebunden waren, knarzte im Wind, der über das lange Gras strich. Hasen stoben davon, als die Reiter den Pfad zur Mühle erklommen.

Edward von England ritt auf seiner Stute voran, die eine Schabracke mit dem königlichen Wappen trug. Die Scheide seines Schwertes war aus rotem Samt, bestickt mit goldenen Lilien, und das Heft war mit einem Dutzend großer Rubine eingelegt. Er hatte zehn Begleiter und zwanzig Ritter als Eskorte mitgenommen, doch da diese Begleiter hohe Fürsten waren, wurden sie wiederum von ihrem Gefolge begleitet, sodass annähernd dreihundert Mann den gewundenen Pfad hinaufritten. Je höher der Rang eines Mannes war, desto näher beim König durfte er

reiten, während die Pagen und Knappen den Abschluss bildeten.

Ein Soldat saß ab und betrat die Mühle. Er kletterte die Leiter hinauf, öffnete die kleine Tür, die zu den Flügeln führte, und spähte von dort oben Richtung Osten.

«Kannst du etwas sehen?», rief der König gut gelaunt zu ihm hinauf, doch der Mann war so überwältigt, vom König höchstpersönlich angesprochen zu werden, dass er nur stumm den Kopf schütteln konnte.

Der Himmel war halb von Wolken bedeckt, und das Land wirkte dunkel. Von der Mühle konnte der Soldat den langgeschwungenen Abhang bis zu den kleinen Feldern am Fuß des Hügels überblicken; dahinter stieg das Gelände wieder an und ging in einen Wald über. Jenseits des Waldes führte eine verlassene Straße nach Osten. Zur Rechten schlängelte sich der graue Fluss, an dem gerade die englischen Pferde getränkt wurden, am Waldrand entlang. Der König, das Visier gegen die Krone hochgeklappt, blickte in dieselbe Richtung. Ein Einheimischer, der im Wald aufgespürt worden war, hatte bestätigt, dass die Straße nach Abbeville von Osten kam, was bedeutete, dass die Franzosen die kleinen Felder am Fuß des Abhangs überqueren mussten, wenn sie den Hügel frontal angreifen wollten. Die Felder waren nicht mit Hecken abgegrenzt, sondern nur mit kleinen Gräben, die für einen Ritter zu Pferd kein Hindernis darstellten.

«Wenn ich an Philippes Stelle wäre», meldete sich der Earl of Northampton zu Wort, «würde ich um unsere Nordflanke herumreiten, Sire.»

«Aber Ihr seid nicht Philippe, und dafür danke ich Gott», erwiderte Edward von England. «So klug ist er nicht.»

«Ihr haltet mich für klug?», fragte der Earl überrascht.

«Zumindest im Krieg, William.» Der König blickte nachdenklich den Abhang hinunter. «Wenn ich an Philippes Stelle wäre», sagte er schließlich, «würden mich die Felder dort unten mächtig reizen, vor allem, wenn ich unsere Männer hier oben auf dem Hügel stehen sähe.» Der langgezogene, grasbewachsene Abhang war wie geschaffen für einen Angriff der Kavallerie. Er schrie förmlich nach Kampf und Sieg; ein Gottesgeschenk für die Fürsten Frankreichs, um einen dreisten Feind in Stücke zu reißen.

«Der Abhang ist steil, Sire», warnte ihn der Earl of Warwick.

«Aber ich wette, von unten sieht es nicht so aus.» Der König wendete sein Pferd und ritt Richtung Norden über die Hügelkuppe. Die Stute trabte munter voran und schien die Morgenluft zu genießen. «Sie ist aus Spanien», sagte der König zum Earl of Northampton. «Aus Grindleys Stall. Kauft Ihr auch bei ihm?»

«Das kann ich mir nicht leisten.»

«Natürlich könnt Ihr das, William! Ein reicher Mann wie Ihr? Ich werde sie zur Zucht verwenden. Sie könnte gute Streitrösser hervorbringen.»

«Wenn das stimmt, kaufe ich Euch eines ab.»

«Wenn Euch Grindley zu teuer ist», zog der König ihn auf, «wie wollt Ihr dann meine Preise bezahlen?»

Er trieb seine Stute zu einem leichten Galopp, der seine Rüstung scheppern ließ, und die lange Reihe seines

Gefolges beeilte sich, es ihm gleichzutun. Entlang des Pfades sprossen einzelne Weizen- und Gerstenhalme, wo beim Transport zur Mühle Körner von den Wagen gefallen waren. Am Ende der Kuppe, oberhalb des Dorfes Wadicourt, zügelte der König sein Pferd und hielt Ausschau nach Norden. Sein Vetter hatte recht, dachte er. Philippe sollte durch dieses einsame Gelände reiten und ihnen so den Weg nach Flandern abschneiden. Hier waren die Franzosen eindeutig im Vorteil, und das wussten sie vermutlich auch. Ihre Armee war größer, ihre Männer waren ausgeruhter, und sie konnten um ihren erschöpften Feind herumtanzen, bis die Engländer entweder einen verzweifelten Angriff wagten oder an einem Ort festsaßen, wo sie ihrem Gegner hilflos ausgeliefert waren. Doch Edward ließ sich davon nicht nervös machen. Die Franzosen standen ebenfalls unter Druck. Sie hatten gedemütigt zusehen müssen, wie eine feindliche Armee ihr Land verwüstete, und jetzt waren sie nicht in der Stimmung, vernünftig zu planen. Sie wollten Rache. Wenn er ihnen dazu eine Gelegenheit bot, würden sie sie wahrscheinlich beim Schopf packen. Also schob der König seine Bedenken beiseite und ritt hinunter nach Wadicourt. Ein paar Dorfbewohner hatten es gewagt zu bleiben, und als sie die goldene Krone sahen, die den Helm des Königs umschloss, und das silberne Zaumzeug seiner Stute, fielen sie auf die Knie.

«Wir werden euch nichts tun», rief der König, obwohl er wusste, dass ihre Häuser bis zum Mittag restlos geplündert sein würden.

Er wandte sich wieder nach Süden, ritt diesmal jedoch am Fuß des Hügels entlang. Der Boden dort war weich, aber nicht rutschig. Ein Pferd würde nicht stolpern, ein Angriff wäre möglich, und – genau wie er es vermutet hatte – der Hang wirkte von hier aus weniger steil, als er war. Die weite, sanft ansteigende Grasfläche sah geradezu einladend aus, doch in Wirklichkeit würden ihre Pferde keuchen, wenn sie schließlich die englischen Soldaten erreichten. Falls sie überhaupt so weit kamen.

«Wie viele Pfeile haben wir?», fragte er in die Runde.

«Zwölfhundert Bündel», antwortete der Bischof von Durham.

«Zwei Wagen voll», sagte der Earl of Northampton.

Eine Weile herrschte Schweigen. «Haben die Männer selbst noch welche?», fragte der König schließlich.

«Vielleicht jeder ein Bündel», erwiderte der Earl of Northampton.

«Es wird reichen müssen», sagte der König düster. Er hätte gerne doppelt so viele gehabt, aber was nützte das schon? Er hätte auch gerne doppelt so viele Männer gehabt und einen Hügel, der doppelt so steil war, und einen Feind, der von einem noch viel nervöseren Mann geführt wurde als Philippe de Valois – obwohl der weiß Gott schon nervös genug war –, aber wünschen brachte ihn nicht weiter. Er musste kämpfen und siegen. Mit gerunzelter Stirn betrachtete er die Südflanke des Hügels, die Crécy zugewandt war. Hier wäre der Angriff für die Franzosen am leichtesten, und die Stelle lag für sie am nächsten, also

würde der Kampf dort hart werden. «Die Kanonen, William», sagte er zum Earl of Northampton.

«Was ist damit, Sire?»

«Wir stellen sie an den Flanken auf. Zu irgendwas müssen die verdammten Dinger doch mal nütze sein!»

«Wir könnten sie den Hügel hinunterstoßen, Sire. Vielleicht überrollen sie ein paar Männer.»

Der König lachte und ritt weiter. «Sieht aus, als würde es regnen.»

«Das dürfte noch eine Weile dauern», meinte der Earl of Warwick. «Und es dürfte auch noch eine Weile dauern, bis die Franzosen kommen, Sire.»

«William, meint Ihr, die Franzosen weichen uns aus?»

Der Earl of Northampton schüttelte den Kopf. «Sie werden kommen, Sire, aber sie brauchen Zeit. Eine Menge Zeit. Selbst wenn gegen Mittag ihre Vorhut hier auftaucht, überquert die Nachhut noch die Brücke bei Abbeville. Ich wette, sie warten mit dem Angriff bis morgen früh.»

«Heute oder morgen», sagte der König leichthin, «das ist doch ganz gleich.»

«Wir könnten weitermarschieren», schlug der Earl of Warwick vor.

«Und uns einen besseren Hügel suchen?» Der König lächelte. Er war jünger und besaß weniger Erfahrung als viele der Earls, aber er war nun mal der König, und so lag die Entscheidung bei ihm. In Wirklichkeit quälten auch ihn Zweifel, aber das durfte er sich nicht anmerken lassen. Er würde hier kämpfen. Das verkündete er, und er verkündete es mit fester Stimme.

«Wir kämpfen hier», sagte der König noch einmal, den Blick auf den Hang gerichtet. Er stellte sich seine Armee dort oben vor, sah sie, wie die Franzosen sie sehen würden, und er wusste, dass seine Annahme richtig gewesen war: Der niedrigste Abschnitt des Hügels, in der Nähe von Crécy, war das gefährlichste Gelände. Dort, nahe bei der Mühle, würde sich seine rechte Flanke befinden. «Mein Sohn wird den rechten Flügel befehligen», sagte er und wies zu der Stelle hinüber. «Und Ihr, William, werdet ihn unterstützen.»

«Sehr wohl, Sire.» Der Earl of Northampton nickte.

«Und Ihr, Mylord, werdet die linke Seite übernehmen», sagte der König zum Earl of Warwick. «Wir werden am oberen Drittel des Hanges in Stellung gehen, die Bogenschützen in vorderster Linie und an den Seiten.»

«Und Ihr, Sire?», fragte der Earl of Warwick.

«Ich werde bei der Mühle sein», erwiderte der König und trieb sein Pferd den Hügel hinauf. Am oberen Drittel stieg er ab, wartete, bis ein Knappe die Zügel seiner Stute übernommen hatte, und begann mit der eigentlichen Arbeit dieses Morgens. Er schritt den Hang ab, markierte mit seinem weißen Stab verschiedene Punkte und wies die Fürsten, die ihn begleiteten, an, wer mit seinen Männern wo Aufstellung beziehen sollte. Die Fürsten wiederum entsandten jemanden aus ihrem Gefolge, um ihre Hauptmänner herbeizuholen, damit diese beim Aufmarsch der Armee wussten, wohin sie zu gehen hatten.

«Bringt die Banner her», befahl der König, «und rammt sie dort ein, wo die Männer in Stellung gehen sollen.»

Er beließ seine Armee in den drei Zügen, in denen sie seit der Normandie marschiert waren. Die beiden größten davon würden eine breite dichte Linie von Soldaten bilden, die sich über den obersten Teil des Hanges erstreckte. «Sie werden zu Fuß kämpfen», befahl der König, wie alle es erwartet hatten. Dennoch stöhnten ein paar der jüngeren Lords auf, denn es war ehrenvoller, auf dem Rücken eines Pferdes zu kämpfen. Doch Edward war der Sieg wichtiger als die Ehre. Er wusste nur zu gut, dass seine Soldaten, wenn sie zu Pferd saßen, bei einem Angriff der Franzosen sofort auf den Feind zustürmen würden, und dann gäbe es statt einer Schlacht nur ein wüstes Gemetzel am Fuß des Hügels, das die Franzosen auf jeden Fall gewinnen würden, da sie viel zahlreicher waren. Zu Fuß hingegen konnten seine Männer sich nicht auf den Feind stürzen, sondern mussten warten, bis sie angegriffen wurden. «Die Pferde bleiben beim Tross, hinter dem Hügel», befahl er. Er selbst würde den dritten und kleinsten Zug befehligen, der als Reserve auf der Hügelkuppe warten würde.

«Ihr bleibt bei mir, Exzellenz», sagte der König zum Bischof von Durham.

Der Bischof, der vom Hals bis zu den Zehenspitzen in einer Rüstung steckte und mit einem schweren, dornenbesetzten Streitkolben bewaffnet war, zog eine finstere Miene. «Ihr wollt mir die Gelegenheit nehmen, den Franzosen den Kopf einzuschlagen, Sire?»

«Stattdessen dürft Ihr Gott mit Euren Gebeten attackieren», entgegnete der König, und seine Fürsten lachten. «Unsere Bogenschützen», fuhr er fort, «werden

hier, hier und hier stehen.» Er lief hin und her und rammte den weißen Stab alle paar Schritte in das Gras. Die Bogenschützen waren sein einziger Vorteil, das wusste Edward. Ihre langen weiß gefiederten Pfeile würden den glorreichen Angriff der feindlichen Reiter blutig zu Fall bringen.

«Wollt Ihr Löcher, Sire?», fragte der Earl of Northampton.

«So viele, wie Ihr mögt, William», antwortete der König. Sobald die Bogenschützen entlang der Kampflinie in Stellung gegangen waren, würden sie den Befehl bekommen, ein Stück den Hang hinunter Löcher in den Boden zu graben. Sie brauchten nicht groß zu sein, es genügte, wenn ein Pferd sich darin ein Bein brechen konnte. Wenn ausreichend Löcher vorhanden waren, wurde der Angriff dadurch gebremst und durcheinandergebracht. «Und hier», sagte der König, der mittlerweile am südlichen Ende der Hügelkuppe angekommen war, «werden wir ein paar leere Wagen aufstellen. Bringt die eine Hälfte der Kanonen hierher und den Rest auf die andere Seite. Und ich will hier noch zusätzliche Bogenschützen.»

«Wenn wir noch welche haben», grummelte der Earl of Warwick.

«Wozu die Wagen?», fragte der Earl of Northampton.

«Man kann nicht gegen eine Mauer aus Wagen reiten, William», erwiderte der König lächelnd. Dann ließ er sich sein Pferd bringen. Da die Rüstung so schwer war, mussten zwei Knappen ihn in den Sattel hieven, was ein wenig würdelos aussah. Sobald er saß, ließ er den Blick über den Hügelkamm schweifen, auf dem die ersten Banner

anzeigten, wo seine Männer in Stellung gehen würden. In einer oder zwei Stunden würde die ganze Armee hier versammelt sein, um die Franzosen in den Pfeilhagel der Bogenschützen zu locken. Er wischte die Erde vom Ende seines weißen Stabes und trieb sein Pferd auf Crécy zu. «Mal sehen, ob es dort etwas zu essen gibt.»

Die Banner flatterten auf dem verlassenen Hügel. Grau lastete der Himmel über den Feldern und Waldgebieten. Im Norden hatte der Regen eingesetzt, und es wehte ein kalter Wind. Die Straße nach Osten, über die die Franzosen kommen mussten, lag noch immer verlassen da. Die Priester beteten.

Erbarme dich unser, o Herr, in deiner unendlichen Gnade, erbarme dich unser.

Der Mann, der sich Harlekin nannte, befand sich in dem Wald, der östlich des Hügels zwischen Crécy und Wadicourt lag. Er hatte Abbeville mitten in der Nacht verlassen, hatte die Wachen gezwungen, ihm das Nordtor zu öffnen und seine Männer mit der Hilfe eines Priesters aus Abbeville, der sich in der Gegend auskannte, durch die Dunkelheit geführt. Hinter einem Buchengehölz verborgen, hatte er beobachtet, wie der englische König den Hügelkamm inspiziert hatte. Jetzt war der König verschwunden, aber im Gras flatterten Banner, und die ersten englischen Truppen zogen vom Dorf herauf. «Sie rechnen damit, dass wir hier angreifen», bemerkte er.

«Dieser Ort ist so gut wie jeder andere», grummelte Sir Simon Jekyll. Er konnte es nicht leiden, mitten in der Nacht

aus dem Schlaf gerissen zu werden. Er wusste zwar, dass der sonderbare schwarz gekleidete Mann sich erboten hatte, der französischen Armee als Späher zu dienen, aber er war nicht auf den Gedanken gekommen, dass man vom gesamten Gefolge des Harlekins erwarten würde, auf das Frühstück zu verzichten und sich sechs kalte Stunden lang durch pechschwarzes, verlassenes Land zu schlagen.

«Der Ort ist fatal für eine Schlacht», entgegnete der Harlekin. «Sie werden den Hügel mit Bogenschützen besetzen, und wir werden genau in ihre Pfeile reiten. Viel vernünftiger wäre es, sie von der Seite anzugreifen.» Er wies nach Norden.

«Erzählt das Seiner Majestät», sagte Sir Simon verächtlich.

«Ich bezweifle, dass der König auf mich hören würde.» Der Harlekin hatte die Herablassung wohl bemerkt, ging jedoch nicht darauf ein. «Jetzt noch nicht. Wenn wir uns einen Namen gemacht haben, wird er auf uns hören.» Er klopfte seinem Pferd den Hals. «Ich habe erst einmal mit englischen Bogenschützen zu tun gehabt, und da war es nur ein einzelner Mann, aber ich habe gesehen, wie ein Pfeil sich glatt durch ein Kettenhemd gebohrt hat.»

«Und ich habe gesehen, wie ein Pfeil durch zwei Finger dickes Eichenholz ging», sagte Sir Simon.

«Drei Finger dick», trumpfte Henry Colley auf. Obgleich er, ebenso wie Sir Simon, sich möglicherweise sehr bald diesen Pfeilen aussetzen musste, war er stolz auf die Stärke der englischen Waffen.

«Nicht ungefährlich, in der Tat», sagte der Harlekin, doch seine Stimme klang unbekümmert. Er wirkte niemals besorgt, sondern stets ruhig und gelassen, und diese Selbstbeherrschung reizte Sir Simon. Was ihn jedoch noch mehr ärgerte, waren die ein wenig schweren Lider des Harlekins, die ihn, wie ihm irgendwann aufging, an Thomas von Hookton erinnerten. Der hatte genauso gut ausgesehen, aber immerhin war er tot, und somit hatten sie es heute mit einem Bogenschützen weniger zu tun. «Aber auch Bogenschützen kann man besiegen», fügte der Harlekin hinzu.

Sieh an, dachte Sir Simon. Der Franzose war in seinem ganzen Leben erst einem einzigen Bogenschützen begegnet, aber er wusste bereits, wie man sie besiegen konnte. «Wie denn?»

«Das habt Ihr mir doch selbst verraten», erwiderte der Harlekin. «Indem man wartet, bis sie alle ihre Pfeile verschossen haben. Man schickt ein, zwei Stunden lang einfaches Fußvolk auf sie los, Bauern, Händler und Idioten, und dann erst kommt die eigentliche Truppe.» Er wendete sein Pferd. «Wir werden mit der zweiten Reihe angreifen. Ganz gleich, welche Befehle wir erhalten, wir warten, bis ihnen die Pfeile ausgegangen sind. Wer will sich schon von ein paar dreckigen Bauern abschießen lassen? So erwirbt man sich keinen Ruhm.»

Damit hatte er allerdings recht, dachte Sir Simon. Er folgte dem Harlekin bis zum anderen Ende des Buchengehölzes, wo die Knappen und Diener mit den Lastpferden warteten. Zwei Boten wurden mit einer

Nachricht über die Pläne der Engländer losgeschickt, der Rest saß ab und befreite die Pferde von den Sätteln. Nun war Zeit, zu rasten und zu essen, die Schlachtrüstung anzulegen und ein Gebet zu sprechen.

Der Harlekin betete oft, was Sir Simon als peinlich empfand. Er betrachtete sich zwar als guten Christen, aber er klammerte sich mit seiner Seele nicht an Gottes Schürzenzipfel. Er legte ein- oder zweimal im Jahr die Beichte ab, ging zur Messe und nahm seine Kopfbedeckung ab, wenn die Sakramente vorbeigetragen wurden, aber darüber hinaus verwendete er kaum einen Gedanken an fromme Pflichten. Der Harlekin hingegen vertraute sich täglich Gott an, obwohl er nur selten eine Kirche betrat und nicht viel für Priester übrig hatte. Es war, als hätte er eine persönliche Verbindung zum Himmel, und das ärgerte und tröstete Sir Simon gleichermaßen. Es ärgerte ihn, weil es ihm unmännlich schien, und es tröstete ihn, weil ein Soldat Gott niemals mehr gebrauchen konnte als an einem Tag des Kampfes.

Dieser Tag schien für den Harlekin jedoch von besonderer Bedeutung zu sein, denn nachdem er niedergekniet war und eine Weile still gebetet hatte, erhob er sich und befahl seinem Knappen, ihm die Lanze zu bringen. Sir Simon, der im Stillen wünschte, sie würden mit dem frommen Gehabe aufhören und endlich essen, schloss daraus, dass sie sich bewaffnen sollten, und befahl Colley, ebenfalls seine Lanze zu holen, doch der Harlekin befahl ihm zu warten.

Die in Leder gewickelten Lanzen wurden von einem Lastpferd getragen, doch der Knappe des Harlekins holte

eine andere, einzelne Lanze, die von einem besonderen Pferd getragen wurde und nicht nur in Leder, sondern zusätzlich noch in Leinen gehüllt war. Sir Simon hatte angenommen, dass es die persönliche Waffe des Harlekins war, doch als das Leinen aufgeschlagen wurde, sah er, dass es eine uralte, verzogene Lanze war, deren Holz so trocken und dunkel war, dass sie gewiss bei der leichtesten Belastung zersplitterte. Die Spitze schien aus Silber zu sein, was unsinnig war, denn das Metall war viel zu weich für den Kampf.

Sir Simon grinste. «Damit wollt Ihr doch wohl nicht kämpfen!»

«Wir werden alle damit kämpfen», sagte der Harlekin, und zu Sir Simons Erstaunen fiel der schwarz gekleidete Mann erneut auf die Knie. «Runter», befahl er Sir Simon.

Obwohl er sich wie ein Trottel vorkam, folgte Sir Simon der Aufforderung.

«Ihr seid ein guter Soldat, Sir Simon», sagte der Harlekin. «Mir sind nur wenige Männer begegnet, die so geschickt mit Waffen umgehen können, und ich wüsste nicht, wen ich in der Schlacht lieber an meiner Seite hätte, aber zum Kampf gehört mehr als nur Schwerter, Lanzen und Pfeile. Ihr müsst nachdenken, bevor Ihr kämpft, und Ihr müsst beten, denn wenn Gott auf Eurer Seite ist, kann Euch niemand besiegen.»

Sir Simon, der dunkel ahnte, dass er getadelt wurde, bekreuzigte sich. «Ich bete ja», verteidigte er sich.

«Dann dankt Gott dafür, dass wir mit dieser Lanze in den Kampf ziehen.»

«Warum?»

«Weil es die Lanze des heiligen Georg ist, und der Mann, der mit dieser Lanze kämpft, steht unter dem Schutz Gottes.»

Sir Simon starrte die Lanze an, die ehrfürchtig in das Gras gelegt worden war. In seinem Leben hatte es ein paar Momente gegeben, meist wenn er halb betrunken war, in denen er einen Funken von Gottes Mysterium erblickt hatte. Einmal hatte die inbrünstige Predigt eines Dominikaners ihn zu Tränen gerührt, obgleich die Wirkung nur bis zu seinem nächsten Besuch im Wirtshaus vorgehalten hatte, und er war in Ehrfurcht erstarrt, als er zum ersten Mal eine Kathedrale betreten hatte, deren gewaltige Kuppel von Kerzen erleuchtet war, aber solche Augenblicke waren selten und alles andere als willkommen. Nun jedoch berührte mit einem Mal das Wunder Gottes sein Herz. Er betrachtete die Lanze, und jetzt sah er nicht länger einen brüchigen alten Holzstab mit einer unpraktischen Silberklinge, sondern eine Waffe von göttlicher Macht, vom Himmel gesandt, um die Menschen auf der Erde unbesiegbar zu machen, und er spürte zu seiner Überraschung, wie Tränen in seinen Augen brannten.

«Meine Vorfahren haben sie aus dem Heiligen Land hergebracht», sagte der Harlekin. «Sie behaupteten, wer unter dem Schutz der Lanze kämpfe, sei unbesiegbar, doch das stimmte nicht. Sie wurden besiegt, aber als alle ihre Verbündeten starben, als die Feuer der Hölle entzündet wurden, um ihre Gefolgsleute zu verbrennen, überlebten

sie. Sie verließen Frankreich und nahmen die Lanze mit, doch mein Onkel stahl sie und versteckte sie vor uns. Ich habe sie wiedergefunden, und nun wird sie uns in der Schlacht beschützen.»

Sir Simon sagte nichts. Er betrachtete die Waffe mit einem Gesichtsausdruck, der an Ehrfurcht grenzte.

«Die Welt verkommt», sagte der Harlekin. «Die Kirche ist korrupt, und die Könige sind schwach. Es liegt in unserer Macht, Sir Simon, eine neue, von Gott geliebte Welt zu erschaffen, doch dazu müssen wir zuerst die alte vernichten. Wir müssen erst selbst die Macht ergreifen, um sie dann Gott zu geben. Deshalb kämpfen wir.»

Henry Colley, offenbar unberührt von der Dramatik des Augenblicks, bohrte in der Nase. Er hielt den Franzosen für vollkommen übergeschnappt, doch Sir Simon lauschte mit verzücktem Gesicht.

«Sagt mir», fuhr der Harlekin fort, «was ist auf der Kriegsflagge des englischen Königs abgebildet?»

«Der Drache», antwortete Sir Simon.

Der Harlekin verzog seine Lippen zu einem seltenen Lächeln. «Ist das kein Omen?», fragte er. «Ich will Euch sagen, was heute geschehen wird. Der König von Frankreich wird kommen, und er wird voller Ungeduld angreifen. Der Tag wird sich ungünstig für uns entwickeln. Die Engländer werden uns verhöhnen, weil wir sie nicht schlagen können, doch dann werden wir die Lanze in die Schlacht tragen, und Ihr werdet sehen, wie Gott das Blatt wendet. Aus der Niederlage werden wir einen Sieg machen. Ihr werdet den Sohn des englischen Königs

gefangen nehmen, vielleicht wird es uns sogar gelingen, Edward selbst in unsere Gewalt zu bringen, und unsere Belohnung wird die Gunst von Philippe de Valois sein. Dafür kämpfen wir, Sir Simon – für die Gunst des Königs, denn diese Gunst bedeutet Macht, Reichtum und Land. Ihr werdet unseren Reichtum teilen, aber nur solange Ihr dafür einsteht, dass wir unsere Macht dazu benutzen, die Christenheit von ihrer Verderbnis zu befreien. Wir werden die Geißel der Gottlosen sein.»

Der hat sie ja nicht mehr alle, dachte Henry Colley. Er sah zu, wie der Harlekin sich erhob, zu einem der Lastpferde ging und ein Stoffstück aus der Packtasche nahm. Wie sich zeigte, war es eine rote Flagge, auf der ein sonderbares Tier mit Hörnern, Stoßzähnen und Klauen abgebildet war, das auf den Hinterbeinen stand und einen Kelch in den Vorderpfoten hielt.

«Das ist das Banner meiner Familie», erklärte der Harlekin, während er es mit schwarzen Bändern an der Silberspitze der Lanze befestigte. «Und es war in Frankreich viele Jahre lang verboten, weil seine Träger sich gegen den König und die Kirche erhoben hatten. Unsere Ländereien wurden verwüstet und unsere Burg dem Erdboden gleichgemacht, aber heute werden wir Helden sein, und dieses Banner wird wieder in Ehren gehisst werden.» Er rollte die Flagge um die Lanzenspitze, sodass der Greif verborgen war. «Heute», sagte er voller Inbrunst, «wird meine Familie wiederauferstehen.»

«Und welche Familie ist das?», fragte Sir Simon.

«Mein Name ist Guy Vexille», verkündete der Harlekin, «und ich bin der Graf von Astarac.»

Den Namen hatte Sir Simon noch nie gehört, aber es befriedigte ihn zu erfahren, dass sein Herr ein richtiger Adliger war, und zum Zeichen seiner Ergebenheit erhob er die gefalteten Hände zu Guy Vexille. «Ich werde Euch nicht enttäuschen, Mylord», sagte er mit ungewohnter Demut.

«Gott wird uns heute nicht enttäuschen», sagte Guy Vexille und umfasste Sir Simons Hände mit seinen eigenen. «Heute», fuhr er mit erhobener Stimme fort, nun an all seine Ritter gewandt, «werden wir England vernichten.»

Denn er hatte die Lanze.

Und die Armee des Königs von Frankreich war im Anmarsch.

Und die Engländer hatten sich dem Gemetzel ausgeliefert.

«Hier sind eure Pfeile», sagte Will Skeat. Er stand am Waldrand neben einem Haufen Pfeilbündel, die von einem Wagen abgeladen worden waren. Plötzlich hielt er inne und starrte Thomas an. «Gute Güte. Hat sich eine Ratte über deine Haare hergemacht?» Er zog die Stirn kraus. «Steht dir aber. Jetzt siehst du endlich erwachsen aus.» Dann wandte er sich wieder den Pfeilen zu und gab jedem Bogenschützen ein Bündel. «Geht sparsam damit um. Es sieht nach viel aus, aber die meisten von euch gottverdammten Hundesöhnen sind noch nie in einer richtigen Schlacht gewesen, und so eine Schlacht verschlingt Pfeile wie eine Hure Schw… Oh, guten Morgen, Vater Hobbe!»

«Kriege ich auch ein paar, Will?»

«Vergeudet sie nicht für Sünder, Vater», entgegnete Skeat und warf ihm ein Bündel zu. «Tötet lieber ein paar gottesfürchtige Franzosen.»

«So etwas gibt es gar nicht, Will. Das sind alles Teufelsbälger.»

Thomas leerte ein Bündel in seine Pfeiltasche und schob sich ein zweites unter den Gürtel. In seinem Helm hatte er zwei Bogensehnen verstaut, gut geschützt vor dem drohenden Regen. Ein Schmied war zum Lager der Bogenschützen gekommen und hatte die Kerben aus ihren Schwertern, Äxten, Messern und Hellebarden herausgeschlagen und die Klingen geschärft. Der Schmied, der in der ganzen Armee herumkam, erzählte, der König sei nach Norden geritten, um nach einem Schlachtfeld Ausschau zu halten, doch er selbst glaube nicht, dass die Franzosen an diesem Tag kämen. «'ne Menge Trubel wegen nichts», grummelte er, während er mit seinem Wetzstein über Thomas' Schwert fuhr. «Das ist ja eine französische Waffe», sagte er und musterte die lange Klinge.

«Aus Caen.»

«Dafür würdest du ein paar Pennies kriegen», brummte er anerkennend. «Guter Stahl. Natürlich alt, aber gut.»

Nachdem die Bogenschützen ihre Pfeilvorräte aufgefüllt hatten, packten sie ihre Habseligkeiten auf einen Wagen, der zum restlichen Tross der Armee gebracht werden würde. Ein Mann, der an Leibschmerzen litt, sollte ihn bewachen, und ein zweiter Kranker würde auf die Pferde aufpassen. Will Skeat schickte den Wagen davon und ließ

den Blick über seinen Trupp gleiten. «Die Bastarde kommen», knurrte er. «Wenn nicht heute, dann morgen. Sie sind mehr als wir, sie haben satte Bäuche und Stiefel an den Füßen, und sie meinen, ihre Scheiße riecht nach Rosen, bloß weil sie Franzosen sind, aber sie sterben wie alle anderen auch. Schießt auf ihre Pferde, dann werdet ihr den Sonnenuntergang noch miterleben. Und denkt dran, sie haben keine Bogenschützen, also werden sie verlieren. Die Sache ist ganz einfach: Bleibt ruhig, zielt auf die Pferde, verschwendet eure Pfeile nicht und hört auf die Befehle. Auf geht's, Jungs.»

Sie wateten durch den seichten Fluss, einer der vielen Trupps von Bogenschützen, die aus dem Wald kamen und sich in das Dorf Crécy begaben, wo die Ritter auf und ab gingen und nach ihren Knappen und Pagen riefen, um einen Riemen fester zurren oder eine Schnalle lockern zu lassen, damit ihre Rüstung bequemer saß. Pferde wurden gruppenweise, Zügel an Zügel, zur Rückseite des Hügels geführt, wo sie zusammen mit den Frauen und Kindern und dem Gepäck der Armee zwischen den kreisförmig aufgestellten Wagen warten sollten. Der Prince of Wales stand, bis zur Taille gerüstet, neben der Kirche und aß einen Apfel. Er nickte zerstreut, als Skeats Männer respektvoll ihre Helme abnahmen. Jeanette war nirgends zu sehen, und Thomas fragte sich, ob sie allein geflohen war, stellte dann jedoch fest, dass es ihm gleichgültig war.

Eleanor ging neben Thomas her. Sie berührte seine Pfeiltasche. «Hast du genug Pfeile?»

«Kommt darauf an, wie viele Franzosen kommen.»

«Wie viele sind es denn auf eurer Seite?» Gerüchten zufolge umfasste die Armee jetzt etwa achttausend Mann, die Hälfte davon Bogenschützen, und Thomas ging davon aus, dass die Schätzung zutraf. Er gab die Zahl an Eleanor weiter, die daraufhin die Stirn runzelte. «Und wie groß ist die französische Armee?»

«Das weiß nur Gott», erwiderte Thomas, doch er nahm an, dass es weit mehr als achttausend Mann waren. Aber da er an diesem Ungleichgewicht nichts ändern konnte, versuchte er, nicht weiter darüber nachzudenken, während er mit den anderen Bogenschützen den Hügel erklomm. Sie überquerten die Kuppe, um sich den langgezogenen Hang auf der anderen Seite anzusehen, und einen Moment kam es Thomas so vor, als habe gerade ein großer Jahrmarkt begonnen. Überall auf dem Hügel flatterten bunte Fahnen, zwischen denen Gruppen von Männern umhergingen, und es fehlten nur noch ein paar Tanzbären und Jongleure.

Will Skeat war stehen geblieben, um nach dem Banner des Earl of Northampton Ausschau zu halten. Schließlich erblickte er es auf der rechten Seite, direkt unterhalb der Mühle. Er führte seine Männer dorthin, und ein Soldat zeigte ihnen die Pflöcke, die ihre Stellung markierten. «Der Earl will, dass Löcher für die Pferde ausgehoben werden», sagte der Soldat.

«Ihr habt’s gehört», rief Will Skeat. «An die Arbeit!»

Eleanor half Thomas beim Graben. Der Boden war fest, und sie mussten ihn mit Messern auflockern, bevor sie die Erde mit den Händen herausheben konnten.

«Wozu sind die Löcher gut?», fragte Eleanor.

«Um die Pferde ins Stolpern zu bringen», erwiderte Thomas. Er trat die ausgehobene Erde beiseite, bevor er sich an das nächste Loch machte. Überall auf dem Hang gruben Bogenschützen ein paar Schritte vor ihrer Stellung solche Löcher. Selbst wenn die feindlichen Soldaten in vollem Galopp angestürmt kamen, würden die Löcher sie aufhalten. Sie konnten ihnen zwar ausweichen, aber nur langsam. So würde die Wucht ihres Angriffs gebremst, und während sie versuchten, sich zwischen den heimtückischen Löchern hindurchzulavieren, waren sie den Pfeilen der Bogenschützen ausgesetzt.

«Sieh mal», sagte Eleanor und wies auf die gegenüberliegende Hügelkuppe. Thomas folgte ihrem Blick und sah eine Handvoll Reiter. Die ersten Franzosen waren eingetroffen und spähten über das Tal zur englischen Armee, die sich nach und nach unter den Flaggen sammelte.

«Das dauert noch Stunden», sagte Thomas. Die Reiter dort drüben waren vermutlich nur die Vorhut, die den Feind aufspüren sollte; die eigentliche Armee war sicher noch auf dem Weg von Abbeville hierher. Die Armbrustschützen, die bestimmt den Angriff anführen würden, waren alle unberitten.

Zu Thomas’ Rechten, wo der Hügel sich zum Fluss und zum Dorf hin senkte, wurde eine Festung aus leeren Wagen errichtet. Sie wurden eng zusammengeschoben, um eine Barriere gegen die Reiter zu bilden, und zwischen ihnen standen Kanonen, allerdings nicht die Exemplare, die am

Tor der Zitadelle von Caen gescheitert waren, sondern wesentlich kleinere Modelle.

«Großmäuler», sagte Will Skeat zu Thomas.

«Großmäuler?»

«So heißen die Dinger.» Er führte Thomas und Eleanor den Hang hinunter zu den seltsamen Kanonen, die wie Bündel aus Eisenrohren aussahen. Ein Teil der Kanoniere mischte das Schießpulver, während die anderen *garros* bereitlegten, die langen, pfeilartigen Geschosse, die in die Rohre geschoben wurden. Einige Großmäuler hatten acht Geschützrohre, andere sieben und ein paar nur vier. «Vollkommen nutzlos, die verfluchten Dinger», schimpfte Skeat, «aber vielleicht erschrecken sie wenigstens die Pferde.» Mit einem Nicken grüßte er die Bogenschützen, die vor den Großmäulern ebenfalls Löcher aushoben. An dieser Stelle waren eine Menge Kanonen aufgestellt – Thomas zählte vierunddreißig, und es wurden immer noch neue herbeigerollt –, aber sie brauchten trotzdem den Schutz der Bogenschützen.

Skeat lehnte sich an einen Wagen und blickte zur anderen Hügelkuppe hinüber. Obwohl es nicht warm war, schwitzte er.

«Bist du krank?», fragte Thomas.

«Mir grummelt's ein bisschen im Bauch», gab Skeat zu, «aber das gibt sich schon wieder.» Auf dem anderen Hügel hatten sich mittlerweile etwa vierhundert französische Reiter versammelt, und aus dem Wald kamen weitere hinzu. «Vielleicht findet sie gar nicht statt», sagte Skeat leise.

«Die Schlacht?»

«Ja. Philippe von Frankreich ist launisch. Erst beschließt er, in die Schlacht zu marschieren, und dann fällt ihm plötzlich ein, dass er lieber zu Hause das süße Leben genießt. Habe ich zumindest gehört. Nervöser Kerl.» Skeat zuckte die Achseln. «Aber wenn er glaubt, dass er heute gute Karten hat, dann sieht's übel für uns aus, Tom.»

Thomas grinste. «Und die Löcher? Und die Bogenschützen?»

«Stell dich nicht dümmer, als du bist», gab Skeat zurück. «Nicht jedes Loch bricht ein Bein, und nicht jeder Pfeil trifft sein Ziel. Vielleicht schaffen wir es, den ersten Angriff aufzuhalten, und vielleicht auch noch den zweiten, aber sie werden es immer wieder versuchen, und irgendwann kommen sie durch. Sie sind einfach zu viele. Sie werden sich auf uns stürzen, Tom, und es ist Sache der Soldaten, ihnen eins überzubraten. Behalte einen klaren Kopf, Junge, und denk immer dran: Für den Nahkampf sind die Soldaten zuständig. Wenn die Mistkerle an den Löchern vorbeikommen, nimm deinen Bogen zurück, warte, bis sich ein Ziel bietet, und sieh zu, dass du am Leben bleibst. Und falls wir verlieren», er zuckte die Achseln, «dann lauf in den Wald und versteck dich dort.»

«Was sagt er?», fragte Eleanor.

«Dass es sicher ein leichter Kampf wird.»

«Du bist ein schlechter Lügner, Thomas.»

«Wir schaffen das schon, Will.»

«Tja, vielleicht. Mal sehen.» Skeat löste sich von dem Wagen. «Geht schon mal vor, ihr beiden. Ich brauche kurz

ein ruhiges Plätzchen.»

Thomas und Eleanor wanderten wieder den Hügel hinauf. Die englische Linie nahm allmählich Form an. Hinter den Flaggen sammelten sich Soldaten zu Blöcken, und vor jeder dieser Formationen gingen Bogenschützen in Stellung, während mit weißen Stäben bewaffnete Marschälle dafür sorgten, dass in der Linie Lücken blieben, durch die die Bogenschützen flüchten konnten, wenn die feindlichen Reiter zu nahe kamen. Bündel von Lanzen waren vom Dorf heraufgebracht worden und wurden an die Soldaten in der ersten Reihe verteilt, denn falls es den Franzosen gelang, sich durch die Löcher und Pfeile zu kämpfen, würden die Lanzen als Piken eingesetzt werden.

Bis zum Vormittag war die gesamte Armee auf dem Hügel versammelt. Sie sah wesentlich größer aus, als sie war, da viele Frauen bei ihren Männern geblieben waren und auf dem Gras saßen oder lagen und schliefen. Dann und wann blitzte die Sonne zwischen den Wolken hervor, deren Schatten über das Tal hinwegfegten. Die Löcher waren gegraben und die Kanonen geladen. Etwa tausend Franzosen beobachteten das Ganze vom anderen Hügel, doch keiner wagte sich den Hang hinab. «Ist immer noch besser als marschieren», sagte Jake. «So können wir uns wenigstens mal ausruhen.»

«Wird ’n ruhiger Tag», meinte Sam. Er wies mit dem Kopf zu dem anderen Hügel. «Sind nicht grad viele, was?»

«Das ist doch bloß die Vorhut, du Dussel», sagte Jake.

«Du meinst, es werden noch mehr?» Sam klang ehrlich überrascht.

«Na klar. Die bringen jeden verdammten Bastard mit, den sie finden können.»

Thomas schwieg. Er stellte sich vor, wie die französische Armee über die Straße von Abbeville zog. Sicher wussten alle, dass die Engländer nicht länger flohen, sondern auf sie warteten, und bestimmt beeilten sich die Franzosen, um die Schlacht nur ja nicht zu verpassen. Sie mussten sehr siegesgewiss sein. Er bekreuzigte sich, und Eleanor, die seine Angst spürte, berührte ihn am Arm.

«Dir wird nichts passieren», sagte sie.

«Dir auch nicht, Liebste.»

«Du weißt doch noch, was du meinem Vater versprochen hast?»

Thomas nickte, aber er glaubte nicht daran, dass er an diesem Tag die Lanze des heiligen Georg erblicken würde. Dieser Tag war Wirklichkeit, aber die Lanze gehörte in eine geheimnisvolle Welt, mit der Thomas lieber nichts zu tun haben wollte. Alle waren versessen auf diese Lanze, dachte er, nur ihm, der im Grunde noch viel mehr Interesse daran haben sollte, die Wahrheit herauszufinden, war sie gleichgültig. Er wünschte, er hätte sie nie zu Gesicht bekommen, und der Mann, der sich Harlekin nannte, wäre nie in Hookton aufgetaucht. Aber wenn die Franzosen nicht gelandet wären, würde er nicht den schwarzen Bogen tragen, er säße nicht auf diesem grünen Hügel, und er wäre Eleanor nie begegnet. Man kann Gott nicht den Rücken zukehren, dachte er bei sich.

«Wenn ich die Lanze sehe», versprach er Eleanor, «werde ich um sie kämpfen.» Das war seine Buße, obgleich er noch

immer hoffte, er würde sie nie einlösen müssen.

Zu Mittag aßen sie schimmeliges Brot. Die Franzosen sammelten sich bedrohlich auf dem anderen Hügel – mittlerweile waren es zu viele, um sie zu zählen –, und der erste Teil ihrer Infanterie war eingetroffen. Ein kurzer Schauer überraschte die Bogenschützen, die ihre Sehnen noch nicht abgenommen hatten, und sie rollten sie hastig zusammen und schoben sie unter ihren Helm oder ihre Kappe. Der Wind strich über das Gras.

Und noch immer strömten Franzosen zu dem anderen Hügel. Sie waren eine gewaltige Masse, und sie waren nach Crécy gekommen, um Rache zu üben.

Die Engländer warteten. Zwei von Skeats Bogenschützen spielten auf Rohrflöten, während die *hobelars*, die als zusätzlicher Schutz für die Kanonen an den Flanken der Armee eingeteilt waren, Lieder von grünen Wäldern und plätschernden Bächen sangen. Manche Männer tanzten, als wären sie zu Hause auf dem Dorfplatz, andere schliefen, viele spielten mit Würfeln, und alle außer den Schlafenden blickten unablässig zu der anderen Hügelkuppe hinüber, auf der sich immer mehr Männer drängten.

Jake hatte einen Klumpen Bienenwachs, der in ein Stück Stoff eingewickelt war, und er reichte ihn herum, damit die anderen Schützen ihre Bogen damit einreiben konnten. Es war nicht nötig, aber es gab ihnen etwas zu tun.

«Woher hast du das Wachs?», fragte Thomas.

«Gestohlen natürlich, von einem dämlichen Soldaten. Sattelfett, schätze ich.»

Ein Streit entbrannte darüber, welches Holz die besten Pfeile hervorbrachte. Es war eine alte Debatte, aber sie vertrieb die Zeit. Jeder wusste, dass die besten Pfeile aus Eschenholz waren, aber manche Männer behaupteten gern, Birke oder Hainbuche, ja sogar Eiche, flöge ebenso gut. Erle war zwar gut zum Jagen geeignet, brauchte aber aufgrund ihres Gewichts eine ruhige Hand, und sie flog nicht weit genug für den Einsatz in der Schlacht.

Sam zog einen der neuen Pfeile aus seiner Tasche und zeigte allen, wie verzogen er war. «Der ist bestimmt aus Schwarzdorn», brummte er verdrossen. «Damit kann man glatt um die Ecke schießen.»

«Früher waren die Pfeile besser», sagte Will Skeat, und seine Bogenschützen lachten, denn das hatte er schon hundertmal gesagt. «Ist doch wahr», beharrte Skeat. «Heutzutage geht's nur noch um Schnelligkeit, nicht mehr um gute Arbeit. Wen kümmert's schon, was daraus wird? Die Nichtsnutze werden nach Bündeln bezahlt, die Bündel werden nach London geschafft, und keiner wirft einen Blick drauf, bis wir sie bekommen, und wir stehen dann dumm da. Guckt's euch doch an!» Er nahm Sam den Pfeil ab und drehte ihn zwischen seinen Fingern. «Das ist keine Gänsefeder! Das ist eine gottverdammte Spatzenfeder. Zu nichts nutze, außer um sich den Hintern zu kratzen.» Er warf den Pfeil zu Sam zurück. «Nein, ein richtiger Bogenschütze macht seine Pfeile selbst.»

«Ich hab's früher getan», sagte Thomas.

«Aber jetzt bist du zu faul dazu, was?» Skeat grinste, doch sein Grinsen verschwand, als er über das Tal blickte. «Die verfluchten Schweinehunde werden immer mehr», grummelte er und verzog das Gesicht, als ein einzelner Regentropfen auf seine ausgefransten Stiefel platschte. «Ich wünschte, es würde endlich regnen. Dann hätten wir's hinter uns. Falls es schifft, wenn die Franzosen angreifen, können wir gleich die Beine in die Hand nehmen, weil die Bogen dann nicht schießen.»

Eleanor saß neben Thomas und beobachtete den anderen Hügel. Dort waren mittlerweile mindestens ebenso viele Männer wie bei den Engländern, und der Hauptzug der französischen Armee traf gerade erst ein. Berittene Soldaten breiteten sich über den Hügel aus und stellten

sich zu *conrois* auf. Ein *conroi* war die kleinste Gefechtseinheit eines Ritters oder Soldaten, und die meisten umfassten zwischen zwölf und zwanzig Mann, aber diejenigen, die als Leibgarde der hohen Fürsten fungierten, waren wesentlich größer. Auf dem anderen Hügel befanden sich jetzt so viele Reiter, dass einige ein Stück den Hang hinunter ausweichen mussten. Das Ganze bildete ein buntes Mosaik, da die Soldaten Waffenröcke mit dem Wappen ihres Herrn trugen und die Pferde entsprechende Schabracken, außerdem mischte sich das Blau, Rot, Gelb und Grün der französischen Banner darunter. Doch trotz des bunten Gemischs blieb das matte Grau der Rüstungen und Kettenpanzer die vorherrschende Farbe. Vor den Reitern tauchten die ersten rot-grünen Wämser der Genueser Armbrustschützen auf. Bisher waren es nur wenige, doch immer mehr strömten herbei und stellten sich neben ihren Kameraden auf.

Aus der Masse der Engländer erhoben sich Jubelrufe, und Thomas sah, wie Bogenschützen hastig aufsprangen. Sein erster Gedanke war, dass die Franzosen zum Angriff übergegangen sein mussten, doch er konnte weder feindliche Reiter noch fliegende Pfeile entdecken.

«Hoch!», rief Will Skeat plötzlich. «Steht auf!»

«Was ist los?», fragte Jake.

Da erblickte Thomas die Reiter. Keine Franzosen, sondern ein Dutzend Engländer, die an der wartenden Front entlangritten, wobei sie ihre Pferde sorgsam von den Löchern in der Erde fernhielten. Drei der Reiter trugen Banner, und eines davon war eine gewaltige Standarte mit

Lilien und Leoparden in einem Rahmen aus Gold. «Das ist der König», sagte jemand, und Skeats Bogenschützen stimmten in die Jubelrufe ein.

Der König hielt an und sprach mit den Männern in der Mitte der Gefechtslinie, dann trabte er weiter zur rechten Flanke. Seine Eskorte saß auf mächtigen Streitrössern, doch der König ritt eine graue Stute. Er trug seinen leuchtenden Umhang, hatte jedoch seinen gekrönten Helm über den Sattelknauf gehängt und war barhäuptig. Die königliche Standarte, ganz in Rot, Gold und Blau, führte die Flaggen an, gefolgt vom persönlichen Wappen des Königs, einer flammenden aufgehenden Sonne. Den Abschluss bildete, am lautesten bejubelt, eine außergewöhnlich lange Fahne, die den feuerspeienden Drachen von Wessex zeigte. Es war die Flagge von England, die Flagge der Männer, die Wilhelm den Eroberer bekämpft hatten, und der Nachkomme des Eroberers ließ sie nun flattern, um zu zeigen, dass er ebenso Engländer war wie die Männer, die ihm zujubelten, als er auf der grauen Stute vorüberritt.

Ganz in der Nähe von Will Skeats Trupp blieb er erneut stehen und hob seinen weißen Stab, um die Rufe zum Verstummen zu bringen. Die Bogenschützen hatten ihre Helme abgenommen, und einige hatten das Knie gesenkt. Der König wirkte noch immer jung, und sein Haar und sein Bart waren so golden wie die Sonne auf seinem Wappen.

«Ich danke euch», begann er, und seine Stimme war so heiser, dass er innehielt und noch einmal begann. «Ich danke euch, dass ihr hier seid.» Darauf setzte der Jubel wieder ein, und Thomas stimmte ein, ohne darüber

nachzudenken, ob sie überhaupt eine andere Wahl gehabt hatten. Wieder hob der König seinen Stab, um für Ruhe zu sorgen. «Wie ihr seht, haben die Franzosen beschlossen, uns Gesellschaft zu leisten. Vielleicht sind sie einsam.» Obwohl es kein sonderlich guter Scherz war, brach lautes Gelächter aus, das sich in Hohnrufe gegen den Feind verwandelte. Der König wartete lächelnd, bis die Rufe verklangen. «Wir sind hierher gekommen», rief er dann, «um die Rechte und Ländereien und Privilegien einzufordern, die uns durch das Gesetz Gottes und der Menschen zustehen. Mein französischer Vetter fordert uns heraus, und damit fordert er auch Gott heraus.» Die Männer schwiegen jetzt und lauschten aufmerksam. Die Streitrösser aus dem Gefolge des Königs tänzelten unruhig auf der Stelle, aber sonst rührte sich niemand. «Gott wird die Dreistigkeit Philippes von Frankreich nicht dulden», fuhr der König fort. «Er wird Frankreich bestrafen, und ihr», er wies mit einer Handbewegung auf die Bogenschützen, «seid Sein Werkzeug. Gott ist mit euch, und ich verspreche euch, ich schwöre vor Gott und bei meinem eigenen Leben, dass ich nicht von diesem Feld weichen werde, bevor der letzte Mann meiner Armee es verlassen hat. Wir werden gemeinsam auf diesem Hügel bleiben, wir werden gemeinsam kämpfen, und wir werden gemeinsam siegen, für Gott, für den heiligen Georg und für England!»

Erneut brandeten die Jubelrufe auf, und der König würdigte sie mit einem Lächeln und einem Nicken. Da trat der Earl of Northampton aus der Reihe und sprach zu ihm.

Der König beugte sich im Sattel vor, lauschte einen Moment und richtete sich dann wieder auf, noch immer lächelnd. «Gibt es hier einen Master Skeat?»

Skeat lief sofort rot an, rührte sich jedoch nicht. Der Earl grinste, der König wartete, und schließlich deuteten ein paar von den Bogenschützen auf ihren Anführer. «Da ist er!»

«Kommt her!», befahl der König streng.

Verlegen schob Will Skeat sich zwischen seinen Männern hindurch, trat auf das Pferd des Königs zu und beugte das Knie. Der König zog sein mit Rubinen besetztes Schwert und berührte damit Skeats Schulter. «Man hat uns mitgeteilt, dass Ihr einer unserer besten Soldaten seid. Zum Dank dürft Ihr Euch von nun an Sir William Skeat nennen.»

Die Beifallsrufe der Bogenschützen wurden noch lauter. Will Skeat, nunmehr Sir William, blieb auf seinem Knie, während der König weiterritt, um seine Ansprache vor den letzten Männern in der Linie und vor den Kanonieren in dem Kreis aus Bauernwagen zu wiederholen. Der Earl of Northampton, der offenkundig für Skeats Ernennung zum Ritter verantwortlich war, trat zu ihm und führte ihn zurück zu seinen jubelnden Männern. Skeats Gesicht glühte noch immer, als seine Bogenschützen ihm anerkennend auf den Rücken klopften.

«Verdammter Unsinn», grummelte er.

«Du hast es verdient, Will», sagte Thomas und korrigierte sich dann grinsend. «Sir William.»

«Jetzt muss ich doch bloß mehr Steuern zahlen», murrte Skeat, doch man merkte ihm an, dass er sich freute. Dann traf ihn ein Regentropfen auf den unbedeckten Kopf, und er runzelte die Stirn. «Passt auf eure Bogensehnen auf!», rief er.

Die meisten seiner Männer hatten ihre Sehnen längst in Sicherheit gebracht, doch ein paar holten dies eilig nach, als der Regen heftiger wurde. Einer der Soldaten des Earls kam zu ihnen und richtete aus, die Frauen sollten sich hinter die Hügelkuppe zurückziehen. «Ihr habt's gehört», rief Will Skeat. «Die Frauen zum Tross!»

Einige Frauen weinten, doch Eleanor drückte Thomas nur kurz an sich. «Bleib am Leben», sagte sie schlicht und ging durch den Regen davon, vorbei am Prince of Wales, der mit sechs Gefolgsmännern zu seiner Stellung bei den Soldaten hinter Will Skeats Bogenschützen ritt. Der Prinz hatte beschlossen, zu Pferd zu kämpfen, damit er über die Unberittenen hinwegsehen konnte. Und um seine Ankunft zu verkünden, ließ er trotz des heftigen Regens sein Banner hissen, das größer war als alle anderen an der rechten Flanke.

Thomas konnte den anderen Hügel nicht mehr sehen, da die von Norden herüberziehende Regenfront die Sicht behinderte. Es gab nichts anderes zu tun, als dazusitzen und zu warten, während der Rücken seines Lederwamses unter dem Kettenhemd kalt und klamm wurde. Missmutig krümmte er sich zusammen und starrte in das trübe Grau. Solange es so schüttete, konnte kein Bogen vernünftig schießen.

«Wenn sie klug wären», sagte Vater Hobbe und ließ sich neben Thomas nieder, «würden sie jetzt angreifen.»

«Bei dem Dreckwetter würden sie nicht mal merken, wo sie hinlaufen, Vater», erwiderte Thomas. Er sah, dass der Priester einen Bogen und eine Pfeiltasche hatte, aber sonst keinerlei Kampfausrüstung. «Ihr solltet Euch ein Kettenhemd besorgen», sagte er, «oder wenigstens ein gepolstertes Wams.»

«Ich bin mit meinem Glauben gerüstet, mein Sohn.»

«Wo sind Eure Sehnen?», fragte Thomas, da der Priester weder Helm noch Kappe trug.

«Die habe ich um meinen … nun ja … gewickelt. Schließlich muss er ja noch zu etwas anderem gut sein als zum Pinkeln, oder? Und da unten ist es schön trocken.» Vater Hobbe schmunzelte unbekümmert. «Ich bin die Linie abgegangen, Tom, aber deine Lanze habe ich nicht gesehen.»

«Das überrascht mich nicht», sagte Thomas. «Ich habe nie damit gerechnet, dass das verdammte Ding hier auftaucht.»

Vater Hobbe ignorierte seinen Fluch. «Und ich habe mich mit Vater Pryke unterhalten. Kennst du ihn?»

«Nein», erwiderte Thomas kurz angebunden. Der Regen tropfte von seinem Helm auf den krummen Rücken seiner Nase. «Woher zum Teufel soll ich Vater Pryke kennen?»

Vater Hobbe ließ sich von Thomas’ Gereiztheit nicht beirren. «Er ist der Beichtvater des Königs und ein großer Mann. Eines Tages in nicht allzu ferner Zukunft wird er Bischof sein. Ich habe ihn nach den Vexilles gefragt.» Vater Hobbe legte eine Kunstpause ein, doch Thomas schwieg.

«Er erinnert sich an die Familie», fuhr der Priester fort. «Er sagt, sie besaß Ländereien in Cheshire, aber da sie zu Beginn der Regierungszeit von König Edward Mortimer unterstützten, wurden sie verbannt. Und er hat mir noch etwas gesagt. Sie galten von jeher als fromm, aber ihr Bischof vermutete, dass sie merkwürdige Ansichten hatten. Einen Hauch von Gnostizismus.»

«Katharer», sagte Thomas.

«Klingt naheliegend.»

«Und wenn es eine fromme Familie ist, gehöre ich bestimmt nicht dazu. Das ist doch eine gute Nachricht, oder?»

«Du kannst dich nicht drücken, Thomas», sagte Vater Hobbe leise. Sein Haar, das normalerweise wild abstand, klebte nass an seinem Kopf. «Du hast es deinem Vater versprochen. Und du hast die Buße angenommen.»

Thomas funkelte ihn wütend an. «Hier ist ein ganzer Haufen Übeltäter, Vater», sagte er und deutete auf die Bogenschützen, die sich unter dem prasselnden Regen duckten, «die mehr Männer getötet haben als ich. Beackert ihre Seelen und lasst meine in Ruhe.»

Vater Hobbe schüttelte den Kopf. «Du bist auserwählt, Thomas, und ich bin dein Gewissen. Mir ist gerade etwas aufgefallen: Wenn die Vexilles Mortimer unterstützt haben, können sie unseren König nicht lieben. Wenn sie heute hier sind, dann sicher dort drüben.» Er wies mit dem Kopf zu dem anderen Hügel, der noch immer hinter Regenschleiern verborgen war.

«Dann werden sie wohl noch ein Weilchen leben», sagte Thomas.

Vater Hobbe runzelte die Stirn. «Glaubst du etwa, dass wir verlieren?», fragte er streng. «Nein!»

Thomas überlief ein Zittern. «Es muss schon später Nachmittag sein, Vater. Wenn sie jetzt nicht angreifen, werden sie bis morgen früh warten. Dann haben sie einen ganzen Tag, um uns abzuschlachten.»

«Ach, Thomas! Gott liebt dich.»

Darauf erwiderte Thomas nichts, aber bei sich dachte er, dass er nichts weiter wollte, als ein Bogenschütze zu sein und irgendwann Sir Thomas von Hookton zu werden, so wie Will gerade Sir William geworden war. Es gefiel ihm, dem König zu dienen, und er brauchte keinen himmlischen Herrn, der ihn in irgendwelche seltsamen Schlachten gegen Herren der Finsternis führte. «Darf ich Euch einen Rat geben, Vater?», fragte er.

«Jederzeit, Tom.»

«Sobald der erste Franzose ins Gras beißt, schnappt Euch seinen Helm und sein Kettenhemd. Passt auf Euch auf.»

Vater Hobbe klopfte Thomas auf den Rücken. «Gott ist auf unserer Seite. Du hast doch gehört, was der König gesagt hat.» Er erhob sich, um mit anderen Männern zu sprechen, und Thomas blieb allein sitzen. Endlich schien der Regen nachzulassen. Er konnte die Bäume auf der anderen Seite des Tales wieder sehen, die Farben der französischen Flaggen und Waffenröcke, und jetzt auch eine Horde von rot-grünen Armbrustschützen. Die konnten im Moment vermutlich auch nichts ausrichten, denn die Sehne einer

Armbrust war genauso empfindlich gegen Feuchtigkeit wie die eines Bogens. «Das wird heute nichts mehr», rief er Jake zu. «Morgen machen wir das Ganze noch mal.»
«Hoffentlich scheint dann die Sonne», meinte Jake.
Der Wind trug die letzten Regentropfen von Norden herüber. Es war spät. Thomas stand auf, reckte sich und stampfte mit den Füßen auf den Boden. Ein vergeudeter Tag, dachte er, und dann eine hungrige Nacht.
Und morgen seine erste richtige Schlacht.

Eine Gruppe aufgeregter Reiter hatte sich um den französischen König geschart, der noch eine halbe Meile von dem Hügel entfernt war, auf dem der größte Teil seiner Armee sich versammelt hatte. Obgleich hinter ihm noch mindestens zweitausend Soldaten marschierten, übertrafen diejenigen, die auf dem Hügel warteten, die Zahl der Engländer bereits bei weitem.
«Zwei gegen einen, Sire!», sagte Charles, der Graf von Alençon und jüngere Bruder des Königs, mit Nachdruck. Wie bei den anderen Reitern war sein Waffenrock durchnässt, und sein buntes Abzeichen hatte auf das weiße Leinen abgefärbt. Sein Helm war mit Wassertropfen besetzt. «Wir müssen sie töten. Jetzt!», drängte der Graf.
Doch Philippes Instinkt riet ihm zu warten. Es war klüger, seine gesamte Armee aufmarschieren zu lassen, die Gegend sorgfältig auszukundschaften und dann am nächsten Morgen anzugreifen. Aber er spürte, dass seine Begleiter, vor allem sein Bruder, ihn für zaghaft hielten, ja sogar für ängstlich, denn er war der Schlacht gegen die

Engländer schon einmal ausgewichen, und selbst der Vorschlag, noch einen Tag zu warten, würde sie womöglich auf den Gedanken bringen, er sei zu feige für die Königswürde. Dennoch äußerte er ihn, mit dem Argument, der Sieg würde durch sorgfältige Vorbereitung nur umso vollkommener sein.

«Aber wenn Ihr wartet», sagte Alençon sarkastisch, «wird Edward sich in der Nacht davonschleichen, und morgen früh stehen wir vor einem leeren Hügel.»

«Sie sind durchgefroren, nass, hungrig und bereit, sich abschlachten zu lassen», stimmte der Herzog von Lothringen ein.

«Selbst wenn sie nicht fliehen, Sire», warnte der Graf von Flandern, «haben sie mehr Zeit, Gräben und Löcher auszuheben.»

«Und die Zeichen sind gut», fügte Johann von Hennegau hinzu, ein enger Freund des Königs und Seigneur de Beaumont.

«Welche Zeichen?», fragte der König.

Johann von Hennegau winkte einen Mann in einem schwarzen Umhang und mit langem weißem Bart herbei. Der Mann verneigte sich tief. «Die Sonne steht in Konjunktion zu Merkur und in Opposition zu Saturn, Sire», sagte er. «Aber vor allem, edler Herr, steht Mars im Haus der Jungfrau. Das bedeutet Sieg, und es könnte nicht vorteilhafter sein.»

Wie viel Gold sie dem Astrologen wohl gezahlt hatten, damit er diese Prognose stellte, dachte Philippe bei sich. Aber sie klang verlockend. Er hielt es für unklug,

irgendeine Entscheidung ohne Horoskop zu treffen, und fragte sich, wo sein persönlicher Astrologe war. Wahrscheinlich noch auf der Straße von Abbeville.

«Greift jetzt an!», beschwor Alençon seinen Bruder.

Guy Vexille, der Graf von Astarac, schob sein Pferd in das Gedränge um den König. Er erblickte einen Armbrustschützen in rot-grünem Waffenrock, offensichtlich der Anführer der Genueser, und sprach ihn auf Italienisch an. «Hat der Regen die Sehnen aufgeweicht?»

«Und wie», bestätigte Carlo Grimaldi, der Hauptmann der Genueser. Die Sehnen von Armbrüsten konnten nicht abgenommen werden wie die von Bogen, da die Spannung zu groß war, und so hatten die Männer einfach versucht, die Waffen mit ihren Umhängen zu schützen, die jedoch nicht wasserdicht waren. «Wir sollten wirklich bis morgen warten», sagte Grimaldi. «Dann sind auch die Pavesen eingetroffen. Ohne die Langschilde können wir nicht angreifen.»

«Was sagt er?», fragte Alençon.

Der Graf von Astarac übersetzte Seiner Majestät den Wortwechsel, und der König verzog missmutig das lange, blasse Gesicht, als er hörte, dass die Langschilde, die seine Armbrustschützen vor den Pfeilen des Feindes schützen sollten, während sie ihre schwerfälligen Waffen luden, bisher nicht eingetroffen waren. «Wie lange dauert das denn noch?», fragte er verstimmt, doch niemand konnte es ihm sagen. «Warum sind sie nicht bei den Schützen geblieben?», wollte er wissen, doch wiederum bekam er

keine Antwort. «Wer seid Ihr?», wandte der König sich schließlich an den Grafen.

«Astarac, Sire», sagte Guy Vexille.

«Ah.» Es war offenkundig, dass der König keine Ahnung hatte, wer oder was Astarac war. Auch das schlichte Abzeichen des Kreuzes auf Vexilles Schild sagte ihm nichts, aber da der Graf ein gutes Pferd und eine kostbare Rüstung besaß, sah der König keinen Grund, ihm das Recht auf Meinungsäußerung abzusprechen. «Und Ihr meint, die Armbrüste würden nicht schießen?»

«Natürlich schießen sie!», fuhr der Graf von Alençon dazwischen. «Die verdammten Genueser wollen nur nicht kämpfen. Verfluchte Italiener.» Er spuckte aus. «Die Bogen der Engländer sind bestimmt genauso nass», fügte er hinzu.

«Die Armbrüste werden schwächer sein, Sire», erklärte Vexille ruhig, ohne die Feindseligkeit des jungen Grafen zu beachten. «Sie werden schießen, aber nicht so weit und nicht so kraftvoll wie sonst.»

«Es wäre also besser zu warten?», fragte der König.

«Es wäre weiser, Sire», sagte Vexille. «Und es wäre vor allem weise, auf die Pavesen zu warten.»

«Wie ist das Horoskop für morgen?», fragte Johann von Hennegau den Astrologen.

Der Mann schüttelte den Kopf. «Morgen nähert Neptun sich seinem Wendekreis, Sire. Das ist keine günstige Konstellation.»

«Greift sie jetzt an! Sie sind durchnässt, erschöpft und hungrig», drängte Alençon erneut. «Nutzt die

Gelegenheit!»

Der König wirkte noch immer unentschlossen, doch die meisten der hohen Fürsten waren sicher, dass sie sich durchsetzen würden, und attackierten ihn mit ihren Argumenten. Die Engländer saßen in der Falle, und wenn man auch nur einen Tag wartete, gab man ihnen die Gelegenheit zur Flucht. Vielleicht würde inzwischen ihre Flotte in Le Crotoy landen? Greift jetzt an, beharrten sie, auch wenn es schon spät ist. Greift an und tötet sie. Greift an und vernichtet sie. Zeigt dem Christentum, dass Gott auf der Seite der Franzosen ist. Greift an, jetzt! Und weil er schwach war, aber gerne stark erscheinen wollte, gab der König nach.

So wurde die Oriflamme aus ihrer Lederhülle genommen und zu ihrem Ehrenplatz an der Spitze des Heeres getragen. Keine andere Flagge durfte das lange rote Banner überholen, das von seinem Kreuzstab flatterte, bewacht von dreißig auserwählten Rittern, deren rechter Arm mit einem roten Band geschmückt war. Die Reiter bekamen ihre Lanzen ausgehändigt, dann rückten die *conrois* zusammen, bis die Ritter und die Soldaten Knie an Knie waren. Die Trommler nahmen die Schutzhüllen von ihren Instrumenten, und Grimaldi, der Hauptmann der Genueser, bekam den herrischen Befehl, vorzurücken und die englischen Bogenschützen zu töten. Der König bekreuzigte sich, und die begleitenden Priester sanken in dem nassen Gras auf die Knie und begannen zu beten.

Die Herren Frankreichs ritten zur Hügelkuppe, wo ihre bewaffneten Reiter warteten. Bei Anbruch der Dunkelheit

würden sie alle blutige Schwerter haben und genug Gefangene, um England für alle Zeiten zu brechen.

Denn die Oriflamme zog in die Schlacht.

«Bei den Zähnen Gottes!», rief Will Skeat verdutzt aus und sprang auf. «Die Bastarde kommen!» Seine Überraschung war berechtigt, denn es war später Nachmittag, die Zeit, in der Bauern allmählich von den Feldern heimkehrten.

Die Bogenschützen standen auf und starrten hinüber. Noch griff der Feind nicht an, aber eine Horde Armbrustschützen verteilte sich am Fuß des gegenüberliegenden Hügels, während sich oberhalb davon die französischen Ritter und Soldaten mit Lanzen bewaffneten.

Thomas dachte, es könne nur eine Finte sein, denn in drei oder vier Stunden würde die Dunkelheit hereinbrechen. Aber vielleicht waren die Franzosen auch überzeugt, dass sie das Ganze sehr schnell hinter sich bringen konnten. Jetzt setzten sich die Armbrustschützen in Bewegung. Thomas nahm den Helm ab, um eine Sehne herauszuholen, schlang das eine Ende über die Hornkerbe und drückte den Bogen ein wenig zusammen, um die andere Schlaufe in ihrer Halterung zu befestigen. Seine Hände zitterten so sehr, dass es ihm erst beim dritten Versuch gelang, seinen langen schwarzen Bogen zu schnüren. Gütiger Jesus, sie kamen wirklich! Ganz ruhig, sagte er sich, ganz ruhig. Aber er war so nervös wie damals, als er am Hang oberhalb von Hookton gestanden und zum ersten Mal auf einen

Menschen gezielt hatte. Er löste das Band seiner Pfeiltasche.

Von der anderen Seite des Tals klangen Trommelschläge herüber. Dann brach lauter Jubel aus, für den es keinen sichtbaren Anlass gab; die Soldaten rührten sich nicht von der Stelle, und die Armbrustschützen waren noch weit entfernt. Die englischen Trompeten antworteten, ihr Klang erhob sich süß und klar von der Windmühle, wo der König mit seiner Reserve wartete. Überall auf dem Hügel reckten sich Bogenschützen und stampften mit den Füßen auf den Boden. Viertausend englische Bogen waren geschnürt und einsatzbereit, aber es kamen anderthalb mal so viele Armbrustschützen auf sie zu, und hinter den sechstausend Genuesern warteten noch Tausende von bewaffneten Soldaten.

«Ohne Pavesen!», rief Will Skeat. «Und ihre Sehnen sind garantiert nass.»

«Sie haben nicht genug Reichweite, um uns zu treffen.» Vater Hobbe war wieder neben Thomas aufgetaucht.

Thomas nickte, aber sein Mund war zu trocken, um zu antworten. In geschickten Händen – und keine waren geschickter als die der Genueser – konnte eine Armbrust weiter schießen als ein einfacher Bogen, aber nicht mit einer nassen Sehne. Die größere Reichweite war jedoch kein besonderer Vorteil, da es so lange dauerte, eine Armbrust wieder zu spannen, dass ein Bogenschütze sich näher heranwagen und sechs oder sieben Pfeile abschießen konnte, bevor der Feind bereit war, seinen zweiten Bolzen loszulassen. Doch obwohl Thomas dieses Ungleichgewicht

kannte, war er nervös. Der Feind wirkte so übermächtig, und die französischen Trommeln waren gewaltige Kessel mit dicken Häuten, deren Dröhnen im Tal widerhallte wie der Herzschlag des Teufels. Die feindlichen Reiter rückten langsam vor, begierig, ihre Pferde in die englische Front zu treiben, sobald sie vom Angriff der Armbrustschützen dezimiert war, während sich die englischen Soldaten eng zusammendrängten, um eine geschlossene Linie aus Schilden und Stahl zu bilden. Die Kettenpanzer klirrten und rasselten.

«Gott ist mit euch!», rief ein Priester.

«Vergeudet eure Pfeile nicht», ermahnte Will Skeat seine Männer. «Zielt sorgfältig, Jungs. Sie werden nicht lange durchhalten.» Er ging an der Reihe entlang und wiederholte seine Botschaft. «Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen, Tom.»

«Nicht eins, zehntausend», erwiderte Thomas.

«Das sind noch mehr.» Will Skeat drehte sich um und blickte zum anderen Hügel hinüber. «Schätzungsweise zwölftausend Reiter.» Er grinste. «Das macht zwölftausend Pfeile.»

Vor ihnen waren sechstausend Armbrustschützen und doppelt so viele Soldaten, und zusätzlich tauchte jetzt noch an beiden französischen Flanken Infanterie auf. Thomas bezweifelte, dass diese Fußsoldaten an der Schlacht teilnehmen würden, höchstens wenn sie in ein wüstes Gemetzel ausartete. Er hielt es für möglich, die Armbrustschützen zurückzuschlagen, da sie ohne Pavesen kamen und ihre Waffen durch den Regen geschwächt

waren, aber um die Genueser zurückzuschlagen, brauchten sie Pfeile, viele Pfeile, und das bedeutete, dass ihnen weniger für die Masse von Reitern bleiben würden, deren bunt bemalte aufgestellte Lanzen sich wie eine Hecke über die andere Hügelkuppe zogen. «Wir brauchen mehr Pfeile», sagte er zu Skeat.

«Ihr werdet mit dem auskommen müssen, was ihr habt», erwiderte Skeat. «Das müssen wir alle. Wünschen hilft da nichts.»

Die Armbrustschützen hielten am Fuß des englischen Hangs an und brachten sich in Stellung, bevor sie die Bolzen in die Rinne ihrer Waffen legten. Thomas zog seinen ersten Pfeil heraus und küsste abergläubisch die Spitze, die leicht angerostet war und zwei steile Widerhaken hatte. Er stützte den Pfeil mit seiner linken Hand und schob das gekerbte Ende auf die Mitte der Sehne, die mit Hanf umwickelt war, um sie vor dem Ausfransen zu schützen. Dann spannte er die Sehne halb, um den tröstenden Widerstand seines Eibenbogens zu spüren. Der Pfeil lag an der Innenseite des Bogens, links vom Griff. Thomas löste die Spannung, hielt den Pfeil mit dem linken Daumen fest und lockerte die Finger seiner rechten Hand.

Ein plötzlicher Trompetenstoß ließ ihn zusammenfahren. Sämtliche französischen Trommler und Trompeter waren jetzt an ihren Instrumenten, und der Lärm trieb die Genueser wieder vorwärts. Sie erklommen den Hang, ihre Gesichter verschwommene weiße Punkte, umrahmt vom Grau ihrer Helme. Die französischen Reiter setzten sich

ebenfalls in Bewegung, aber in unregelmäßigen Schüben, als könnten sie den Befehl zum Angriff kaum erwarten.

«Gott ist mit uns!», rief Vater Hobbe. Er stand in der Haltung eines Bogenschützen da, den linken Fuß weit vorgestellt, und Thomas sah, dass der Priester keine Schuhe trug.

«Was ist mit Euren Stiefeln passiert, Vater?»

«Ein armer Junge brauchte sie dringender als ich. Ich besorge mir ein französisches Paar.»

Thomas strich über die Federn seines ersten Pfeils.

«Wartet!», brüllte Will Skeat. «Wartet!» Ein Hund lief aus der englischen Kampflinie, und sein Besitzer rief ihn zurück. Sekunden später rief die Hälfte der Bogenschützen seinen Namen. «Biter! Biter! Hierher, du verdammter Köter! Biter!»

«Ruhe!», donnerte Skeat, und der Hund lief, völlig verwirrt, auf den Feind zu.

Ein Stück rechts von Thomas kauerten die Kanoniere mit glimmenden Zündstöcken zwischen den Wagen. Obendrauf standen Bogenschützen, ihre Waffen halb gespannt. Der Earl of Northampton gesellte sich zu ihnen.

«Ihr solltet nicht hier sein, Mylord», sagte Will Skeat.

«Kaum schlägt der König ihn zum Ritter», schmunzelte der Earl, «meint er schon, er könnte mir Befehle erteilen!» Die Bogenschützen grinsten. «Bring nicht alle Franzosen um, Will», fuhr der Earl fort. «Lass noch ein paar für uns Soldaten übrig.»

«Ihr kommt schon noch zum Zuge», erwiderte Skeat grimmig. «Wartet!», rief er den Bogenschützen erneut zu.

«Noch nicht.» Die Genueser brüllten etwas, während sie vorrückten, aber ihre Stimmen waren unter dem Dröhnen der Trommeln und dem Gellen der Trompeten kaum zu hören. Biter kam wieder auf die Engländer zugerannt, und ein Jubelruf ertönte, als der Hund endlich in der Kampflinie Schutz gefunden hatte. «Verschwendet eure gottverdammten Pfeile nicht», beschwor Will Skeat seine Männer erneut. «Zielt sauber, wie es eure Mütter euch beigebracht haben.»

Die Genueser waren jetzt im Schussbereich der Bogen, aber kein einziger Pfeil löste sich, und die rot-grün gewandeten Armbrustschützen kamen immer näher, schoben sich ein wenig vorgebeugt den Hang hinauf. Sie marschierten nicht gerade auf die Engländer zu, sondern in einem leicht schrägen Winkel, sodass der rechte Teil der Front, in dem Thomas sich befand, als erster angegriffen werden würde. Überdies war der Hang an dieser Stelle am flachsten, und Thomas erkannte mit sinkendem Mut, dass er vermutlich im Herzen der Schlacht sein würde. Dann blieben die Genueser stehen, rückten in Stellung und stießen ihren Kampfschrei aus.

«Zu früh», murmelte der Earl.

Die Armbrustschützen gingen in Schussposition. Sie hatten ihre Waffen steil aufwärts gerichtet, da sie einen dichten Todeshagel auf die englische Front niederprasseln lassen wollten.

«Spannen!», befahl Skeat, und Thomas spürte, wie sein Herz pochte, als er die raue Sehne bis an sein rechtes Ohr zog. Er suchte sich einen Mann aus der feindlichen Linie,

visierte ihn mit der Pfeilspitze genau an und rückte den Bogen ein klein wenig nach rechts, um die Zielverschiebung auszugleichen. Dann schob er ihn wieder einen Fingerbreit nach links, da der Wind von dort kam. Bei alldem dachte er überhaupt nicht nach, es saß ihm in Fleisch und Blut, aber dennoch war er nervös, und in seinem rechten Bein zuckte ein Muskel. Die Engländer waren vollkommen still, die Armbrustschützen brüllten, und über allem lag das ohrenbetäubende Getöse der französischen Trommeln und Trompeten. Die Genueser sahen aus wie eine endlose Reihe von rot-grünen Statuen.

«Drückt schon ab, ihr Bastarde», brummte einer, und die Genueser gehorchten ihm. Sechstausend Armbrustbolzen schossen hinauf in den Himmel.

«Jetzt», sagte Skeat überraschend leise.

Und die Pfeile flogen.

Eleanor kauerte neben dem Wagen, auf dem das Gepäck der Bogenschützen lag. Außer ihr waren noch dreißig oder vierzig weitere Frauen dort, viele mit Kindern, und alle zuckten zusammen, als sie die Trompeten, die Trommeln und das ferne Gebrüll vernahmen. Nahezu alle Frauen waren Französinnen oder Bretoninnen, doch keine von ihnen hoffte auf einen französischen Sieg, denn es waren ihre Männer, die dort auf dem Hügel standen.

Eleanor betete für Thomas, für Will Skeat und für ihren Vater. Da der Tross unterhalb der Hügelkuppe versammelt war, konnte sie nicht sehen, was passierte, aber sie hörte das tiefe, scharfe Surren der Bogensehnen und dann das

Rauschen der Federn im Wind, den Klang von Tausenden fliegender Pfeile. Sie erschauerte. An dem Wagen war ein Hund festgebunden, einer der vielen Streuner, die die Bogenschützen adoptiert hatten, und er winselte. Sie streichelte ihn. «Heute Abend gibt es Fleisch», sagte sie zu ihm. Es kursierte die Nachricht, dass das Vieh, das sie in Le Crotoy erbeutet hatten, an diesem Tag zur Armee stoßen würde. Falls dann noch eine Armee übrig war, um es zu essen. Wieder erklang das Geräusch der Bogen, diesmal zerfaserter. Die Trompeten gellten noch immer, und das Trommeln dröhnte unablässig. Eleanor blickte zur Hügelkuppe hinauf und rechnete halb damit, Pfeile am Himmel zu sehen, doch da waren nur graue Wolken, vor denen sich Reitergruppen abzeichneten. Diese Reiter waren Teil der kleinen Reserve des Königs, und Eleanor wusste, wenn sie sie losreiten sah, hatte der Feind die Front durchbrochen. Die königliche Standarte war am obersten Flügel der Windmühle gehisst worden, und ihr Gold, Rot und Blau spielte in der leichten Brise.

Der riesige Tross wurde lediglich von etwa zwanzig kranken oder verwundeten Soldaten bewacht, die keinen Herzschlag standhalten würden, falls die Franzosen die englische Linie durchbrachen. Das Gepäck des Königs, das auf drei weiß gestrichene Wagen gehäuft war, wurde wegen der königlichen Juwelen von einem Dutzend Soldaten bewacht, aber davon abgesehen gab es nur die Masse von Frauen und Kindern und eine Handvoll Pagen, die mit Kurzschwertern bewaffnet waren. Auch sämtliche Pferde der Armee waren hier versammelt,

zusammengepfercht auf einer Wiese nahe am Waldrand, beaufsichtigt von ein paar verkrüppelten Männern. Eleanor bemerkte, dass ein Großteil der Pferde gesattelt war, als hätten die Soldaten und Bogenschützen die Tiere für eine mögliche Flucht vorbereitet.

Ein Priester hatte beim königlichen Gepäck gewartet, doch beim Sirren der Bogen war er zur Hügelkuppe gelaufen, und Eleanor war versucht, ihm zu folgen. Es war immer noch besser zu sehen, was geschah, als hier beim Wald zu warten und sich das Schlimmste auszumalen. Sie tätschelte den Hund und stand auf, doch gerade als sie sich in Bewegung setzen wollte, erblickte sie die Frau, die am vergangenen Abend zu Thomas gekommen war. Die Gräfin von Armorika, in einem wunderschönen roten Kleid, das Haar in einem silbernen Netz zusammengefasst, ritt auf einer zierlichen Schimmelstute neben dem Wagen des Prince of Wales auf und ab. Ab und zu hielt sie an und blickte erst zur Hügelkuppe, dann zum Wald von Crécy-Grange, der im Westen lag.

Ein Knall ließ Eleanor zusammenzucken, und sie fuhr zum Hügel herum. Es hatte wie ein heftiger Donnerschlag geklungen, doch es gab weder Blitz noch Regen, und auch die Windmühle stand nach wie vor unversehrt auf der Kuppe. Kurz danach stieg hellgrauer Rauch über den zusammengerollten Segeln der Mühle auf, und Eleanor begriff, dass die Kanonen abgefeuert worden waren. Sie stellte sich vor, wie die «Großmäuler» ihre schweren, rostigen Pfeile den Hang hinunterjagten.

Als sie sich wieder umwandte, war die Gräfin nicht mehr da. Sie hatte ihren Schmuck genommen und war in den Wald geritten. Eleanor sah das rote Kleid noch einmal zwischen den Bäumen aufblitzen, dann war sie verschwunden. Die Gräfin war also geflohen, aus Angst vor den Folgen einer Niederlage, und da Eleanor annahm, dass die Frau des Prinzen besser über die Aussichten der Engländer Bescheid wusste als die Frauen der Bogenschützen, bekreuzigte sie sich. Dann machte sie sich auf den Weg zur Kuppe, da sie das Warten nicht länger ertrug. Wenn ihr Geliebter sterben musste, wollte sie bei ihm sein.

Andere Frauen folgten ihr. Keine sprach. Sie standen nur auf dem Hügel und sahen zu.

Und beteten für ihre Männer.

Thomas' zweiter Pfeil war in der Luft, bevor der erste den Höhepunkt seiner Flugbahn erreicht hatte. Er griff nach dem dritten, erkannte dann jedoch, dass er den zweiten in Panik abgeschossen hatte, und hielt inne. Er richtete den Blick zum Himmel, unter dessen grauen Wolken schwarze Pfeile vorbeiflirrten, dicht wie ein Schwarm Stare und tödlicher als Falken. Armbrustbolzen sah er nicht. Dann legte er seinen dritten Pfeil an und zielte auf einen der Genueser. Ein seltsames Prasseln ließ ihn zusammenfahren. Es war der Hagel von Armbrustbolzen, der um die ausgehobenen Löcher in die Erde einschlug.

Einen Herzschlag später trafen die ersten englischen Pfeile ihr Ziel. Dutzende von Armbrustschützen stürzten

hintenüber, darunter auch der, den Thomas sich als nächstes Ziel auserkoren hatte. Also wählte er einen anderen, zog die Sehne bis zum Ohr zurück und ließ den Pfeil losschnellen.

«Sie fliegen zu kurz!», rief der Earl of Northampton aufgeregt, und ein paar der Bogenschützen fluchten, weil sie dachten, er meinte ihre Pfeile, doch er sprach von den Bolzen der feindlichen Armbrüste, deren Sehnen vom Regen aufgeweicht waren. Kein einziger hatte sein Ziel getroffen, und die englischen Bogenschützen, die ihre Chance witterten, stießen ein wildes Geheul aus und liefen ein Stück den Hang hinunter.

«Tötet sie!», brüllte Will Skeat.

Und das taten sie. Wieder und wieder spannten sie ihre großen Bogen, und die weiß gefiederten Pfeile durchbohrten Stahl und Stoff und verwandelten den unteren Teil des Hügels in ein Leichenfeld. Ein paar Armbrustschützen humpelten davon, ein paar krochen auf allen vieren, und die noch unverletzten wichen zurück, anstatt ihre Waffen neu zu laden.

«Zielt genau!», rief der Earl.

«Verschwendet keine Pfeile!», mahnte Will Skeat erneut.

Thomas schoss, zog den nächsten Pfeil aus der Tasche und suchte sich ein neues Ziel, während sein voriger Pfeil einen Mann in den Oberschenkel traf. Der Hang rund um die Front der Genueser war gespickt mit Pfeilen, die danebengegangen waren, aber mehr als genug trafen ihr Ziel. Die Linie der Armbrustschützen war stark dezimiert, und abgesehen von den Schreien der Getroffenen und dem

Stöhnen der Verwundeten herrschte jetzt Stille. Die Bogenschützen rückten noch ein Stück vor, bis zum Rand der ausgehobenen Löcher, und ein neuer Stahlhagel prasselte auf den Hang nieder.

Die Armbrustschützen ergriffen die Flucht.

Wo Sekunden zuvor noch eine ungleichmäßige Reihe von Männern gewesen war, durchbrochen von toten Kameraden, sah man jetzt nur noch einen wüsten Haufen, der vor den Pfeilen davonrannte.

«Aufhören!», bellte Will Skeat. «Nicht mehr schießen!»

Auch John Armstrong rief seine Männer zurück, die links von Skeats Trupp standen.

«Gut gemacht!», rief der Earl of Northampton.

«Zurück, Jungs, zurück!» Skeat winkte seine Leute zu sich. «Sam! David! Sammelt ein paar Pfeile ein, schnell!» Er deutete auf den Hang, wo zwischen den toten und sterbenden Genuesern Dutzende von gefiederten Schäften aus dem Boden ragten. «Los, beeilt euch. John! Peter! Helft ihnen! Schnell!»

Überall entlang der Front rannten Bogenschützen los, um Pfeile aus dem Gras zu ziehen, doch dann ertönte ein Warnruf von den Männern, die in Stellung geblieben waren.

«Zurück! Kommt zurück!», brüllte Will Skeat.

Die Reiter kamen.

Guillaume d'Evecque führte einen *conroi* von zwölf Mann links außen in der zweiten Reiterlinie. Vor ihm drängte sich eine Masse französischer Kavallerie aus dem ersten Zug, links von ihm saßen verstreut ein paar Fußsoldaten im

Gras, und dahinter schlängelte sich der schmale Fluss durch die Wiesen am Waldrand. Zu seiner Rechten wartete ein endloses Gedränge von Reitern darauf, dass die Armbrustschützen die feindliche Front aufbrachen.

Die englische Linie wirkte erbärmlich klein, möglicherweise weil ihre Soldaten zu Fuß waren und somit wesentlich weniger Raum einnahmen als Berittene, doch d'Evecque musste widerstrebend anerkennen, dass der englische König seine Stellung gut ausgewählt hatte. Die französischen Ritter konnten nicht von den Seiten angreifen, weil beide durch ein Dorf geschützt waren. Sie konnten auch nicht um die rechte Flanke der Engländer herumreiten, weil die von den sumpfigen Flusswiesen umgeben war, und um die linke herumzureiten hätte einen langen Umweg um Wadicourt bedeutet; außerdem hätte Edward seine Bogenschützen mit Sicherheit längst neu aufgestellt, bis die französische Kavallerie – obendrein durch den Umweg aus ihrer Formation gebracht – an der anderen Seite aufgetaucht wäre. Somit konnte nur ein frontaler Angriff einen schnellen Sieg bringen, und das wiederum bedeutete, dass sie in die Pfeile hineinreiten mussten. «Kopf runter, Schilde hoch und dicht beieinanderbleiben», befahl er seinen Soldaten. Gehorsam trieben sie ihre Pferde zusammen, bis die Reiter Knie an Knie saßen. Es hieß, kein Windhauch dürfe zwischen den Lanzen eines angreifenden *conroi* hindurchpassen.

«Das kann noch eine Weile dauern», warnte d'Evecque sie. Die flüchtenden Armbrustschützen rannten den französischen Hügel hinauf. D'Evecque hatte ihren

Vormarsch beobachtet und im Stillen gehofft, Gott möge auf der Seite der Genueser sein. Töte ein paar von diesen verfluchten Bogenschützen, hatte er gebetet, aber verschone Thomas. Die Trommler hatten mit ihren Schlägeln auf die mächtigen Pauken eingehauen, als könnten sie die Engländer allein durch den Lärm besiegen, und d’Evecque hatte voll freudiger Erregung das Ende seiner Lanze in den Boden gestemmt und sich in den Steigbügeln erhoben, um über die Köpfe der Männer vor ihm hinwegsehen zu können. Er hatte gesehen, wie die Genueser ihre Bolzen abgeschossen hatten, ein schwirrender grauer Schleier in der Luft; dann hatten die Engländer geantwortet, ihre Pfeile wie eine dunkle Wolke über dem Grün des Hangs, und die Genueser waren gestrauchelt. Er hatte darauf gewartet, auch englische Bogenschützen stürzen zu sehen, doch stattdessen waren sie vorgerückt, noch immer schießend, und dann hatte sich rechts und links an den feindlichen Flanken schmutzig weißer Rauch ausgebreitet, als die Kanonen ihre Geschosse unter den Pfeilhagel mischten, der vom Hügel herabprasselte. Als der Kanonendonner das Tal erschüttert hatte, war sein Pferd nervös geworden, und d’Evecque hatte sich wieder in den Sattel gesetzt und beruhigend mit der Zunge geschnalzt. Tätscheln konnte er sein Pferd nicht, da seine rechte Hand die Lanze hielt und sein linker Arm in den Halteschlaufen des Schildes steckte, der die drei gelben Falken auf blauem Grund zeigte.

Die Genueser hatten kapituliert. Zuerst konnte d’Evecque es nicht glauben, er dachte, ihr Hauptmann versuche

möglicherweise, die englischen Bogenschützen zu einer wilden Verfolgungsjagd einzuladen, um sie dann am Fuß des Hügels mit den Armbrüsten in Empfang zu nehmen. Doch die Engländer rührten sich nicht, und die Genueser liefen panisch davon, ohne sich um die vielen Toten und Verwundeten aus ihren Reihen zu kümmern, bis sie erschöpft den französischen Hügel erreichten.

Aus den Reihen der Franzosen erklang ein Grollen, das sich zu wütendem Gebrüll steigerte. «Feiglinge!», rief ein Mann neben d’Evecque.

Der Graf von Alençon raste vor Zorn. «Die sind bestochen worden!», fauchte er einem seiner Begleiter zu. «Die Schweinehunde haben sich bezahlen lassen!»

«Bringt sie um!», rief der König von seinem Posten am Rand des Buchengehölzes. «Bringt sie um!»

Diesem Befehl folgte sein Bruder nur zu gern. Der Graf befand sich in der zweiten Reihe, nicht in der ersten, aber er trieb sein Pferd durch eine Lücke zwischen zwei der führenden *conrois* und befahl seinen Männern, ihm zu folgen. «Bringt die Bastarde um!»

Die Genueser waren zwischen den Reitern und der englischen Front eingeschlossen, und ihr Schicksal war besiegelt, denn überall entlang des Hügels stürmten Franzosen auf sie zu. Hitzköpfe aus der zweiten Reihe drängelten sich zwischen den *conrois* der ersten Reihe hindurch, sodass die Linie sich in ein wüstes Durcheinander aus Flaggen, Lanzen und Pferden verwandelte. Sie hätten ihre Pferde am Zügel hangabwärts führen sollen, damit sie in geschlossener Ordnung blieben, doch stattdessen hieben

sie ihnen die Sporen in die Flanken und galoppierten, getrieben vom Hass auf ihre eigenen Verbündeten, in wilder Jagd auf ihre Opfer zu.

«Wir bleiben hier!», rief Guy Vexille, der Graf von Astarac, seinen Männern zu.

«Wartet!», befahl auch d'Evecque seinen Reitern. Er hielt es für klüger abzuwarten, bis sich der erste Ansturm gelegt hatte, anstatt sich der Raserei anzuschließen.

Etwa die Hälfte der französischen Reiter blieb auf dem Hügel. Der Rest, angeführt vom Bruder des Königs, stürmte auf die Genueser los. Die Armbrustschützen versuchten zu fliehen. Sie rannten durch das Tal, in der Hoffnung, das nördliche oder südliche Ende zu erreichen, aber die Masse der Reiter schnitt ihnen den Weg ab. Ein paar Genueser warfen sich verzweifelt zu Boden und rollten sich zusammen, andere kauerten sich in die flachen Gräben, aber die meisten wurden getötet oder verwundet, als die Reiter über sie hinwegpreschten. Die Streitrösser waren schwere Tiere mit Hufen wie Vorschlaghämmer, und man hatte sie dazu ausgebildet, Menschen niederzutrampeln.

Einige Ritter spießten die Armbrustschützen mit ihren Lanzen auf, und die Wucht eines galoppierenden Pferdes und eines Mannes in voller Rüstung reichten aus, um die Opfer vollständig zu durchbohren, doch die Lanzen blieben in den zerstampften Leichen der Genueser hängen, und die Ritter waren gezwungen, ihre Schwerter zu ziehen. Einen Moment lang herrschte Chaos in der Talsohle, als die Reiter kreuz und quer zwischen den flüchtenden Armbrustschützen umherritten. Dann waren von den

Genueser Söldnern nur noch zertrampelte Überreste zu sehen, die rot-grünen Waffenröcke waren blutgetränkt, und ihre Waffen lagen zerbrochen im Schlamm.

Von ihrem leichten Sieg berauscht, stießen die Reiter Jubelrufe aus. *«Montjoie St. Denis!»*, brüllten sie. *«Montjoie St. Denis!»* Hunderte von Flaggen wurden mit den Reitern nach vorn getragen und drohten die Oriflamme zu überholen, doch die Ritter mit dem roten Band, die das Heilige Banner bewachten, gaben ihren Pferden die Sporen und stürmten, den Schlachtruf auf den Lippen, auf den Hügel der Engländer zu, gefolgt von der Masse der Kavallerie. Die verbliebenen Lanzen wurden gesenkt und die Pferde vorangetrieben, doch einige der vernünftigeren Männer, die zurückgeblieben waren, um den nächsten Angriff abzuwarten, bemerkten, dass kein Hufgedröhn zu hören war.

«Der Boden ist aufgeweicht», sagte d'Evecque halb zu sich selbst.

Schabracken und Waffenröcke waren mit Schlamm bespritzt, den die Hufe aus dem nassen Untergrund aufgewirbelt hatten. Für einen kurzen Moment schien die Attacke ins Stolpern zu geraten, doch dann ließen die führenden Reiter das schlammige Tal hinter sich und erreichten den Hang, wo der Boden fester war. Gott war also doch mit ihnen, und sie brüllten ihren Kriegsruf. *«Montjoie St. Denis!»* Die Trommeln schlugen schneller als je zuvor, und die Trompetenstöße schallten gen Himmel, als die Reiter den Hügel hinaufstürmten.

«Idioten», sagte Guy Vexille.

«Arme Kerle», seufzte d’Evecque.

«Was ist da los?», fragte der König, der nicht begriff, warum seine sorgfältige Aufstellung der Kampflinien auseinandergebrochen war, bevor die Schlacht überhaupt richtig begonnen hatte.

Doch niemand antwortete ihm. Alle standen nur da und schauten.

«Jesus, Maria und Josef», sagte Vater Hobbe, denn es sah aus, als käme die Hälfte aller Reiter des Christentums den Hügel heraufgaloppiert.

«Geht in Stellung!», brüllte Will Skeat.

«Gott sei mit euch!», rief der Earl of Northampton ihnen zu und kehrte zu seinen Soldaten zurück.

«Zielt auf die Pferde!», befahl John Armstrong seinen Männern.

«Die haben ihre eigenen Schützen umgebracht!», sagte Jake ungläubig.

«Und jetzt bringen wir sie um», entgegnete Thomas voller Inbrunst.

Der Ansturm näherte sich der Linie der Genueser, die im Pfeilhagel gestorben waren. Thomas sah nur einen Wirbel aus grellbunten Schabracken und gemusterten Schilden, aus bemalten Lanzen und flatternden Fahnen. Nun, da die Reiter wieder festen Untergrund erreicht hatten, donnerten die Hufe lauter als die feindlichen Trommeln, und Thomas spürte durch die abgelaufenen Sohlen seiner Stiefel, wie der Boden vibrierte. Er hielt Ausschau nach dem Wappen mit den drei gelben Falken, konnte es jedoch

nirgends entdecken. Dann schwang sein linkes Bein vor, die rechte Hand griff nach hinten, und er vergaß d'Evecque. Die Federn des Pfeils waren neben seinen Lippen, und er drückte einen Kuss darauf, bevor er einen Mann mit schwarz-gelbem Schild ins Visier nahm.

«Jetzt!», rief Will Skeat.

Zischend schossen die Pfeile davon. Thomas legte den nächsten an, zog und ließ los. Für den dritten wählte er sich einen Mann, dessen Helm vorne aussah wie eine Schweineschnauze und mit roten Bändern geschmückt war. Jedes Mal zielte er auf das Pferd, in der Hoffnung, dass die scharfen Spitzen die gepolsterten Schabracken durchdrangen und sich tief in die Brust der Tiere bohrten. Der vierte Pfeil. Er sah die Grasklumpen, die hinter den ersten Reitern durch die Luft flogen. Der erste Pfeil flog noch, als er den vierten anlegte und sich ein neues Ziel suchte. Er entschied sich für einen Mann ohne Wappenrock, der eine glänzende Plattenrüstung trug. Gerade als er den Pfeil abschoss, fiel der Mann in der Rüstung vornüber, weil sein Pferd von einem anderen Pfeil getroffen worden war. Überall auf dem Hang ertönte lautes Wiehern, Hufe wirbelten durch die Luft, und Reiter stürzten, als die englischen Pfeile ihre Ziele trafen. Der fünfte Pfeil, dann der sechste. Für die Soldaten hinter der Linie der Bogenschützen sah es so aus, als sei die Luft mit einem niemals versiegenden Strom von Pfeilen angefüllt, die sich schwarz und weiß vor den dunklen Wolken abzeichneten, bevor sie sich in die Masse der feindlichen Soldaten bohrten.

Dutzende von Pferden waren gestürzt, ihre Reiter hingen hilflos in den Sätteln fest und wurden von den Nachdrängenden niedergetrampelt, obwohl die Männer versuchten, Lücken zwischen den Toten und Verletzten zu finden. *«Montjoie St. Denis! Montjoie St. Denis!»* Sporen wurden in die Flanken gerammt, bis das Blut kam. Für Thomas war der Hang ein Albtraum aus zuckenden Pferden mit gebleckten Zähnen und weit aufgerissenen Augen, langen Lanzen und pfeilgespickten Schilden, fliegenden Erdbrocken, wirbelnden Fahnen und grauen Helmen mit Augenschlitzen und schnauzenartigen Visieren. Angeführt wurden die Flaggen von einem langen, schmalen Banner in Rot. Wieder und wieder schoss er, schickte Pfeile in diese Hölle, doch für jedes Pferd, das stürzte, kam ein neues hinterher, und dahinter immer noch mehr. Überall steckten Pfeile, in den Schabracken, in den Pferden, in den Männern und sogar in den Lanzen, und die weißen Federn wippten, als der Ansturm sich dröhnend näherte.

Dann gelangten die ersten Franzosen zu den Löchern im Boden, und ein Hengst brach sich ein Bein. Sein Wiehern war lauter als die Trommeln, die Trompeten, das Geschepper der Rüstungen und das Donnern der Hufe. Ein paar Männer schafften es, zwischen den Löchern hindurchzureiten, aber andere stürzten und brachten auch die Reiter hinter sich zu Fall. Die Franzosen versuchten, die Pferde zu zügeln und seitwärts auszuscheren, aber der Angriff war nicht mehr aufzuhalten, und die Hinteren drängten die Vorderen auf die Löcher und Pfeile zu. Der Bogen vibrierte in Thomas' Hand, und sein Pfeil bohrte sich

einem Reiter in die Kehle; er glitt durch die Halsbrünne, als wäre sie aus Leinen, und schleuderte den Mann nach hinten, sodass seine Lanze sich gen Himmel erhob.

«Zurück!», brüllte Will Skeat. Der Feind war zu nah. Viel zu nah. «Zurück, zurück! Los, beeilt euch! Zurück!»

Die Bogenschützen schlüpften in die Lücken zwischen den Soldaten, und als die Franzosen sahen, dass ihre Peiniger verschwanden, stießen sie einen lauten Jubelruf aus. *«Montjoie St. Denis!»*

«Hebt die Schilde!», rief der Earl of Northampton, und die englischen Soldaten rückten ihre Schilde aneinander und richteten die Lanzen auf, um eine Art Schutzzaun zu errichten.

«St. George!», brüllte der Earl. *«St. George!»*

«Montjoie St. Denis!» Eine ganze Anzahl Reiter war unbeschadet durch die Pfeile und Löcher gekommen, und noch immer strömten neue von unten herauf.

Und jetzt endlich hatten sie ihren Feind erreicht.

Wenn jemand eine Pflaume auf einen *conroi* warf, hieß es, sollte sie auf einer Lanzenspitze landen. So dicht sollten die Reiter bei einem Angriff nebeneinander sein, denn nur so hatten sie eine Chance zu überleben. Sobald ein *conroi* auseinanderbrach, war jeder der Soldaten im Handumdrehen von Feinden umringt. Bei einem Angriff der Kavallerie muss dein Nachbar dir näher sein als deine Frau, sagten die Kampferfahrenen zu den Jüngeren, sogar näher als deine Hure. Doch der erste Angriff der Franzosen war ein zügelloser Galopp, und das, was von ihrer Aufstellung noch übrig war, löste sich auf, als sie die Genueser in den Tod trieben. Und als sie den Hügel hinaufstürmten, um den Feind anzugreifen, brach völliges Durcheinander aus.

Eigentlich war der Angriff nicht als zügelloser Galopp geplant, sondern als geordnete, disziplinierte und unaufhaltsame Attacke. Die Männer hätten, Knie an Knie, langsam losreiten und dicht beieinanderbleiben sollen, und erst im allerletzten Moment hätten sie in den Galopp wechseln sollen, um ihre Lanzenfront gleichzeitig in den Feind hineinzutreiben. Dafür waren die Soldaten ausgebildet worden, und ihre Streitrösser ebenfalls. Wenn ein Pferd auf eine dichte Wand aus Soldaten oder Kavallerie zulief, trieb sein Instinkt es normalerweise zur Flucht, doch die mächtigen Hengste wurden erbarmunglos darauf trainiert, weiterzulaufen, in den Feind hinein, und dort um sich zu treten, zu beißen und zu steigen. Der Angriff eines Rittertrupps sollte eine donnernde, tödliche Gefahr sein, ein metallener Rammbock, angetrieben von der gebündelten Wucht der Pferde, Männer und Rüstungen,

und richtig ausgeführt, machte er eine Menge Frauen zu Witwen.

Doch die Männer aus Philippes Armee, die nur davon träumten, ihren Feind in Fetzen zu reißen und jeden Überlebenden niederzumetzeln, hatten nicht mit den Bogenschützen und den Löchern gerechnet. Als der undisziplinierte erste Ansturm der Franzosen die englische Front erreichte, war er völlig auseinandergefallen und auf Schritttempo gebremst, weil der lange, sanfte und einladende Hang sich in einen Hindernisparcours aus toten Pferden, aus dem Sattel geworfenen Rittern, sirrenden Pfeilen und kaum sichtbaren, verhängnisvollen Löchern verwandelt hatte. Nur ein Bruchteil dieser Männer gelangte bis zum Feind.

Dieser Bruchteil galoppierte über das letzte Hangstück und zielte mit den Lanzen auf die englischen Soldaten, die zu Fuß kämpften. Doch die hielten ihre eigenen Lanzen so gegen den Boden gestemmt, dass die Spitzen sich von unten in die heranstürmenden Pferde bohrten. Die Hengste stürzten, ihre Reiter wurden abgeworfen, und die Engländer töteten sie mit Äxten und Schwertern.

«Bleibt in eurer Linie!», rief der Earl of Northampton.

Immer mehr Pferde gelangten zwischen den Löchern hindurch, und jetzt waren keine Bogenschützen mehr da, um sie aufzuhalten. Die Reiter stammten aus der dritten und vierten Linie des französischen Angriffs. Sie hatten weniger unter den Pfeilen gelitten und kamen den Männern zu Hilfe, die versuchten, die noch immer lanzengespickte englische Front zu durchbrechen. Unter wildem

Kriegsgeschrei hieben sie mit Schwertern und Äxten zu, und da die sterbenden Pferde die Lanzen hinunterdrückten, gelang es den Franzosen schließlich, an die englischen Soldaten heranzukommen. Stahl schlug gegen Stahl oder prallte gegen Holz, doch jedem Reiter standen zwei oder gar drei Soldaten gegenüber, und so wurden die Franzosen aus ihren Sätteln gezerrt und niedergemetzelt.

«Keine Gefangenen!», rief der Earl of Northampton. «Keine Gefangenen!» So lautete der Befehl des Königs. Einen Mann gefangen zu nehmen konnte künftigen Reichtum bedeuten, aber es erforderte auch einen Moment der Höflichkeit, um zu fragen, ob der Feind sich tatsächlich ergab, und dazu hatten die Engländer keine Zeit. Sie mussten die Reiter töten, die unablässig den Hügel hinaufströmten.

Der König, der das Ganze von seinem Posten unterhalb der Windmühle beobachtete, sah, dass die Franzosen nur an der rechten Flanke die Linie der Bogenschützen durchbrochen hatten, dort, wo sein Sohn kämpfte, wo die englische Front am weitesten vorsprang und wo der Hang am flachsten war. Der Hauptansturm war durch die Pfeile abgewehrt worden, aber es hatten genug Reiter überlebt, die jetzt auf die Stelle zugaloppierten, wo die Schwerter aufeinanderschlugen. Ursprünglich hatte sich der französische Angriff über das gesamte Schlachtfeld erstreckt, doch nun schmolz er zu einem Keil zusammen, da die Männer, die auf die linke Flanke der Engländer zugestürmt waren, ihren Kurs änderten und sich den

Rittern und Soldaten anschlossen, die gegen die Einheiten des Prince of Wales kämpften. Unten in der schlammigen Talsohle trabten noch immer Hunderte von Reitern auf und ab, die keine Lust verspürten, sich ein zweites Mal dem Pfeilhagel auszusetzen, doch französische Marschälle trieben sie wieder in Formation und schickten sie den Hügel hinauf zu dem stetig wachsenden Handgemenge unter den Flaggen des Grafen von Alençon und des Prince of Wales.

«Lasst mich hinuntergehen, Sire», bat der Bischof von Durham den König voller Inbrunst. Er trug eine schwere Rüstung, in der er ausgesprochen plump aussah, und hielt einen mit großen Dornen besetzten Streitkolben in der Hand.

«Die Linie hält», erwiderte Edward ruhig. Seine Formation bestand aus vier Reihen, und nur die ersten beiden kämpften. Und sie kämpften wacker. Der größte Vorteil eines Reiters gegenüber einem Fußsoldaten war die Geschwindigkeit, aber die war den Franzosen restlos abhandengekommen. Die Reiter mussten sich im Schritt vorwärtsbewegen, um zwischen all den Leichen und Löchern nicht zu stolpern, und dahinter war nicht mehr genug Platz, um in einen Trab zu wechseln, bevor sie die gefährliche Verteidigungslinie aus Äxten, Schwertern, Streitkolben und Speeren erreichten. Die Franzosen hieben von oben auf die Engländer ein, doch die hielten ihre Schilde hoch und rammten den Pferden ihre Klingen in den Bauch oder zerschnitten ihnen die Beinsehnen. Wiehernd und um sich tretend gingen die Hengste zu Boden, wobei

sie mit ihren Hufen manchem Mann die Beine brachen, doch jedes verwundete oder tote Pferd war ein zusätzliches Hindernis, und so kampfwütig der französische Angriff auch war, es gelang ihm nicht, die Front zu durchbrechen. Bisher war keine einzige englische Flagge gefallen, obgleich der König um die seines Sohnes bangte, die mitten aus dem wildesten Gemenge aufragte.

«Habt ihr die Oriflamme gesehen?», fragte er sein Gefolge.

«Sie ist gefallen, Sire», antwortete einer seiner Ritter und zeigte auf einen Haufen toter Pferde und niedergetrampelter Soldaten, Überreste der ersten französischen Attacke. «Irgendwo dort drüben. Durch die Pfeile.»

«Gott schütze die Pfeile», sagte der König.

Ein *conroi* von vierzehn Franzosen schaffte es, die Löcher unbeschadet zu überwinden. *«Montjoie St. Denis!»*, brüllten sie und stürzten sich mit angelegter Lanze in das Handgemenge, wo sie vom Earl of Northampton und einem Dutzend seiner Männer in Empfang genommen wurden.

Der Earl benutzte eine abgebrochene Lanze als Pike und rammte sie einem Pferd in die Brust, spürte jedoch, wie der zersplitterte Stab an einer unter der Schabracke verborgenen Rüstung abglitt, und hob instinktiv seinen Schild. Im gleichen Moment krachte ein Streitkolben mit solcher Wucht darauf, dass einer der Dornen Leder und Holz durchdrang. Der Earl ließ die Lanze fallen, zog sein Schwert und hieb es dem Pferd in die Fessel, sodass das Tier zur Seite sprang. Er zerrte seinen Schild frei und holte

mit der Klinge aus, doch der Reiter parierte seinen Schlag. Dann packte ein englischer Soldat die Waffe des Franzosen und zog daran. Der Franzose versuchte sich zu befreien, doch der Earl half dem Soldaten, und der Franzose stürzte mit einem Schrei zu Boden. Eine Schwertklinge bohrte sich in die Lenden des Mannes, dort, wo zwischen Brustpanzer und Beinzeug eine Lücke war, dann krachte ein Streitkolben auf seinen Helm nieder. Zuckend blieb er liegen, während der Earl und seine Männer auf den nächsten Reiter und dessen Pferd einhieben.

Der Prince of Wales, deutlich zu erkennen anhand der goldenen Zierleiste, die seinen schwarzen Helm umgab, trieb sein Pferd in das Kampfgewühl. Er war erst sechzehn, aber von kräftigem Wuchs, groß und hervorragend ausgebildet. Mit seinem Schild wehrte er einen Axthieb ab, und seine Schwertklinge bohrte sich durch den Kettenpanzer eines feindlichen Reiters.

«Runter von dem verdammten Pferd!», brüllte der Earl of Northampton den Prinzen an. «Steigt von dem verfluchten Gaul ab!» Er rannte auf den Prinzen zu, packte die Zügel und zerrte das Pferd aus dem Getümmel. Ein Franzose galoppierte herbei und versuchte, dem Prinzen seinen Speer in den Rücken zu rammen, doch ein Soldat in grün-weißem Waffenrock schlug dem Hengst seinen Schild gegen das Maul, sodass das Tier zur Seite wich.

Der Earl zog den Prinzen beiseite. «Wenn unsere Leute einen Reiter sehen, Sire, denken sie, es wäre ein Franzose!»

Der Prinz nickte. Die Ritter seines Gefolges hatten ihn inzwischen eingeholt und halfen ihm aus dem Sattel. Er sagte nichts. Falls der Earl ihn gekränkt hatte, so verbarg er es unter seinem Visier, als er sich zu Fuß erneut in das Gemenge stürzte. Der Standartenträger des Prinzen hatte Mühe, mit seinem Herrn Schritt zu halten, und der Anblick der üppig bestickten Flagge lockte immer mehr kampfwütige Franzosen an.

«Zurück in die Linie!», brüllte der Earl. «Zurück in die Linie!» Doch die toten Pferde und Männer bildeten Hindernisse, denen weder die Franzosen noch die Engländer ausweichen konnten, und so mussten die Soldaten unter der Führung des Prinzen über die Leichen hinwegklettern, um an die Feinde heranzukommen.

«St. George!», jubelte der Prinz. Seine schwarze Rüstung war mit feindlichem Blut bespritzt. Er kämpfte mit hochgeklapptem Visier, da er sonst nicht vernünftig sehen konnte, und er genoss den Augenblick. Die endlosen Stunden der Waffenübungen, all die schweißtreibenden Tage, an denen die Fechtmeister ihn herumgescheucht und auf seinen Schild eingeschlagen und ihn angeherrscht hatten, weil er seine Schwertspitze nicht hoch genug hielt, machten sich nun doch bezahlt, und er hätte sich nicht mehr vom Leben wünschen können: im Lager eine schöne Frau und hier der Feind, der zu Hunderten heranpreschte, um sich töten zu lassen.

Der französische Keil verbreiterte sich, da immer mehr Männer den Hügel erklommen. Sie hatten die Linie noch nicht durchbrochen, aber es war ihnen gelungen, die

beiden vordersten Reihen der Engländer bis zu dem Ring aus Toten und Verletzten vorzuziehen, und sie damit in lauter kleine Gruppen zu zersprengen, die sich gegen eine Woge von Reitern zur Wehr setzen mussten. Unter ihnen war auch der Prinz. Ein paar Franzosen, die zwar ihr Pferd verloren hatten, aber unverletzt waren, kämpften zu Fuß.

«Vorwärts!», brüllte der Earl of Northampton der dritten Reihe zu. Sie konnten die Schutzwand aus Schilden nicht länger aufrechterhalten. Jetzt musste er sich in das Gemetzel begeben, um den Prinzen zu beschützen, und seine Männer folgten ihm in den Mahlstrom aus Pferden, Waffen und Raserei.

Jeder Franzose hatte zwei oder drei englische Fußsoldaten gegen sich, und obwohl die Pferde um sich bissen, auf die Hinterbeine stiegen und mit den Hufen um sich traten, obwohl die Reiter mit ihren Schwertern nach rechts und links hieben, gelang es den Engländern jedes Mal, die Streitrösser zu verwunden, und immer mehr Franzosen stürzten auf den aufgewühlten Boden und wurden erschlagen oder erstochen. Ein paar Franzosen, die die Nutzlosigkeit ihrer Taktik erkannten, trieben ihre Pferde hinter die Kampflinie zurück, um mit anderen Überlebenden neue *conrois* zu bilden. Sobald die Knappen ihnen Lanzen gebracht hatten, kehrten die Ritter, frisch bewaffnet und voller Rachsucht, in den Kampf zurück, und jedes Mal ritten sie auf das leuchtende Banner des Prinzen zu.

Der Earl of Northampton näherte sich jetzt dem Banner. «Bildet eine Linie!», brüllte er. «Bildet eine Linie!» Der

Kampf rund um das Banner des Prinzen hatte nachgelassen, da die Franzosen sich neu formierten.

Und genau in dem Augenblick setzte sich die zweite französische Schlachteinheit in Bewegung. Die Reiter kamen im Schritttempo den Hügel herunter, Knie an Knie, die Lanzen so dicht aneinander, dass kein Windhauch mehr zwischen ihnen hindurchgepasst hätte.

Sie zeigten, wie man es richtig machte.

Die dröhnenden Trommeln trieben sie vorwärts. Trompetenstöße schallten in den Himmel.

Die Franzosen kamen, um die Schlacht zu beenden.

«Acht», sagte Jake.

«Drei», lautete Sams Antwort.

«Sieben», sagte Thomas. Sie zählten ihre Pfeile. Bisher war kein einziger Bogenschütze gefallen, zumindest nicht aus Will Skeats Truppe, aber ihre Pfeilvorräte waren fast aufgebraucht. Immer wieder spähte Skeat über die Köpfe der Soldaten hinweg, voller Angst, dass die Franzosen durchbrechen könnten, doch noch hielt die Linie. Ab und zu, wenn kein Banner und kein englischer Kopf im Weg war, schoss ein Bogenschütze einen seiner kostbaren Pfeile auf einen Reiter ab, aber wenn der Pfeil vergeudet war, weil er von einem Helm abprallte, befahl Skeat ihnen erneut, ihre letzten Vorräte aufzuheben. Ein Junge hatte ein paar Wasserschläuche vom Tross herübergebracht, und die Männer ließen sie herumgehen.

Skeat zählte die Pfeile durch und schüttelte den Kopf. Keiner seiner Schützen hatte mehr als zehn, und Vater

Hobbe, der allerdings auch von Anfang an weniger gehabt hatte, besaß überhaupt keinen mehr.

«Geht rauf zur Hügelkuppe, Vater», sagte Skeat zu dem Priester, «und seht nach, ob die da oben noch Pfeile versteckt halten. Vielleicht können die Bogenschützen des Königs ein paar abgeben. Ihr Hauptmann heißt Hal Crowley, und er kennt mich. Fragt ihn zumindest mal.» Er klang nicht sehr hoffnungsvoll. «So, Jungs, los geht's», sagte er zu den anderen und führte sie zum südlichen Ende der englischen Linie, wo die Franzosen noch nicht aufgeschlossen hatten, um die dort aufgestellten Bogenschützen zu verstärken. Ihre Pfeilvorräte waren ebenso zusammengeschrumpft wie die aller anderen, und sie schossen nur noch gelegentlich auf Reitertrupps, die versuchten, sich ihnen zu nähern. Die Kanonen wurden in regelmäßigen Abständen abgefeuert und spien den widerwärtigen Gestank ihres Schießpulvers auf das Schlachtfeld, doch Thomas konnte keinen Hinweis darauf entdecken, dass die «Großmäuler» irgendwelche Franzosen getötet hatten. Immerhin hielten der Krach und das Zischen der eisernen Geschosse die feindlichen Reiter von den Seiten fern. «Wir warten hier», sagte Skeat. Dann fluchte er, weil er sah, wie die zweite französische Schlachteinheit die Kuppe des anderen Hügels verließ. Sie kam nicht wie die erste in wildem Durcheinander, sondern langsam und diszipliniert. Skeat bekreuzigte sich. «Betet, dass wir noch Pfeile kriegen.»

Der König beobachtete, wie sein Sohn kämpfte. Er war beunruhigt gewesen, als der Prinz auf seinem Pferd ins

Gefecht geritten war, hatte jedoch anerkennend genickt, als er sah, dass der Junge so vernünftig gewesen war abzusteigen. Der Bischof von Durham bat erneut um die Erlaubnis, Prince Edward zu Hilfe zu eilen, doch der König schüttelte den Kopf. «Er muss lernen, einen Kampf zu gewinnen. So wie auch ich es gelernt habe.» Der König hatte nicht die Absicht, sich selbst in das Gemetzel zu begeben, nicht weil er Angst davor hatte, sondern weil er dann seine restliche Front nicht mehr beobachten konnte. Seine Aufgabe bestand darin, bei der Mühle zu bleiben und im Notfall Verstärkung zu den bedrohtesten Abschnitten seiner Armee zu schicken. Die Männer der Reserve drängten ihn unablässig, sie ins Gefecht zu lassen, doch der König weigerte sich hartnäckig, selbst als sie sich beschwerten, ihre Ehre würde besudelt, wenn sie nicht an der Schlacht teilnahmen. Der König wagte es nicht, sie ziehen zu lassen, weil er die zweite Schlachteinheit der Franzosen den Hügel herunterkommen sah; falls diese gewaltige Masse von Reitern seine Front durchbrach, brauchte er jeden Mann.

Diese zweite französische Linie, fast eine Meile breit und vier Reihen stark, ritt im Schritt den Hang hinab, wo die Pferde sich zwischen den Leichen der niedergetrampelten Genueser ihren Weg suchen mussten. Die Trommeln schlugen noch immer hinter ihnen auf dem Hügel, aber die Trompeten waren verstummt.

«Könnt Ihr das Banner des Prinzen sehen?», fragte Guy Vexille Sir Simon Jekyll, der neben ihm ritt.

«Ja, dort drüben.» Jekyll deutete mit seiner Lanzenspitze auf die Stelle, wo das wüste Getümmel am dichtesten war. Alle Männer in Vexilles Einheit hatten Ausleger an ihren Lanzen, ein kleines Stück unterhalb der Spitze, damit die Waffe nicht im Körper des Opfers steckenblieb. Eine Lanze mit Ausleger konnte wieder herausgezogen und erneut benutzt werden. «Es ist die höchste Flagge», fügte Sir Simon hinzu.

«Folgt mir!», rief Vexille und gab Henry Colley, der zum Standartenträger bestimmt worden war, ein Zeichen. Colley war wütend über diese Einteilung, weil er viel lieber mit Lanze und Schwert am Kampf teilgenommen hätte, aber Sir Simon erklärte ihm, es sei eine Ehre, die Lanze des heiligen Georg zu tragen, und so musste Colley sich in sein Schicksal fügen. Er war fest entschlossen, das nutzlose Ding mit der roten Flagge wegzuwerfen, sobald sie bei dem Gefecht angekommen waren, aber fürs Erste hielt er sie hoch, als er sich aus der sorgfältig aufgestellten Linie löste. Vexilles Männer folgten der Flagge, sodass sich in der französischen Formation eine Lücke auftat, und einige Soldaten riefen wütend hinter ihnen her und beschimpften Vexille sogar als Feigling. Doch der Graf von Astarac beachtete sie gar nicht, sondern ritt schräg vor der Linie her nach außen, bis er den Abschnitt erreicht hatte, an dem er nach seiner Einschätzung genau gegenüber dem Prinzen und dessen Gefolge ankommen würde. Zu seiner Befriedigung fand er dort eine Lücke, zwängte sich mit seinem Pferd hinein und überließ es seinen Männern, ihm so gut wie möglich zu folgen.

Dreißig Schritt zur Linken von Vexille bewegte sich ein *conroi*, dessen Abzeichen gelbe Falken auf blauem Grund zeigte, den englischen Hügel hinauf. Vexille sah das Banner von d’Evecque nicht, ebenso wenig wie d’Evecque die Flagge seines Feindes bemerkte. Beide Männer hatten den Blick auf den Hügel vor ihnen gerichtet, fragten sich, wann die Bogenschützen wohl schießen würden, und bewunderten die Tapferkeit der Überlebenden des ersten Angriffs, die immer wieder ein Stück zurückwichen, sich neu formierten und erneut auf die hartnäckige englische Linie zustürmten. Nicht einer von ihnen stellte eine ernsthafte Gefahr für den Feind dar, aber sie versuchten es trotzdem, selbst wenn sie verwundet waren und ihre Streitrösser hinkten. Dann, als die zweite französische Schlachteinheit sich dem Abschnitt näherte, wo die von den englischen Bogenschützen getöteten Genueser lagen, erschallten die Trompeten wieder. Die Pferde richteten die Ohren nach hinten und wollten in leichten Galopp wechseln. Die Männer zügelten ihre Tiere, wandten sich steif im Sattel um und versuchten, durch die Sehschlitze ihres Visiers zu erkennen, was das Signal zu bedeuten hatte. Wie sich zeigte, hatten die letzten französischen Ritter, der König und sein Gefolge sowie der blinde König von Böhmen mitsamt seinen Begleitern sich in Bewegung gesetzt, um ihre Macht und ihre Waffen in die Schlacht zu tragen. Der König von Frankreich ritt unter seinem blauen Banner mit der goldenen Lilie, während die Flagge des Königs von Böhmen drei weiße Federn auf dunkelrotem Grund zeigte. Nun waren alle Reiter Frankreichs im

Gefecht. Die Trommler schwitzten, die Priester beteten, und die königlichen Trompeter schmetterten eine triumphierende Fanfare, um die Vernichtung der englischen Armee anzukündigen.

Der Graf von Alençon, Bruder des Königs, hatte den wilden Angriff ausgelöst, der so viele Franzosen in den Tod geführt hatte, und er selbst war ebenfalls tot. Sein stürzendes Pferd hatte ihm das Bein gebrochen, eine englische Axt den Schädel zertrümmert. Die überlebenden der Männer, die er angeführt hatte, waren benommen, von Pfeilen getroffen, blind von Schweiß und erschöpft, aber sie kämpften weiter, wendeten ihre müden Pferde, um mit Schwertern, Streitkolben und Äxten auf die englischen Soldaten einzuschlagen. Dann erschallte ein neuer Trompetenstoß, ganz in der Nähe des Gefechts. Die Töne bildeten eine schnelle, sich mehrfach wiederholende Triole, und einige der Reiter, die den Ruf wahrnahmen, begriffen, dass sie sich zurückziehen sollten. Nicht endgültig, sondern um Platz zu machen, Platz für den großen Angriff.

«Gott schütze den König», sagte Will Skeat düster, denn er hatte nur noch zehn Pfeile übrig, und halb Frankreich kam auf ihn zu.

Thomas fiel auf, dass die Schlacht einem eigentümlichen Rhythmus folgte, einem Wechsel aus Abflauen und erneutem Aufwallen der Gewalt. Die Männer kämpften wie Dämonen, schienen unbesiegbar, doch wenn die Reiter sich zurückzogen, um erneut in Stellung zu gehen, stützten sie sich auf ihre Schilde und Schwerter und sahen aus, als

wären sie dem Tode nah. Dann rührten sich die Pferde, englische Stimmen riefen Warnungen, und die Soldaten richteten sich wieder auf und hoben ihre von Kerben durchzogenen Klingen. Der Lärm auf dem Hügel war ohrenbetäubend: das unregelmäßige Donnern der Kanonen, das Wiehern der Pferde, das metallische Klirren der Waffen und das Keuchen, Rufen und Stöhnen der Männer. Tödlich verwundete Pferde bleckten die Zähne und schlugen mit den Hufen um sich. Thomas blinzelte sich den Schweiß aus den Augen und blickte auf den langgezogenen Hang hinunter, der übersät war mit toten Pferden, Dutzende, wenn nicht gar Hunderte von ihnen. Und dahinter, nur noch ein kurzes Stück von den Leichen der Genueser entfernt, die unter dem Pfeilhagel gestorben waren, näherten sich zahllose neue Reiter unter einem Dickicht bunter Flaggen. War Guillaume d'Evecque unter ihnen? Lebte er noch? Dann begriff Thomas, dass der schreckliche erste Ansturm, bei dem sie so viele Pferde und Männer mit ihren Pfeilen getötet hatten, genau das gewesen war: ein erster Ansturm. Die richtige Schlacht fing jetzt erst an.

«Will! Will!», ertönte Vater Hobbes Stimme hinter den Soldaten. «Sir William!»

«Hier, Vater!»

Die Soldaten machten Platz, um den Priester durchzulassen, der einen Stapel Pfeilbündel auf den Armen trug. Hinter ihm lief ein verängstigter kleiner Junge, ebenfalls mit Pfeilen beladen. «Ein Geschenk von den königlichen Bogenschützen», sagte Vater Hobbe und ließ

seine Ladung auf den Boden fallen. Thomas sah, dass die Pfeile die rot gefärbten Federn der königlichen Schützen trugen. Er zog sein Messer, schnitt eines der Bündel auf und schob die Pfeile in seine Tasche.

«Zurück in die Linie! Zurück in die Linie!», rief der Earl of Northampton heiser. Sein Helm hatte über der rechten Schläfe eine tiefe Beule, und sein Waffenrock war blutbespritzt. Der Prince of Wales brüllte den Franzosen, die ihre Pferde wendeten und durch das Gewühl von Toten und Verwundeten davonritten, Beleidigungen hinterher. «Bogenschützen!», rief der Earl und zerrte den Prinzen zwischen die Soldaten, die sich langsam wieder zu einer Linie formierten. Zwei Männer sammelten liegengebliebene feindliche Lanzen ein, um die vorderste Reihe damit zu bewaffnen. «Bogenschützen!», rief der Earl noch einmal.

Will Skeat führte seine Männer wieder in ihre urspüngliche Position vor den Soldaten des Earls. «Wir sind hier, Mylord.»

«Habt ihr Pfeile?»

«Ein paar.»

«Genug?»

«Ein paar», wiederholte Skeat stur.

Thomas trat ein Schwert beiseite, das auf dem Boden lag. Zwei oder drei Schritt vor ihm lag ein totes Pferd. Fliegen krochen über die weit aufgerissenen Augen und das noch feuchte Blut auf den schwarzen Nüstern. Die Schabracke war weiß und gelb, und der Ritter, der auf dem Pferd gesessen hatte, war unter dem mächtigen Leib begraben. Das Visier des Mannes war hochgeklappt. Viele der

Franzosen und fast alle Engländer kämpften mit offenem Visier, und die Augen dieses Toten starrten Thomas direkt an. Dann blinzelten sie plötzlich.

«Gütiger Jesus», entfuhr es Thomas.

«Habt Erbarmen», flüsterte der Mann auf Französisch. «Um Gottes willen, habt Erbarmen.»

Doch Thomas konnte ihn in dem Lärm der Hufe und Trompeten nicht hören. «Lasst sie! Die sind erledigt!», brüllte Will Skeat, da ein paar seiner Schützen auf die übrig gebliebenen Reiter der ersten Attacke zielten, die sich zurückgezogen hatten, um sich neu zu formieren, aber noch innerhalb der Schussweite waren. «Wartet!»

Thomas blickte nach links. Fast eine Meile hangabwärts lagen tote Männer und Pferde, aber anscheinend waren die Franzosen nur dort, wo er stand, tatsächlich bis zur englischen Linie vorgedrungen. Nun kamen sie erneut. Unruhig beobachtete er, wie sie den Hang erklommen. Diesmal rückten sie langsam und diszipliniert vor. Ein Ritter in der vordersten Linie der Franzosen trug eine extravagante Helmzier aus weißen und gelben Federn, als befände er sich in einem Turnier. Der ist so gut wie tot, dachte Thomas, denn einem so auffälligen Ziel konnte kein Bogenschütze widerstehen.

«Wartet!», rief Will Skeat erneut, und als Thomas aufblickte, sah er, dass die Reiter schon bedrohlich nahe gekommen waren. Er spannte seinen schwarzen Bogen. Er hatte so viele Pfeile abgeschossen, dass die beiden Zugfinger seiner rechten Hand trotz der Hornhaut eingerissen waren. Auch die Oberseite seiner linken Hand

war von den darüberzischenden Gänsefedern wund gescheuert. Die Muskeln seines Rückens und seiner Arme brannten. Und er hatte Durst. Noch einmal befahl Skeat ihnen zu warten, und Thomas lockerte die Sehne ein wenig. Die dichte Formation des zweiten Angriffs war durch die Leichen der Armbrustschützen aufgebrochen worden, doch jetzt rückten die Reiter wieder eng zusammen, und sie waren längst in Schussweite. Doch Will Skeat wollte sichergehen, dass die wenigen Pfeile, die sie besaßen, alle trafen. «Zielt sauber, Jungs», rief er. «Wir haben keinen Pfeil zu verschenken, also strengt euch an! Tötet die verdammten Pferde.» Die Bogen wurden voll gespannt, und die Sehne schnitt wie ein glühendes Band in Thomas' aufgerissene Finger.

«Jetzt!», brüllte Skeat, und ein neuer Pfeilschwarm flog über den Hang, diesmal von roten Federn durchmischt. Jakes Bogensehne riss, und fluchend tastete er nach seiner Ersatzsehne. Ein zweiter Schwarm sirrte davon, und als die dritten Pfeile angelegt wurden, trafen die ersten ihr Ziel. Pferde bäumten sich wiehernd auf. Die Reiter duckten sich und hieben ihnen die Sporen in die Flanken, als ob sie erkannten, dass sie den Pfeilen am schnellsten entkamen, wenn sie die Bogenschützen niedertrampelten. Thomas schoss und schoss, ohne nachzudenken; er suchte sich ein Pferd, zielte mit der stählernen Spitze darauf und ließ los. Als er einen Pfeil aus der Tasche zog und rote Flecken auf den weißen Federn sah, wusste er, dass seine Zugfinger zum ersten Mal seit seiner Kindheit bluteten. Wieder und wieder schoss er, bis der Schmerz ihm fast Tränen in die

Augen trieb. Doch die feindliche Linie fiel auseinander, die mit Widerhaken versehenen Pfeile marterten die Pferde, und die Reiter mussten den Gefallenen des ersten Angriffs ausweichen. Die Franzosen saßen fest – in den Pfeilhagel hineingaloppieren konnten sie nicht, und zurückweichen wollten sie nicht. Thomas schoss einen weiteren Pfeil ab und sah zu, wie der rot gefiederte Schaft sich in die Brust eines Pferdes bohrte, dann griff er wieder nach hinten, doch es war nur noch ein einziger Pfeil übrig. Er fluchte.

«Gibt’s noch Pfeile?», rief Sam, doch niemand hatte welche übrig.

Thomas verschoss seinen letzten und machte kehrt, um sich durch eine Lücke zwischen den Soldaten vor den Reitern in Sicherheit zu bringen, die nun, da die Pfeile aufgebraucht waren, sicher kommen würden, doch es gab keine Lücken.

Einen Herzschlag lang verspürte er nackte Panik. Die Franzosen kamen, und er saß in der Falle. Dann hakte er, fast ohne nachzudenken, den rechten Zeigefinger unter die Hornkerbe und schleuderte seinen Bogen hoch über die englischen Soldaten hinweg. Seine Waffe würde ihn jetzt nur behindern. Stattdessen schnappte er sich einen Schild vom Boden, betete, dass er ein englisches Abzeichen trug, und schob seinen linken Unterarm in die engen Schlaufen. Er zog sein Schwert und zwängte sich zwischen zwei der Lanzen, die die Soldaten hielten. Andere Bogenschützen taten es ihm gleich.

«Lasst die Schützen rein!», rief der Earl of Northampton. «Lasst sie rein!» Nun, da keine Pfeile mehr kamen,

drängten die Franzosen sich zwischen den Gefallenen und den Löchern den Hang hinauf. Sie hatten die Lanzen gesenkt und trieben ihre Pferde zu einem letzten Galopp, bevor sie auf den Feind trafen. Thomas sah sie auf sich zukommen, den ungewohnten Schild erhoben, und dachte bei sich, wie unheimlich die stählernen Gesichter des Feindes wirkten.

«Dir passiert schon nichts, Junge», sagte eine leise Stimme hinter ihm. «Halt den Schild hoch und greif das Pferd an.»

Thomas wandte sich um und sah, dass es Reginald Cobham war, der kampferprobte Graubart, der in der ersten Reihe stand.

«Haltet euch bereit!», rief Cobham.

Die Pferde donnerten auf sie zu, groß und massig, die Rüstungen schepperten, und die Lanzen drohten sie aufzuspießen, als die Franzosen sich unter Siegesgebrüll auf sie stürzten.

«Jetzt tötet sie!», brüllte Cobham.

Die Lanzen krachten gegen die Schilde, Thomas wurde nach hinten geschleudert, und ein Huf traf seine Schulter, aber ein Soldat hinter ihm stieß ihn wieder nach vorn, sodass er gegen das feindliche Pferd gedrückt wurde. Er hatte nicht genug Platz, um das Schwert zu benutzen, und der Schild wurde ihm in die Rippen gedrückt. Der Geruch von Pferdeschweiß und Blut stieg ihm in die Nase. Etwas prallte auf seinen Helm, dass sein Schädel dröhnte und ihm schwarz vor Augen wurde. Dann ließ der Druck wie durch ein Wunder nach, das Tageslicht kehrte allmählich zurück,

und er taumelte mit gezücktem Schwert auf die Stelle zu, wo er den Feind vermutete. «Schild hoch!», brüllte eine Stimme. Er gehorchte instinktiv, und im gleichen Moment traf etwas mit voller Wucht gegen den Schild. Sein Blick klärte sich, und er sah eine leuchtend bunte Schabracke und einen gepanzerten Stiefel in einem breiten, ledernen Steigbügel direkt zu seiner Linken. Er rammte sein Schwert durch die Schabracke in den Bauch des Pferdes, und das Tier sprang wiehernd zur Seite.

Der Angriff hatte die Linie nicht durchbrochen, aber er war dagegengeprallt wie eine mächtige Woge gegen eine Klippe. Die Pferde wichen zurück, und die englischen Soldaten stürmten vor, um auf die Reiter einzuschlagen, die ihre Lanzen fallen ließen und zum Schwert griffen. Thomas wurde von den Soldaten beiseitegestoßen. Benommen und schweißüberströmt rang er nach Atem. Sein Schädel pochte vor Schmerz. Vor ihm lag ein toter Bogenschütze, der Kopf von einem Huf zertrampelt. Warum trug der Kerl keinen Helm? Dann wurden die Soldaten wieder zurückgedrängt, da sich immer mehr Reiter zwischen den Toten hindurchwanden und auf das Banner des Prince of Wales zustürmten. Thomas rammte seinen Schild gegen den Kopf eines Pferdes, spürte, wie sein Schwert von einem Schlag gestreift wurde, und bohrte die Klinge in die Flanke des Tieres. Der Reiter kämpfte mit einem Mann auf der anderen Seite des Pferdes, und Thomas erblickte eine Lücke zwischen dem hohen Sattelknauf und dem Kettenpanzer des Reiters. Er stieß dem Franzosen sein

Schwert in den Bauch und hörte, wie das wütende Gebrüll des Mannes sich in einen gellenden Schrei verwandelte.

«Keine Gefangenen!», brüllte der Earl of Northampton, als er sah, dass einer der Männer einen Franzosen aus dem Gefecht führen wollte. Er hatte seinen Schild weggeworfen und schwang das Schwert mit beiden Händen wie ein Holzfäller seine Axt. Immer mehr Reiter drängten in das Gemetzel; ihr Strom schien kein Ende zu nehmen. Der Himmel war bunt von Flaggen und von Lanzen gespickt, das Gras von Hufen aufgerissen und blutgetränkt. Ein Franzose rammte die untere Kante seines Schildes auf den Helm eines Engländers, schwang sein Pferd herum, stieß einem Bogenschützen sein Schwert in den Rücken, wendete erneut und hieb auf den Mann ein, der noch von dem ersten Schlag benommen war. *«Montjoie St. Denis!»*, brüllte er.

«St. George!» Der Earl of Northampton, das Visier hochgeklappt und das Gesicht blutüberströmt, bohrte seine Schwertspitze durch die Rossstirn eines Pferdes und stach ihm ein Auge aus. Das Tier bäumte sich auf, und sein Reiter stürzte unter die Hufe eines nachfolgenden Pferdes. Der Earl hielt nach dem Prinzen Ausschau, sah ihn jedoch nirgends und konnte seine Suche auch nicht fortsetzen, da ein neuer *conroi* mit schwarzen, von weißen Kreuzen geschmückten Schilden sich durch das Kampfgewühl schob und Freund und Feind beiseitestieß, die Lanzen auf das Banner des Prinzen gerichtet.

Thomas sah eine Lanze auf sich zukommen, warf sich zu Boden und rollte sich zu einer Kugel zusammen, während

die schweren Streitrösser vorüberstampften.

«Montjoie St. Denis!», brüllten die Stimmen über ihm, als der *conroi* des Grafen von Astarac sich ins Gefecht stürzte.

So etwas hatte Guillaume d'Evecque noch nie gesehen, und er hoffte, er würde es nie wieder sehen: eine gewaltige Streitmacht, die an einer Linie aus Fußsoldaten zerbrach.

Die Schlacht war zwar noch nicht verloren, und d'Evecque redete sich ein, dass sie sie immer noch gewinnen konnten, aber er spürte ein ungewohntes Widerstreben in sich. Er mochte den Krieg. Er liebte den Beginn einer Schlacht, er genoss es, dem Feind seinen Willen aufzuzwingen, und bisher hatte er aus jedem Gefecht Gewinn gezogen, doch ihm wurde plötzlich bewusst, dass er diesen Hügel nicht hinaufreiten wollte. Über diesem Ort hing ein böses Omen. Doch er schob den Gedanken beiseite und hieb seinem Pferd die Sporen in die Flanken. *«Montjoie St. Denis!»*, rief er, aber es kam nicht von Herzen. Außer ihm schien niemand solche Zweifel zu hegen. Die Ritter begannen sich zu drängeln, als sie ihre Lanzen auf die englische Linie richteten. Es flogen nur noch sehr wenige Pfeile durch die Luft, und aus dem großen Knäuel, das sich unter dem hohen Banner des Prince of Wales gebildet hatte, kamen überhaupt keine mehr. Überall entlang der Linie stürmten Reiter vor und hieben mit Schwertern und Äxten auf die englischen Soldaten ein, doch immer mehr ritten quer über den Hang, um sich in das Getümmel an der rechten Flanke des Feindes zu stürzen. Dort würde die Schlacht entschieden, sagte sich d'Evecque, dort würden sie die

Engländer vernichten. Es würde natürlich ein schwerer und blutiger Kampf werden, sich durch die Truppen des Prinzen zu schlagen, doch sobald die französischen Reiter hinter die englische Linie gelangten, würde diese zusammenbrechen wie marodes Holz, und keine noch so große Verstärkung von der Hügelkuppe konnte die gnadenlose Niederlage verhindern. Also los, drängte er sich, auf in den Kampf, aber er spürte noch immer die nagende Angst, in den Untergang zu reiten. Dieses Gefühl kannte er nicht, er hasste sich dafür und schimpfte sich selbst einen Feigling.

«Vorwärts! Vorwärts!», rief Guillaume d'Evecque seinen Männern zu, doch er wusste, dass er im Grunde sich selbst antrieb. Er hatte seine Leute noch nie in ein Gefecht vorangeschickt, sondern stets die Führung übernommen und sie aufgefordert, ihm zu folgen. Er verfluchte sich für seine Wortwahl und starrte nach vorn, auf der Suche nach einem Opfer für seine Lanze. Sorgsam auf die Löcher achtend, ritt er um das Gemetzel zu seiner Rechten herum. Er hatte vor, es auszuweiten, indem er die englische Linie an einer Stelle angriff, wo bereits gekämpft wurde. Stirb als Held, sagte er sich, trag die verdammte Lanze den Hang hinauf und sorg dafür, dass kein Mann je sagen kann, Guillaume d'Evecque sei ein Feigling gewesen.

Plötzlich brach zu seiner Rechten lauter Jubel aus. Er löste den Blick vom Boden und sah, wie das Banner des Prince of Wales in das Kampfgetümmel stürzte. Seine düstere Stimmung verschwand wie durch Zauberhand, denn jetzt drängte eine französische Flagge vor, an die

Stelle, wo eben noch das Banner des Prinzen geweht hatte. D’Evecque traute seinen Augen nicht. Die Flagge zeigte einen Greif, der einen Kelch in den Klauen trug. Mit einem Schenkeldruck wendete er sein Pferd und rief seinen Männern zu, ihm zu folgen. «Auf in den Kampf!», brüllte er. Und da war kein Zweifel und kein Widerstreben mehr. Denn Guillaume d’Evecque hatte seinen Feind gefunden.

Der König sah, wie die feindlichen Ritter mit dem weißen Kreuz auf ihren Schilden in das Gefecht stießen und wie das Banner seines Sohnes fiel. Die schwarze Rüstung des Prinzen konnte er nicht ausmachen. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel.

«Lasst mich gehen!», drängte der Bischof von Durham.

Der König verscheuchte eine Bremse vom Hals seines Pferdes. «Betet für ihn», lautete seine Antwort.

«Was zum Teufel soll das nützen?», erwiderte der Bischof verärgert und hob drohend seinen mächtigen Streitkolben. «Lasst mich gehen, Sire!»

«Ich brauche Euch hier», sagte der König ruhig. «Und der Junge muss sein Handwerk lernen, genau wie ich.» Ich habe noch andere Söhne, dachte Edward von England bei sich, allerdings keinen wie ihn. Dieser Sohn wird eines Tages ein großer König sein, ein Kriegerkönig, vor dem alle Feinde erzittern. Wenn er überlebt. Und er muss lernen, im Chaos und Schrecken des Krieges zu leben. «Ihr bleibt hier», befahl er dem Bischof und winkte einen Herold herbei. «Wem gehört diese Flagge?», fragte er und deutete auf das rote Banner mit dem Greif.

Der Herold starrte es eine ganze Weile an und runzelte dann die Stirn, als traue er seinem eigenen Urteil nicht.

«Nun?», hakte der König nach.

«Ich habe sie seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen», antwortete der Herold zögernd, «aber ich glaube, es ist die Flagge des Hauses Vexille, Sire.»

«Sollte ich sie kennen?», fragte der König.

«Die Vexilles?», dröhnte der Bischof. «Diese verfluchten Verräter! Sie sind zu Zeiten der Herrschaft Eures Urgroßvaters aus Frankreich geflohen, Sire, und er gab ihnen Ländereien in Cheshire. Später verbündeten sie sich mit Mortimer.»

«Ah», sagte der König mit leisem Lächeln. Die Vexilles hatten also seine Mutter und ihren Liebhaber Mortimer unterstützt, die gemeinsam versucht hatten, ihn um den Thron zu bringen. Kein Wunder, dass sie so gut kämpften. Sie wollten sich für den Verlust ihrer englischen Ländereien rächen.

«Der älteste Sohn hat England nie verlassen», sagte der Bischof, den Blick auf das immer größer werdende Gemetzel am Hang gerichtet. Er musste die Stimme erheben, um das Waffengeklirr zu übertönen. «Ein seltsamer Kerl. Ist Priester geworden. Als ältester Sohn! Kaum zu glauben. Behauptete, er könne seinen Vater nicht leiden, aber man hat ihn trotzdem eingesperrt.»

«Auf meinen Befehl?», fragte der König.

«Ihr wart damals noch sehr jung, Sire, deshalb hat jemand aus Eurem Rat dafür gesorgt, dass dieser Vexille keinen Ärger machen konnte. Sie haben ihn in ein Kloster

gesteckt, ihn geschlagen und hungern lassen, bis er sich für einen Heiligen hielt. Danach war er harmlos, und sie haben ihn als Gemeindepriester in irgendein gottverlassenes Kaff geschickt. Mittlerweile dürfte er tot sein.» Der Bischof runzelte die Stirn, weil die englische Linie unter dem Ansturm der Ritter von Vexille nachzugeben drohte. «Lasst mich hinuntergehen, Sire», bettelte er. «Ich flehe Euch an, lasst mich mit meinen Männern hinuntergehen.»

«Ich hatte Euch doch gesagt, fleht lieber Gott an als mich.»

«Ich habe zwanzig Priester, die beten», gab der Bischof zurück, «und die Franzosen ebenfalls. Gott muss schon taub sein von unseren Gebeten. Bitte, Sire, um Christi willen!»

Der König gab nach. «Also gut. Aber geht zu Fuß, und nehmt nur einen *conroi* mit.»

Der Bischof stieß ein Triumphgeheul aus und glitt ungeschickt von seinem Streitross. «Barratt!», rief er einem seiner Soldaten zu. «Bringt Eure Männer! Schnell!» Dann erhob er drohend seinen stacheligen Streitkolben und stürmte den Hügel hinunter, wobei er den Franzosen entgegenbrüllte, die Stunde ihres Todes sei gekommen.

Der Herold zählte die Soldaten durch, die dem Bischof folgten. «Können zwanzig Mann etwas ändern, Sire?», fragte er den König.

«Für meinen Sohn werden sie wenig ändern», antwortete der König, der hoffte, dass der Prinz noch am Leben war. «Aber für den Bischof ändert es eine Menge. Ich fürchte, ich hätte mir einen unversöhnlichen Feind in der Kirche

geschaffen, wenn ich seinem Drängen nicht nachgegeben hätte.» Er sah zu, wie der Bischof sich einen Weg durch die hinteren englischen Reihen bahnte und sich, noch immer brüllend, in das Gemetzel stürzte. Von der schwarzen Rüstung und dem Banner des Prinzen war nach wie vor nichts zu sehen.

Der Herold wendete seinen Zelter vom König ab, der sich bekreuzigte und sein mit Rubinen besetztes Schwert leicht herauszog, um sicherzugehen, dass die Klinge durch den Regen nicht in der Scheide festgerostet war. Doch die Waffe glitt geschmeidig heraus. Er wusste, dass er sie möglicherweise noch brauchen würde, doch fürs Erste legte er die gepanzerten Hände auf den Sattelknauf und begnügte sich damit, die Schlacht zu beobachten.

Er würde seinen Sohn gewinnen lassen. Oder seinen Sohn verlieren.

Der Herold warf dem König einen verstohlenen Blick zu und sah, dass Edward von England die Augen geschlossen hatte. Der König betete.

Die Schlacht hatte sich über den ganzen Hang ausgebreitet. An allen Abschnitten der englischen Linie wurde gekämpft, obwohl die Gefechte an den meisten Stellen nur leicht waren. Die Pfeile hatten ihren Tribut gefordert, aber nun waren alle verbraucht, und so konnten die Franzosen direkt bis zu den unberittenen Soldaten vordringen. Einige der französischen Ritter versuchten, die Linie zu durchbrechen, doch die meisten begnügten sich damit, Beleidigungen zu brüllen, in der Hoffnung, dass sie

damit ein paar von ihren Feinden aus der dichten Schilderwand locken konnten. Doch die Disziplin der Engländer war stärker. Stattdessen riefen diese ihrerseits Beleidigungen, um die Franzosen zum Angriff zu locken und sie mit ihren Schwertern aufzuspießen.

Nur an der Stelle, wo das Banner des Prince of Wales geflattert hatte, wurde mit aller Macht gekämpft, und dort waren die beiden Armeen in einem Kreis von zweihundert Schritt Durchmesser unentwirrbar ineinander verknäult. Die englische Linie war aufgerissen, aber nicht durchbrochen. Die hinteren Reihen verteidigten nach wie vor den Hügel, während die vorderen inmitten des wilden Handgemenges gegen die feindlichen Reiter kämpften. Der Earl of Northampton und der Earl of Warwick hatten versucht, die Linie zusammenzuhalten, aber der Prince of Wales hatte mit seinem Drang, dem Feind endlich im Kampf gegenüberzutreten, eine Lücke hineingerissen, und seine Leibgarde befand sich jetzt weiter unten, in der Nähe der Löcher, wo so viele Pferde mit gebrochenen Beinen lagen. Dort hatte Guy Vexille den Standartenträger des Prinzen mit seiner Lanze aufgespießt, sodass die große Flagge mit den Lilien und den Leoparden und dem Goldrand von den Kämpfenden zertrampelt wurde.

Zwanzig Schritt davon entfernt lag Thomas auf dem Boden, dicht an den blutigen Bauch eines toten Pferdes gedrückt, und zuckte jedes Mal zusammen, wenn ein Streitross in seine Nähe kam. Der Lärm war ohrenbetäubend, doch trotz der Schreie und des Waffengeklirrs konnte er die Stimmen der Engländer

hören, die noch immer Beleidigungen brüllten, und als er den Kopf hob, sah er Will Skeat und Vater Hobbe, die mit einer Hand voll Bogenschützen und zwei Soldaten gegen französische Reiter kämpften. Die Versuchung war groß, hinter seinem nach Blut stinkenden Schutzwall zu bleiben, doch Thomas zwang sich, über den Körper des Pferdes zu klettern und zu Skeat zu laufen. Das Schwert eines Franzosen prallte gegen seinen Helm, und er wurde gegen den Rumpf eines Pferdes geschleudert, doch schließlich erreichte er die kleine Gruppe.

«Na, lebst du noch?», sagte Skeat.

«Allmächtiger!», fluchte Thomas.

«Das kannst du laut sagen. Na los, du Bastard, komm her!», rief Skeat einem der Franzosen zu, doch der zog es vor, seine noch unversehrte Lanze in das Getümmel rund um das gefallene Banner zu tragen. «Da kommen immer noch mehr», sagte Skeat staunend. «Das hört überhaupt nicht auf!»

Ein Bogenschütze mit dem grün-weißen Wappenrock des Prinzen kam auf sie zugetaumelt; er hatte seinen Helm verloren, und aus einer tiefen Wunde in seiner Schulter lief das Blut. Ein Franzose sah ihn, wendete lässig sein Pferd und hieb mit seiner Streitaxt auf ihn ein.

«Dieser Schweinehund!», zischte Sam, und bevor Skeat ihn aufhalten konnte, stürzte er vor und sprang hinter dem Franzosen auf das Pferd. Er packte den Ritter um den Hals und ließ sich einfach hintenüberfallen, sodass der Mann aus dem Sattel gerissen wurde. Zwei feindliche Soldaten wollten eingreifen, doch das Pferd war ihnen im Weg.

«Schützt ihn!», rief Skeat und lief mit seinem Trupp auf Sam zu, der mit bloßen Fäusten auf die Rüstung des Franzosen einhämmerte. Er stieß Sam beiseite, hob die Brustplatte des Franzosen ein Stück an und bohrte ihm sein Schwert zwischen die Rippen. «Verfluchter Mistkerl», sagte Skeat. «Wagt es, einen Bogenschützen zu töten!»

Mit einem Grinsen hob Sam die Streitaxt auf. «Nicht übel, das Ding.» Er fuhr zu den beiden feindlichen Soldaten herum, die auf ihn zugeprescht kamen, und hieb mit der Waffe auf das Pferd des ersten ein. Skeat und einer seiner Männer attackierten das andere mit ihren Schwertern. Thomas versuchte, sie mit seinem Schild zu schützen, und stach gleichzeitig auf den Reiter ein, spürte jedoch, wie seine Klinge an der Rüstung abglitt. Dann machten die beiden verwundeten Pferde kehrt und flohen.

«Bleibt zusammen!», sagte Skeat. «Bleibt zusammen. Und du, Tom, gib uns von hinten Deckung.»

Thomas antwortete nicht.

«Tom!», bellte Skeat.

Doch Thomas hatte die Lanze gesehen. Auf dem Schlachtfeld waren Tausende von Lanzen, aber die meisten von ihnen waren mit bunten Spiralen bemalt, und diese war schwarz, verzogen und zerbrechlich. Es war die Lanze des heiligen Georg, die zwischen den Spinnweben in Kirchenschiff seines Heimatdorfes gehangen hatte. Jetzt wurde sie als Flaggenstab benutzt, und das Banner, das an der silbernen Spitze flatterte, war blutrot und mit einem silbernen Greif bestickt. Sein Herz setzte einen Schlag aus. Die Lanze war hier! All die Geheimnisse, denen er so gerne

aus dem Weg gehen wollte, waren hier auf diesem Schlachtfeld versammelt. Die Vexilles waren hier, und vermutlich war auch der Mörder seines Vaters hier.

«Tom!», rief Skeat erneut.

Thomas deutete nur auf die Flagge. «Ich muss sie töten.»

«Sei kein Dummkopf, Tom», sagte Skeat.

«Vexille!», brüllte Thomas, so laut er konnte. «Vexille!»

«Der Junge ist übergeschnappt», sagte Skeat zu Vater Hobbe.

«Nein, das ist er nicht», erwiderte der Priester. Er war jetzt unbewaffnet, doch er hob das Falchion eines toten Franzosen auf und wog es anerkennend in der Hand.

«Vexille! Vexille!», rief Thomas erneut.

Einer der Ritter aus der Gruppe um die Flagge mit dem Greif hörte den Ruf und wandte seinen Helm mit dem schnauzenförmigen Visier in seine Richtung. Thomas kam es so vor, als starre der Mann ihn sehr lange durch die schmalen Sichtschlitze an, obwohl es nur ein kurzer Moment gewesen sein konnte, denn der Mann wurde von zwei Fußsoldaten angegriffen. Er verteidigte sich geschickt, und sein Pferd tänzelte unablässig hin und her, damit niemand ihm die Beinsehnen durchtrennen konnte. Der Reiter schlug dem einen Engländer das Schwert aus der Hand und schlitzte dem anderen mit seiner Spore das Gesicht auf. Dann wendete er sein schnelles Pferd und tötete den ersten Mann mit einem Schwertstich. Der zweite Mann lief taumelnd davon, und der Ritter mit dem schnauzenförmigen Helm machte kehrt und kam direkt auf Thomas zu.

«Der Junge sucht wohl Ärger», knurrte Skeat, trat aber an Thomas' Seite. Der Ritter bremste im letzten Moment ab und hieb mit seinem Schwert zu. Thomas wehrte die Klinge mit dem Schild ab und erschrak über die Wucht des Schlages, der ihm schmerzhaft bis in die Schulter fuhr. Das Pferd wendete, kam zurück, und der Ritter holte wieder aus. Skeat stach auf das Pferd ein, doch da das Tier unter seiner Schabracke einen Kettenpanzer trug, glitt sein Schwert ab. Thomas parierte auch den zweiten Schlag, doch diesmal ging er dabei fast in die Knie. Der Mann ritt ein paar Schritte davon, wendete sein Pferd erneut und schob mit der Schwerthand sein Visier hoch. Es war Sir Simon Jekyll.

Zorn stieg wie Galle in Thomas hoch, und ohne Skeats Warnruf zu beachten, stürmte er mit erhobenem Schwert auf seinen Erzfeind zu. Sir Simon parierte den Schlag mit herablassender Leichtigkeit, trieb sein Pferd ein paar Schritte zur Seite und holte seinerseits aus. Thomas duckte sich, doch der Schlag kam so schnell, dass die Klinge ihn dröhnend auf den Helm traf.

«Dieses Mal bringe ich dich um», fauchte Sir Simon und hieb mit aller Kraft auf Thomas' kettengepanzerte Brust ein. Doch Thomas war über einen Toten gestolpert und hatte das Gleichgewicht verloren. Die Wucht des Angriffs stieß ihn vollends hintenüber, bis er rücklings auf dem Boden landete. In seinem Kopf drehte sich alles, und es war niemand da, der ihm helfen konnte, denn Skeat und seine Männer kämpften mittlerweile gegen einen neuen Ansturm von Reitern. Er versuchte aufzustehen, doch ein Schmerz

zuckte durch seinen Schädel, und etwas schlug ihn gegen die Brust, dass ihm die Luft wegblieb. Sir Simon beugte sich aus dem Sattel zu ihm hinunter, die Schwertspitze auf Thomas’ ungeschütztes Gesicht gerichtet. «Verfluchter Bastard», zischte er. Dann riss er plötzlich den Mund auf, als müsse er gähnen, und starrte Thomas an. Blut sprudelte aus seinem Rachen und spritzte Thomas direkt ins Gesicht. Eine Lanze hatte Sir Simon durchbohrt, und als Thomas sich das Blut aus den Augen gewischt hatte, sah er, dass die blau-gelbe Lanze von einem Reiter geführt worden war. Wie konnte das sein? Nur die Franzosen kämpften zu Pferd, aber Thomas hatte genau gesehen, wie der Reiter die Lanze, die jetzt quer durch Sir Simons Körper ging, losgelassen hatte. Sein Erzfeind schwankte röchelnd im Sattel. Dann fiel Thomas’ Blick auf die Schabracken der Reiter, die an ihm vorbeipreschten. Sie zeigten gelbe Falken auf blauem Grund.

Mühsam richtete Thomas sich auf. Gütiger Jesus, es war höchste Zeit, dass er lernte, mit dem Schwert zu kämpfen. Der Bogen reichte nicht aus. Die Männer von Guillaume d’Evecque waren jetzt an ihm vorbei und galoppierten auf den *conroi* von Vexille zu. Will Skeat rief Thomas zu sich zurück, doch Thomas folgte stur d’Evecques Männern. Franzosen kämpften gegen Franzosen! Vexille und seine Leute hatten es fast geschafft, die englische Linie zu durchbrechen, doch nun mussten sie sich nach hinten verteidigen, während englische Soldaten versuchten, sie aus dem Sattel zu zerren.

«Vexille! Vexille!», rief d'Evecque, da er wegen der geschlossenen Visiere seinen Feind nicht erkennen konnte. Wieder und wieder schlug er mit seinem Schwert auf einen der Männer ein, bis der mit seinem Schild fast rücklings aus dem Sattel fiel. Dann hackte er auf den Hals des Pferdes ein, das Tier ging zu Boden, und ein englischer Priester hieb dem gestürzten Ritter ein Falchion in den Schädel.

Ein wirbelnder Farbklecks zu seiner Rechten ließ d'Evecque herumfahren. Jemand hatte das Banner des Prince of Wales gerettet und wieder erhoben. Suchend blickte er sich nach Vexille um, doch er sah nur ein halbes Dutzend Männer, deren schwarze Schilde mit einem weißen Kreuz verziert waren. Er trieb sein Pferd auf sie zu, hob seinen eigenen Schild, um eine Streitaxt abzuwehren, und bohrte einem Mann sein Schwert in den Oberschenkel. Noch während er die Klinge herauszog, traf ihn ein Schlag in den Rücken. Er wendete sein Pferd und parierte einen hohen Schwertstoß. Männer brüllten ihn an, warum er gegen seine eigenen Leute kämpfte. Dann verlor der Fahnenträger von Vexille das Gleichgewicht, und der silberne Greif fiel zu Boden, als Henry Colley die alte Lanze wegwarf und sein Schwert zog.

«Bastarde!», brüllte er und hieb einem der Männer seine Klinge in die Schulter. Ein gewaltiger Schrei ließ ihn herumfahren, und er erblickte einen dicken Mann in Plattenrock und Kettenpanzer, der ein Kreuz um den Hals trug und einen Streitkolben schwang. Colley holte aus, doch der Bischof wehrte das Schwert mit seinem Schild ab und ließ den Streitkolben auf Colleys Helm krachen.

«Gelobt sei der Herr!», dröhnte der Bischof, als er seine stachelbewehrte Waffe aus Colleys zertrümmertem Schädel zog, und schlug im gleichen Schwung nach einem Pferd mit blau-gelber Schabracke, doch der Reiter wich im letzten Moment aus.

Guillaume d'Evecque hatte den Bischof mit seinem Streitkolben gar nicht bemerkt, sondern seinem Pferd die Sporen gegeben, weil er gesehen hatte, dass einer von Vexilles Männern eine auffallend edle Rüstung trug. Doch dann spürte er, wie sein Pferd stolperte, und sah durch die schmalen Schlitze seines Visiers, dass Engländer auf die Hinterbeine seines Tieres einhackten. Es gelang ihm, die Schwerter abzuwehren, doch sein Hengst ging zu Boden, und im gleichen Augenblick brüllte eine Stimme: «Aus dem Weg! Der Schweinehund gehört mir! Im Namen des Allmächtigen, aus dem Weg!» D'Evecque verstand die Worte nicht, doch plötzlich schlang sich ein Arm um seinen Hals, und er wurde aus dem Sattel gezogen. Wütend versuchte er sich zu wehren, doch ihm blieb die Luft weg, als er rücklings aufschlug. Ein Mann drückte ihn zu Boden, und d'Evecque versuchte, mit seinem Schwert nach ihm zu stoßen, doch neben ihnen lag sein verwundetes Pferd, das mit den Hufen um sich trat und sich auf sie zu wälzen drohte. Sein Angreifer zerrte ihn zur Seite, entwand ihm das Schwert, und zischte ihm auf Französisch zu: «Rührt Euch nicht!»

«Ist der verfluchte Bastard tot?», dröhnte der Bischof.

«Ja, ist er», rief Thomas zurück.

«Gott sei gelobt! Los, weiter, tötet sie!»

«Thomas?», fragte Guillaume d’Evecque verdutzt.
«Nicht bewegen!», warnte Thomas ihn.
«Ich will Vexille!»
«Er ist verschwunden», sagte Thomas. «Bewegt Euch nicht!»

Als sein Banner gefallen war und er von zwei Seiten angegriffen wurde, hatte Guy Vexille sich mit seinen drei verbliebenen Männern zurückgezogen, doch nur um sich dem letzten französischen Reitertrupp anzuschließen. Der König höchstpersönlich ritt in die Schlacht, begleitet von seinem Freund, dem König von Böhmen. Obgleich Johann von Böhmen blind war, hatte er darauf bestanden zu kämpfen, und so hatten seine Leibwachen die Zügel ihrer Pferde zusammengebunden und das Streitross des Königs in ihre Mitte genommen, damit er sie nicht verlieren konnte. Auch Prinz Karl, der Sohn des Königs, war in die Gruppe eingebunden. «Prag!», erschallte ihr Schlachtruf, als die böhmischen Ritter den letzten Angriff führten. Doch was als Ansturm geplant war, endete als mühsames Stolpern durch ein Gewirr aus Gefallenen und Verwundeten, toten und panisch um sich tretenden Pferden.

Der Prince of Wales war noch am Leben. Die goldene Zierleiste an seinem Helm war zur Hälfte abgetrennt, und der obere Rand seines Schildes wies ein halbes Dutzend tiefe Einkerbungen auf, doch nun führte er den Gegenangriff, gefolgt von hundert Mann, die sich brüllend und fluchend auf diesen letzten Feindestrupp stürzten, der im verblassenden Licht des Tages auf das Schlachtfeld ritt,

auf dem so viele Franzosen gestorben waren. Der Earl of Northampton, der im Schlachtgetümmel um den Prinzen die hinteren Reihen zusammengetrieben hatte, um die Linie zu halten, spürte, dass das Blatt sich gewendet hatte. Der gewaltige Druck gegen die englischen Soldaten war abgeflaut, und die Franzosen versuchten zwar einen weiteren Angriff, aber ihre besten Männer waren verwundet oder tot, und der neue Trupp kam nur im Schritttempo vorwärts. Also rief er seinen Leuten zu, ihm zu folgen.

«Tötet sie!», brüllte er. «Tötet sie!»

Bogenschützen, Soldaten und *hobelars*, die ihre Stellung innerhalb der Wagenkreise an den Flanken der Linie aufgegeben hatten, schwärmten auf die Franzosen zu. Für Thomas, der neben Guillaume d'Evecque kniete, war es genau wie der besinnungslose Sturm auf die Brücke in Caen. Es war ungezügelte, blutrünstige Raserei, und die Franzosen würden mit ihrem Blut bezahlen. Die Engländer hatten bis tief in den langen Sommerabend gekämpft, sie wollten Rache für die Angst, die sie beim Herannahen der gewaltigen Streitrösser verspürt hatten, und so hieben, stachen und schlugen sie wie im Wahn auf die französischen Reiter ein. Der König von Mallorca starb, ebenso der Graf von Saint-Pol, der Herzog von Lothringen und der Graf von Flandern. Dann fiel die böhmische Flagge mit den drei weißen Federn, der blinde König wurde von Äxten, Streitkolben und Schwertern zerfleischt, und der Prinz verblutete auf dem Leichnam seines Vaters. Mit ihnen starb ein königliches Lösegeld. Die Leibwachen, behindert

durch die toten Pferde, die noch immer mit den lebenden zusammengebunden waren, wurden einer nach dem anderen niedergemetzelt. Die Engländer hatten ihren Schlachtruf aufgegeben und heulten wie von Dämonen besessene Irre. Sie waren über und über mit Blut bespritzt, aber es war das Blut der Franzosen. Der Prince of Wales verfluchte die sterbenden Böhmen, weil sie ihn daran hinderten, sich auf den französischen König zu stürzen, dessen blau-goldenes Banner noch immer flatterte. Zwei englische Soldaten hieben auf das Pferd des Königs ein, die königliche Leibgarde versuchte, sie zu töten, und immer mehr Männer mit englischen Waffenröcken liefen auf das Getümmel zu, um Philippe aus dem Sattel zu zerren. Der Prinz wollte dabei sein, wollte derjenige sein, der den feindlichen König gefangen nahm, doch eines der böhmischen Pferde brach neben ihm zusammen, und er verfing sich mit seinem Sporn in der Schabracke und verlor das Gleichgewicht. In diesem Moment erblickte Guy Vexille die schwarze Rüstung, den königlichen Waffenrock und die zerbrochene goldene Zierleiste, und er sah, wie der Prinz stolperte.

Vexille wendete und galoppierte auf ihn zu.

Thomas sah Vexille kommen. Er konnte ihn nicht mit dem Schwert abwehren, da er dazu erst über die verwundeten Pferde hätte klettern müssen, zwischen denen auch der Prinz gefangen war, aber neben seiner rechten Hand lag die schwarze Lanze aus Eschenholz mit silberner Spitze, und er packte sie und rannte auf den Reiter zu. Auch Skeat

war da und kämpfte sich mit seinem alten Schwert zwischen den böhmischen Pferden hindurch.

Die Lanze des heiligen Georg traf Guy Vexille gegen die Brust. Die silberne Klinge wurde durch den Aufprall verbogen und verfing sich in dem roten Banner, aber der alte Eschenstab war noch stabil genug, um den Reiter zurückzustoßen und damit den Prinzen vor dem Schwert zu schützen. Vexille fing sich im Sattel, holte erneut aus, und Will Skeat rammte ihm unter wütendem Gebrüll sein Schwert in die Taille, doch der schwarze Schild fing den Stoß ab, Vexilles erfahrenes Pferd wandte sich instinktiv dem Angreifer zu, und der Reiter hieb mit aller Macht auf ihn ein.

«Nein!», schrie Thomas. Er stieß erneut mit der Lanze zu, doch diesmal gab das alte Holz nach und zersplitterte an Vexilles Schild. Will Skeat sank auf die Knie; sein Helm war gespalten, und aus dem klaffenden Riss strömte Blut. Stolpernd lief Thomas auf ihn zu, während Vexille ein zweites Mal ausholte. Die Klinge fraß sich in Skeats Schädel, dann wandte sich die undurchdringliche Maske von Vexilles Visier Thomas zu. Skeat lag reglos am Boden. Vexilles Pferd drehte sich, um seinen Herrn in die beste Kampfstellung zu bringen, und Thomas sah in der blutbeschmierten Klinge des Franzosen den Tod aufblitzen. In panischer Verzweiflung rammte er dem Hengst das zerbrochene Ende der Lanze tief in das offene Maul. Wiehernd bäumte sich das Tier auf, sodass Vexille hart gegen den Hinterzwiesel seines Sattels geworfen wurde.

Das Pferd kam mit weit aufgerissenen Augen und blutigem Maul wieder auf Thomas zu, doch der Prince of Wales war inzwischen von der Schabracke befreit worden und griff Vexille nun mit zwei seiner Soldaten von der anderen Seite an. Der Ritter parierte den Schwerthieb des Prinzen, sah jedoch, dass er den dreien unterlegen war und gab seinem Pferd die Sporen, um sich in Sicherheit zu bringen.

«Calix meus inebrians!», brüllte Thomas. Er wusste nicht, warum er es tat, die Worte waren plötzlich da, die letzten Worte seines Vaters. Vexille fuhr herum. Er starrte durch die Sehschlitze seines Helms auf den dunkelhaarigen Mann, der das Banner der Vexilles in der Hand hielt. Dann stürmte ein neuer Schwarm blutrünstiger Engländer den Hang hinunter, und er trieb sein Pferd durch das Gemetzel und die sterbenden Männer und die zerbrochenen Träume Frankreichs.

Von der englischen Hügelkuppe erklangen Jubelrufe. Der König hatte seiner berittenen Reserve den Befehl zum Angriff auf die Franzosen gegeben, und während diese Männer ihre Lanzen senkten, wurden eilends weitere Pferde aus dem Tross geholt, damit noch mehr Männer aufsitzen und den geschlagenen Feind verfolgten konnten.

Johann von Hennegau, Seigneur de Beaumont, packte die Zügel des französischen Königs und zog Philippe aus dem Getümmel. Das Tier war ein Ersatzpferd, da das königliche Ross getötet worden war, und auch der König selbst war im Gesicht verwundet, da er darauf bestanden hatte, mit

hochgeklapptem Visier zu kämpfen, damit seine Männer sehen konnten, dass er auf dem Schlachtfeld war.

«Es ist Zeit zu gehen, Sire», sagte der Seigneur de Beaumont sanft.

«Ist es vorbei?», fragte Philippe ungläubig. In seinen Augen schimmerten Tränen.

«Ja, Sire, es ist vorbei.» Die Engländer heulten wie Hunde, und das französische Rittertum lag sterbend auf dem Hang. Johann von Hennegau wusste nicht, wie es dazu gekommen war, er wusste nur, dass die Schlacht, die Oriflamme und der Stolz Frankreichs verloren waren. «Kommt, Sire», sagte er und zog das Pferd des Königs mit sich. Scharen französischer Ritter flüchteten durch das Tal in den Wald, der im schwindenden Licht dunkel dalag.

«Johann», sagte der französische König.

«Ja, Sire?»

«Dieser Astrologe. Lasst ihn hinrichten. Und zwar qualvoll. Habt Ihr gehört? Qualvoll!» Der König weinte, als er mit den Resten seiner Leibgarde davonritt.

Immer mehr Franzosen flohen in die hereinbrechende Dunkelheit, und ihre Flucht verwandelte sich in panischen Galopp, als die ersten Reiter aus der zerrissenen englischen Linie hervorbrachen und die Verfolgung aufnahmen.

Der ganze Hügel schien wie im Todeskampf zu zucken, als die englischen Soldaten zwischen den Verwundeten und Gefallenen hindurchgingen. Auf einmal war es sehr still. Kein Waffengeklirr mehr, kein heiseres Gebrüll, keine Trommeln. Nur Stöhnen und Weinen und gelegentlich ein

Keuchen. Der Wind spielte mit den gefallenen Bannern und zupfte an den weißen Federn der Pfeile.

Es war vorbei.

Sir William Skeat lebte noch. Er konnte nicht sprechen, seine Augen waren blicklos, und er schien taub zu sein. Thomas versuchte, ihn aufzurichten, doch obwohl Skeat sich scheinbar Mühe gab, brachen ihm die Beine weg, und er sackte wieder auf den aufgewühlten Boden.

Vater Hobbe nahm ihm mit größter Vorsicht den Helm ab. Skeats graues Haar war blutgetränkt, und Thomas musste würgen, als er die klaffende Wunde sah. Der Schwerthieb hatte den Schädel gespalten, und zwischen den Haarsträhnen und Knochensplittern war die Gehirnmasse zu sehen.

«Will?» Thomas kniete sich vor ihn. «Will?»

Skeat wandte sich ihm zu, schien ihn jedoch nicht zu sehen. Die eine Hälfte seines Mundes lächelte, und seine Augen waren leer.

«Will!»

«Er wird sterben, Thomas», sagte Vater Hobbe leise.

«Das wird er nicht, verdammt noch mal! Hört Ihr? Er wird leben. Und Ihr werdet gefälligst für ihn beten!»

«Natürlich werde ich beten, und wie ich beten werde», sagte der Priester besänftigend, «aber zuerst muss er verbunden werden.»

Eleanor half ihnen. Sie wusch Skeats Wunde, dann legten sie und Vater Hobbe die Schädelsplitter wie Teile einer zerbrochenen Kachel aneinander. Eleanor riss einen

Streifen aus dem Saum ihres blauen Kleides, umwickelte Skeats Kopf vorsichtig damit und verknotete ihn unter seinem Kinn, sodass er schließlich aussah wie eine alte Frau mit einem Schal. Während der ganzen Prozedur sagte er nichts, und falls er Schmerzen spürte, so war auf seinem Gesicht nichts davon zu erkennen.

«Trink, Will», sagte Thomas und hielt ihm eine Wasserflasche hin, die er einem toten Franzosen abgenommen hatte, doch Skeat reagierte nicht. Eleanor nahm die Flasche und setzte sie ihm an den Mund, aber das Wasser lief nur an seinem Kinn herunter. Mittlerweile war es dunkel geworden. Sam und Jake hatten mit einer Streitaxt ein paar französische Lanzen zerhackt und daraus ein Feuer gemacht. Will Skeat saß reglos neben den Flammen. Er atmete, aber das war auch alles.

«So etwas habe ich schon mal gesehen», sagte Guillaume d'Evecque zu Thomas. Er hatte seit dem Ende der Schlacht kaum gesprochen, sondern nur schweigend zugesehen, wie seine Tochter sich um Skeat gekümmert hatte. Auch danach, als sie ihm zu essen und zu trinken gegeben hatte, war er stumm geblieben.

«Wird er wieder gesund?», fragte Thomas.

D'Evecque zuckte die Achseln. «Der Mann, den ich gesehen habe, hatte eine ähnliche Wunde. Er hat noch vier Jahre gelebt, aber nur weil die Schwestern der Abtei ihn gepflegt hatten.»

«Er wird leben!», sagte Thomas.

D'Evecque nahm Skeats Hand, hielt sie einen Moment und ließ sie dann wieder los. «Vielleicht.» Er klang skeptisch.

«Mochtest du ihn gern?»

«Er ist für mich wie ein Vater.»

«Väter sterben», sagte d’Evecque düster. Er wirkte niedergeschlagen und erschöpft, wie ein Mann, der das Schwert gegen seinen eigenen König erhoben hatte und in seinen Pflichten gescheitert war.

«Er wird leben», beharrte Thomas.

«Schlaf», sagte d’Evecque. «Ich werde auf ihn aufpassen.»

Und Thomas schlief zwischen den Toten, auf dem Schlachtfeld, wo die Verwundeten stöhnten und der Nachtwind die Federn der Pfeile leise singen ließ. Am nächsten Morgen war Skeats Zustand unverändert. Er saß einfach nur mit leerem Blick da.

«Ich gehe und suche den Earl», sagte Vater Hobbe. «Er wird dafür sorgen, dass Will nach England zurückgebracht wird.»

Nach und nach rappelte sich die Armee auf. Vierzig englische Soldaten und ebenso viele Bogenschützen wurden auf dem Friedhof von Crécy begraben, aber die zahllosen französischen Toten wurden bis auf die Fürsten und die höchsten Edelmänner auf dem Hügel liegen gelassen. Die Einwohner von Crécy konnten sie beerdigen, wenn sie wollten; Edward von England scherte sich nicht darum.

Vater Hobbe suchte den Earl of Northampton, doch kurz nach Tagesanbruch waren zweitausend französische Infanteristen angekommen, um die bereits geschlagene Armee zu verstärken. Im morgendlichen Dunst hatten sie die berittenen Männer, die ihnen entgegenkamen, für ihre

eigenen Leute gehalten, bis die Reiter die Visiere herunterklappten, ihre Lanzen einlegten und ihren Pferden die Sporen gaben. Der Earl führte sie an.

Die meisten der englischen Ritter hatten am Vortag in der Schlacht keine Gelegenheit gehabt, zu Pferd zu kämpfen, doch nun, an diesem Sonntagmorgen, war der Moment gekommen, und die mächtigen Streitrösser rissen blutige Lücken in die marschierenden Reihen. Dann wendeten die Reiter und trieben die Überlebenden in wilder Panik auseinander. Die Franzosen flohen, verfolgt von den unerbittlichen Engländern, die auf sie einhackten, bis ihnen die Arme vom Töten lahm wurden.

Oben auf dem Hügel zwischen Crécy und Wadicourt wurden die feindlichen Flaggen eingesammelt. Viele waren zerfetzt und einige noch feucht von Blut. Die Oriflamme wurde zu Edward gebracht, der sie zusammenfaltete und die Priester anwies, ein Dankgebet zu sprechen. Sein Sohn lebte, die Schlacht war gewonnen, und die ganze Christenheit würde wissen, dass Gott auf der Seite der Engländer stand. Er verkündete, er werde diesen Tag auf dem Schlachtfeld verbringen, um den Sieg zu feiern, und dann weitermarschieren. Seine Armee war noch immer erschöpft, aber sie hatte wieder Stiefel, und sie würde zu essen bekommen. Ein Trupp Bogenschützen machte sich daran, Rinder zu schlachten, ein anderer schleppte die Vorräte herbei, die die Franzosen auf dem anderen Hügel zurückgelassen hatten. Wieder andere zogen die Pfeile aus dem Boden und bündelten sie, während ihre Frauen die Toten plünderten.

Voller Übermut kam der Earl of Northampton zum Hügel von Crécy zurück. «Wir haben sie abgeschlachtet wie Schafe!», jubelte er und ritt mehrmals an der Gefechtslinie auf und ab, um sich die Aufregungen der vergangenen beiden Tage noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Als er Thomas erblickte, grinste er über das ganze Gesicht. «Du siehst verändert aus, junger Mann!», sagte er lachend, doch dann fiel sein Blick auf Skeat, der mit seinem blauen Schal wie ein Kind dasaß. «Will?», fragte er verwirrt. «Sir William?»

Skeat rührte sich nicht.

«Er hat einen Schwerthieb auf den Kopf bekommen, Mylord», erklärte Thomas.

Der Übermut des Earls verschwand wie Luft aus einer aufgestochenen Blase. Er sank in seinem Sattel zusammen und schüttelte fassungslos den Kopf. «Nein», sagte er. «Das kann nicht sein. Doch nicht Will!» Er wischte sein blutiges Schwert, das er noch in der Hand trug, an der Mähne seines Pferdes ab und schob es in die Scheide. «Ich wollte ihn in die Bretagne zurückschicken. Wird er es überleben?»

Niemand antwortete.

«Will?», rief der Earl. Unbeholfen stieg er aus dem klebrigen Sattel und hockte sich neben den Mann aus Yorkshire. «Will? Sag doch was! Will!»

«Er muss nach England gebracht werden, Mylord», sagte Vater Hobbe.

«Natürlich.»

«Nein», widersprach Thomas.

Der Earl runzelte die Stirn. «Warum nicht?»

«In Caen gibt es einen Arzt, Mylord», sagte Thomas, jetzt auf Französisch. «Dort würde ich ihn gerne hinbringen. Dieser Arzt kann Wunder bewirken.»

Der Earl lächelte traurig. «Caen ist wieder in französischer Hand, Thomas. Und ich glaube kaum, dass sie dich mit offenen Armen empfangen werden.»

«Doch, das werden sie», sagte Guillaume d'Evecque, und erst jetzt bemerkte der Earl den Franzosen mit seinem fremden Waffenrock.

«Er ist ein Gefangener, Mylord», erklärte Thomas. «Und ein Freund. Da wir Euch dienen, gehört sein Lösegeld Euch, aber er ist der Einzige, der Will nach Caen bringen kann.»

«Ist es ein großes Lösegeld?», fragte der Earl.

«Riesig», sagte Thomas.

«Dann, mein Herr, soll Will Skeats Leben Euer Lösegeld sein», sagte der Earl zu d'Evecque. Er stand auf, doch er wandte sich noch einmal zu Thomas um. Der Junge sah verändert aus, dachte er bei sich. Wie ein Mann. Er hatte sich das Haar kurz geschnitten, das war es. Ziemlich struppig, aber immerhin. Und er sah jetzt wie ein Soldat aus, wie ein Mann, der Bogenschützen in die Schlacht führen konnte. «Ich will dich im Frühjahr wieder bei mir haben, Thomas», sagte er. «Meine Bogenschützen brauchen jemanden, der sie führt, und wenn Will nicht kann, musst du es tun. Jetzt kannst du dich um ihn kümmern, aber im Frühjahr kommst du wieder in meine Dienste, hörst du?»

«Ja, Mylord.»

«Ich hoffe, dein Arzt kann tatsächlich Wunder bewirken», sagte der Earl, dann ging er davon.

Guillaume d’Evecque hatte die Sätze verstanden, die auf Französisch gewechselt worden waren, aber nicht den Rest, und so sah er Thomas fragend an. «Gehen wir nach Caen?»

«Wir bringen Will zu Doktor Mordecai», sagte Thomas.

«Und danach?»

«Gehe ich zum Earl zurück», erwiderte Thomas knapp.

D’Evecque runzelte die Stirn. «Und was ist mit Vexille?»

«Was soll mit ihm sein?», entgegnete Thomas. «Er hat seine verdammte Lanze verloren.» Er wandte sich zu Vater Hobbe und fragte auf Englisch: «Habe ich damit meine Buße erfüllt, Vater?»

Der Priester nickte. Er hatte Thomas die zerbrochene Lanze abgenommen und sie dem Beichtvater des Königs anvertraut, der versprochen hatte, die Reliquie nach Westminster zu bringen. «Ja, Thomas, deine Buße ist erfüllt.»

Obwohl d’Evecque kein Englisch sprach, musste er Vater Hobbes Tonfall richtig verstanden haben, denn er warf Thomas einen verletzten Blick zu. «Vexille lebt noch», sagte er. «Er hat deinen Vater und meine Familie getötet. Selbst Gott will, dass er stirbt!» In seinen Augen standen Tränen. «Willst du mich so zerbrochen zurücklassen wie die Lanze?»

«Was soll ich denn tun?»

«Finde Vexille und töte ihn!», sagte d’Evecque voller Inbrunst, doch Thomas schwieg. «Er hat den Gral!», setzte

der Franzose nach.

«Das ist nur eine Vermutung», widersprach Thomas aufgebracht. Himmel noch mal, warum lassen die mich nicht in Ruhe, dachte er. Ich kann Anführer der Bogenschützen sein. Ich kann Will Skeat nach Caen bringen und Mordecai seine Wunder wirken lassen und dann Skeats Männer in die Schlacht führen. Wir können siegen, für Gott, für Will, für den König und für England. Und ich habe Eleonor, ich werde sie heiraten. «Ich bin ein englischer Bogenschütze», sagte er wütend zu d'Evecque, «kein Ritter der Tafelrunde.»

Guillaume d'Evecque lächelte. «Sag mal, Thomas, war dein Vater eigentlich der älteste Sohn oder ein jüngerer?»

Thomas öffnete den Mund, um zu erwidern, selbstverständlich sei Vater Ralph einer der jüngeren Söhne gewesen, doch dann fiel ihm auf, dass er es gar nicht wusste. Sein Vater hatte nie davon gesprochen, und somit hatte er vielleicht auch hier die Wahrheit verschwiegen, wie in so vielen anderen Dingen.

«Denkt gründlich nach, *Mylord*», sagte d'Evecque betont. «Und vergesst nicht, der Harlekin hat Euren Freund zum Krüppel gemacht, und der Harlekin lebt.»

Ich bin ein englischer Bogenschütze, dachte Thomas, und mehr will ich nicht.

Aber Gott wollte mehr. Und diese Bürde wollte er nicht auf sich nehmen.

Ihm genügte es, dass die Sonne auf die sommerlichen Felder schien, auf weiße Federn und tote Männer.

Und dass Hookton gerächt war.

Nachwort

Nur zwei Geschehnisse in diesem Buch sind reine Erfindung: der Angriff auf Hookton (obwohl die Franzosen zahlreiche solche Überfälle auf die englische Küste unternommen haben) und der Kampf zwischen den Rittern von Sir Simon Jekyll und den Soldaten unter Geoffroy de Pont Blanc vor La Roche-Derrien. Von diesen Ausnahmen abgesehen, sind alle Belagerungen, Schlachten und Scharmützel historisch belegt, ebenso wie der Tod von Geoffroy de Pont Blanc in Lannion. La Roche-Derrien wurde mit Sturmleitern eingenommen, nicht durch einen Angriff vom Fluss, aber da ich Thomas eine Rolle darin geben wollte, habe ich mir ein paar Freiheiten bezüglich der Verdienste des Earl of Northampton herausgenommen. Der Earl hat in der Tat all das vollbracht, was ihm in diesem Buch zugeschrieben wird: die Einnahme von La Roche-Derrien, die erfolgreiche Durchquerung der Somme an der Furt von Blanchetaque und die Leistungen in der Schlacht von Crécy. Die Einnahme und Plünderung von Caen haben sich bis auf einige Details genau so abgespielt, wie es hier beschrieben wird, und dasselbe gilt für die berühmte Schlacht von Crécy. Kurzum, es war ein grauenvoller und blutiger Abschnitt der Geschichte, der heute als Beginn des Hundertjährigen Krieges angesehen wird.

Als ich mit der Lektüre und den Recherchen für diesen Roman begann, dachte ich, ich würde viel mit Ritterlichkeit, Höflichkeit und Tapferkeit zu tun haben. Diese Dinge haben sicher existiert, aber nicht auf den Schlachtfeldern; dort

herrschten Brutalität, Rachsucht und Mordlust. Das Motto des Buches, ein Zitat von König Johann II. von Frankreich, unterstreicht diese Ansicht: «… viele tödliche Schlachten wurden geschlagen, Menschen wurden niedergemetzelt, Kirchen ausgeraubt, Seelen zerstört, junge Frauen und Mädchen entjungfert, wohlanständige Ehefrauen und Witwen entehrt; Städte, Adelssitze und Häuser wurden niedergebrannt, und auf den Straßen drohten Raub, Grausamkeiten und Hinterhalte.» Diese Worte, die vierzehn Jahre nach der Schlacht von Crécy niedergeschrieben wurden, dienten als Rechtfertigung für den Entschluss König Johanns, fast ein Drittel des französischen Territoriums an die Engländer abzutreten; diese Demütigung war in seinen Augen immer noch besser, als einen so mörderischen und grauenvollen Krieg weiterzuführen.

Sorgfältig geplante Schlachten wie die bei Crécy waren in den langen englisch-französischen Kriegen vergleichweise selten, vielleicht weil sie so zerstörerisch waren; allerdings belegen die Gefallenenzahlen von Crécy, dass vor allem die Franzosen geblutet haben, nicht die Engländer. Wie hoch die Verluste tatsächlich waren, lässt sich schwer sagen, aber die Franzosen verloren mindestens zweitausend Mann, wahrscheinlich sogar eher viertausend, größtenteils Ritter und Soldaten. Bei den Genuesern waren die Verluste noch dramatischer, und etwa die Hälfte von ihnen wurde von den eigenen Leuten umgebracht. Die Engländer hingegen hatten kaum Gefallene zu beklagen, möglicherweise weniger als hundert. Dies ist in erster Linie

den Bogenschützen zu verdanken, aber selbst nachdem die Franzosen den Pfeilhagel durchbrochen hatten, erlitten sie schwere Verluste. Ein Reiter, der seinen Angriffsschwung bremsen musste und nicht von anderen Reitern unterstützt wurde, war für Fußsoldaten eine leichte Beute, und so wurde die französische Kavallerie im Nahkampf niedergemetzelt. Nach der Schlacht, als die Franzosen Erklärungen für ihre Niederlage suchten, gaben sie den Genuesern die Schuld, und in vielen französischen Städten wurden massenweise Händler aus Genua umgebracht, aber der eigentliche Fehler der Franzosen lag darin, dass sie unvorbereitet am späten Samstagnachmittag angegriffen hatten, anstatt bis zum Sonntag zu warten und ihre Armee sorgfältig in Stellung zu bringen. Obendrein verloren sie, nachdem sie sich zum Angriff entschlossen hatten, die Disziplin und verschwendeten ihre erste Schlachteinheit, deren Überreste dann die besser durchgeführte zweite Attacke behinderten.

Es hat viele Diskussionen über die Aufstellung der Engländer in dieser Schlacht gegeben, und die meisten drehten sich darum, wo die Bogenschützen positioniert waren. Die meisten Historiker platzieren sie an den Flanken der englischen Armee, aber ich habe mich Robert Hardys Theorie angeschlossen, dass sie entlang der gesamten Linie aufgestellt waren. Wenn es um Pfeile, Bogenschützen und deren Einsatz geht, ist Mr. Hardy eine verlässliche Quelle.

Schlachten waren also selten, aber die *chevauchée*, die flächendeckende, zielgerichtete Zerstörung des

Feindeslandes, war sehr verbreitet. Das war natürlich eine Form von Wirtschaftskrieg – das mittelalterliche Gegenstück zum Bombenteppich. Zeitgenössische Beobachter beschrieben die französischen Landstriche nach dem Durchzug einer englischen *chevauchée* als «niedergewalzt und in Grund und Boden gestampft», «am Rande der völligen Zerstörung» oder «gemartert und vom Krieg verwüstet». Keine Spur von Ritterlichkeit, Höflichkeit oder Tapferkeit. Später gelang es Frankreich, sich zu erholen und die Engländer zu verjagen, aber erst nachdem das Land gelernt hatte, der *chevauchée* und vor allem den englischen (und walisischen) Bogenschützen zu begegnen.

Das Wort Langbogen kommt deshalb in dem Roman nicht vor, weil es im vierzehnten Jahrhundert noch nicht benutzt wurde (aus demselben Grund wird Edward of Woodstock, der Prince of Wales, nicht der Schwarze Prinz genannt; diesen Beinamen bekam er erst später). Der Bogen war einfach der Bogen, gelegentlich auch der große Bogen oder Kriegsbogen. Viel Tinte ist damit vergeudet worden, über die Ursprünge des Langbogens zu diskutieren, darüber, ob er aus Wales oder England stammt, aus dem Mittelalter oder der Steinzeit, aber das Wesentliche ist, dass er erst in den Jahren vor Beginn des Hundertjährigen Krieges als erfolgreiche Gefechtswaffe zum Tragen kam. Was sie so effektiv machte, war die Anzahl der Bogenschützen, die im Kampf eingesetzt werden konnten. Ein oder zwei Langbogen konnten durchaus Schaden anrichten, aber Tausende von ihnen konnten eine ganze Armee vernichten, und nur die Engländer waren in der Lage, solche Zahlen

zusammenzubekommen. Warum? Die Technik hätte nicht einfacher sein können, und dennoch brachten andere Länder keine Bogenschützen hervor. Die Antwort liegt sicher zum Teil darin, dass es sehr mühsam und schwierig war, ein guter Bogenschütze zu werden. Das erforderte Jahre intensiven Übens, und nur in wenigen Regionen von Wales und England war diese Technik fester Brauch. Wahrscheinlich gab es in diesen Gegenden bereits seit der Steinzeit Bogenschützen (in steinzeitlichen Gräbern wurden Eibenbogen gefunden, die ebenso lang waren wie die, die in der Schlacht von Crécy benutzt wurden), obwohl sie auch damals vermutlich nicht sehr zahlreich waren, aber aus irgendwelchen Gründen entstand im Mittelalter eine regelrechte Begeisterung für diese Waffenart, sodass sich der Langbogen zu einer sehr verbreiteten Kriegswaffe entwickelte. Und ebenso schnell verschwand der Bogen wieder aus dem englischen Arsenal, als die Begeisterung sich legte. Oft heißt es, der Langbogen sei mit der Einführung des Gewehrs verschwunden, aber zutreffender ist sicher, dass der Langbogen *trotz* der Einführung des Gewehrs von der Bildfläche verschwand. Benjamin Franklin, ein kluger Mann, war der Ansicht, die amerikanischen Rebellen hätten ihren Krieg sehr viel schneller gewonnen, wenn sie gute Bogenschützen gewesen wären. Aber ein Gewehr (oder eine Armbrust) war wesentlich einfacher zu handhaben als ein Langbogen. Zusammengefasst könnte man sagen, der Siegeszug der englischen Langbogen als Kriegswaffe entstand durch eine breite Volksbegeisterung für das Bogenschießen. Außerdem

hob es den Status der Fußsoldaten, denn selbst der dümmste englische Edelmann begriff irgendwann, dass sein Leben von den Bogenschützen abhing, und so überrascht es nicht, dass es zu dieser Zeit in den englischen Armeen mehr Bogenschützen als Soldaten gab.

Ich bin Jonathan Sumption, dem Autor von *Trial by Battle – The Hundred Years War* (Band 1), zu großem Dank verpflichtet. Für einen Vollzeitschriftsteller wie mich ist es ein Schlag ins Gesicht, dass ein Mann, der eine erfolgreiche Anwaltskanzlei führt, «nebenher» so hervorragende Bücher schreiben kann, aber ich bin ihm sehr dankbar, dass er es getan hat, und lege sein Werk jedem ans Herz, der mehr über diese Epoche erfahren möchte. Jedwede Fehler, die sich in diesem Buch finden mögen, gehen voll und ganz auf mein Konto.



rowohlt digitalbuch

rororo

DIE BÜCHER VOM HEILIGEN GRAL

BERNARD CORNWELL



Historischer Roman

Der Bogenschütze